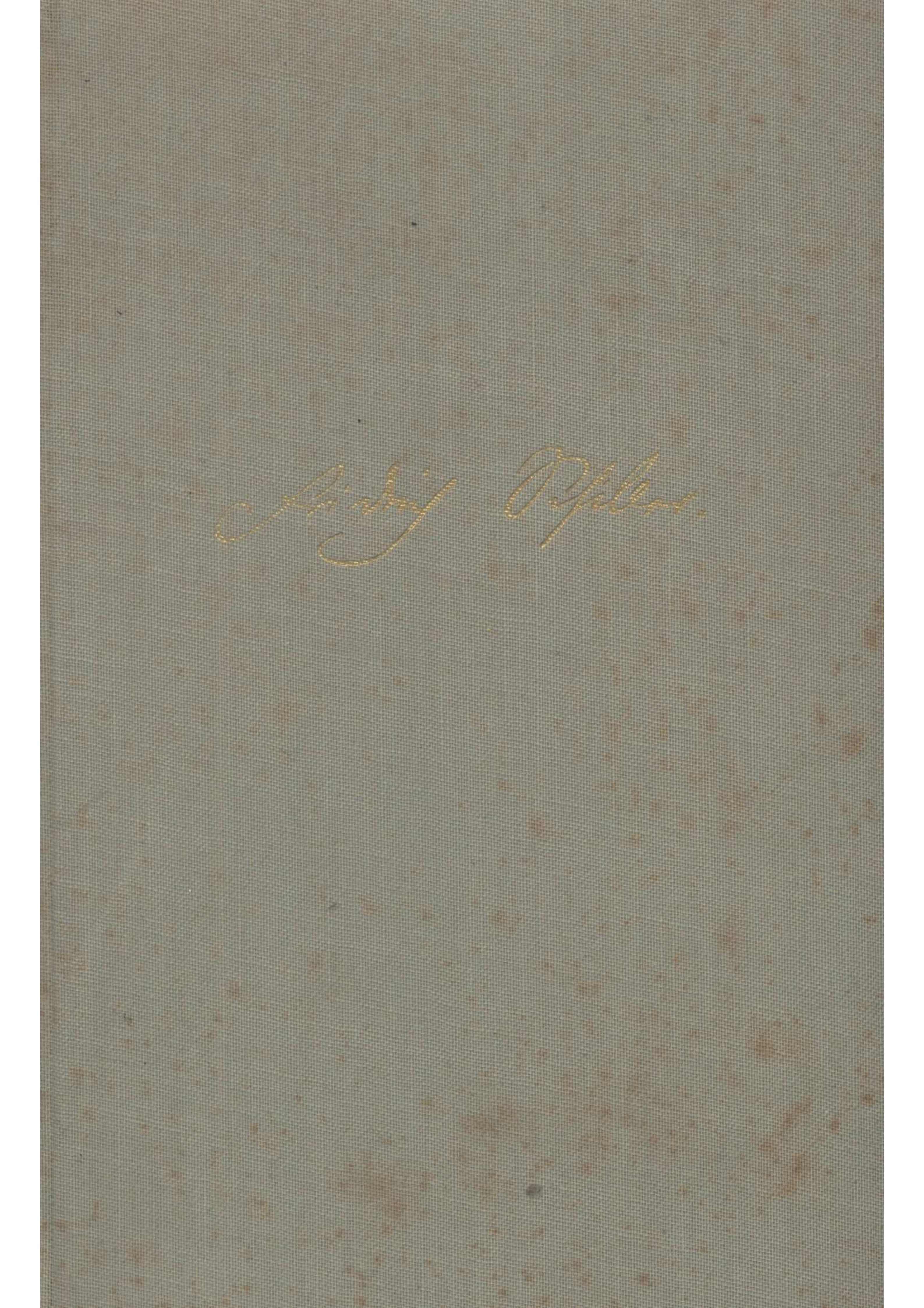
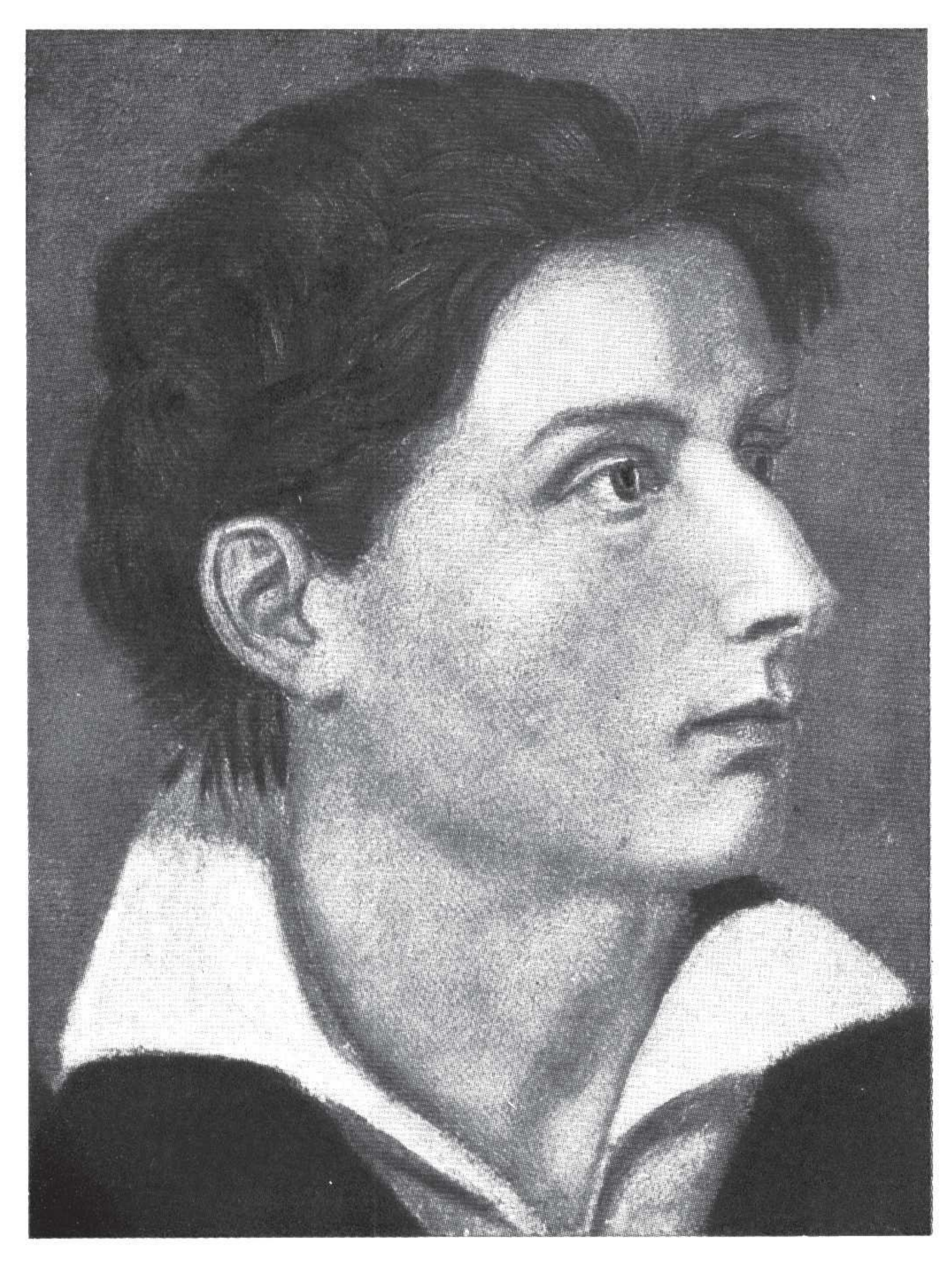


Walter Löhde

Friedrich Schiller im politischen Geschehen seiner Zeit



Jugendporträt Schillers aus der Mannheimer Zeit (von Weckherlin)

Dieses Bild wurde auf Befehl des Landgrafen von Hessen-Kassel gemalt, weil der Landgraf wissen wollte, „wie der Kerl aussieht, der die Räuber geschrieben hat“.

Mit freundlicher Genehmigung des Schiller-Nationalmuseums in Marbach

Walter Löhde

Friedrich Schiller

im politischen Geschehen seiner Zeit

Fünf Abbildungen

19 59

Verlag Hohe Warte · Franz v. Bebenburg · Pähl (Obb.)

Nr. 191.

Printed in Germany. Gesetzt aus der Schwabacher Fraktur; gedruckt von der Carl Bauer'schen Buchdruckerei, München 2, Karlstraße 18; gebunden bei Gebrüder Businger, München 9, Kühbachstraße 9.

Inhaltsverzeichnis

Schillers Bedeutung für die Nachwelt

Im Jahre 1859 waren die Feiern zu Schillers 100. Geburtstag mächtige Kundgebungen. Diese Kundgebungen, bei denen die Wirkung von Schillers Geist so offenbar wurde, waren politische Bekenntnisse zur Einheit Deutschlands, die in der fehlgesteuerten und fehlgeschlagenen Revolution des Jahres 1848 nicht erreicht worden war. Aber die Sehnsucht und das Verlangen des deutschen Volkes nach dieser Einheit war lebendig geblieben. Man empfand damals lebhaft, welche Bedeutung gerade Schiller für die Erfüllung dieser Sehnsucht hatte und haben konnte. Daher hatten diese Kundgebungen denn auch einen politischen Charakter und politische Auswirkungen. Aus diesem Grunde waren sie manchen Regierungen unerwünscht.

In Kassel, der Hauptstadt des damaligen Kurfürstentums Hessen, wurden die Schillerfeiern — so berichtet Philipp Bosch in seiner „Geschichte des Kurfürstentums Hessen" — durch „plumpe Polizeischikanen beeinträchtigt".

Wie kam das? — Wozu diese Polizeischikanen? — Warum diese Maßnahmen, „mit denen man den in ganz Deutschland gefeierten Jubeltag", — wie Bosch sagt — die Feiern zum Gedenken an den großen Dichter unterdrücken wollte? —

Eine Antwort auf diese befremdenden Maßnahmen der kurfürstlich-hessischen Regierung könnte man den Tagebuchaufzeichnungen des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen entnehmen. Dieser hat nämlich nach der französischen Kriegserklärung an Preußen am 19. 7. 1870 — bevor er ins Feld rückte — den König Ludwig II. von Bayern in München besucht. Er schrieb am 27. 7. 1870 in sein Tagebuch: „Empfang im Theater. Wallensteins Lager. Der König meint, Schiller hat viel demokratische Tendenzen, und glaubt, daß man deshalb in Berlin nicht gerne sein Denkmal aufstellen lassen will."

Das war eine vieldeutige Bemerkung des kunstliebenden Bayernkönigs! Ludwig II. war — wie sein Großvater Ludwig I. — ein großer Verehrer Schillers. Er hatte sehr richtig verspürt, daß Schiller nicht nur ein großer Dichter, sondern auch ein politischer Schriftsteller war, der „demokratische Tendenzen" vertrat. Diese Tendenz gipfelt bekanntlich zusammengefaßt in Schillers berühmtem Wort: „Ich kann nicht Fürstendiener sein!" Allerdings dürfen wir diese „demokratische Tendenz" nicht im engen Sinne der Parlaments- oder Volksdemokratie auffassen, d. h. sogenannter „Demokratien", die sich durch den ausgeübten Zwang, sei es durch Mehrheit oder Terror, oft autoritärer betätigen als Monarchien. Gegen den Zwang hat Schiller stets gekämpft, und die Mehrheit hat er bekanntlich als den „Unsinn" an sich bezeichnet, weil „Verstand stets nur bei wenigen gewesen ist".

Wenn also i. J. 1870 noch kein Schiller-Denkmal in Berlin stand, so mochte das sehr wohl — wie König Ludwig II. meinte — damit zusammenhängen, daß Schiller „demokratische Tendenzen" vertrat. Seit den Märztagen des Jahres 1848 war der Begriff „Demokratie" — im

guten wie im schlechten Sinne — verpönt. Auch der Nachfolger des preußischen Königs Friedrich Wilhelm IV. — Wilhelm I. — hatte durch seine Erlebnisse der Jahre 1848/49 eine sehr schlechte Meinung von „demokratischen Tendenzen".

Jedenfalls sehen wir, — und das soll uns in diesem Buche besonders beschäftigen — Schiller war nicht nur der Dichter unsterblicher Dramen, er war auch ein politischer Schriftsteller ersten Ranges von bleibender Bedeutung. Das hatte König Ludwig II. sehr richtig erkannt.

Eine weitere Gegnerschaft war Schiller durch die Kirche, die Priester beider Konfessionen erwachsen. Die „Evangelische Kirchenzeitung" hatte im Jahre 1830 Angriffe gegen die Verehrer Schillers gerichtet. Als das von Thorwaldsen geschaffene Schillerdenkmal in Stuttgart eingeweiht werden sollte, verweigerten die Vertreter der Kirche das vorgesehene Glockengeläute und versagten ihre Teilnahme an diesem Festakt. Man lehnte jede Verehrung Schillers als einen „Kultus des Genies" ab. Dieser Standpunkt der Kirche weckte Empörung. Die „Halleschen Jahrbücher" (1839, Seite 1116) schrieben zu dieser Weigerung der Kirche: „So führt denn nur euren Vorsatz aus, ihr Heiligen, nie mehr den Platz zu betreten, auf welchem Schillers Monument steht. — Schickt uns Schillers Bild zurück, weil ihr ihm in euren Häusern keinen Platz zu vergönnen wißt. Ja, euer dumpfes Christentum behaltet nur für euch." Da aber das Denkmal selbst, wegen der weichlichen Auffassung Thorwaldsens, berechtigten Widerspruch herausgefordert hatte, war es als Bildwerk zuvor von den „Halleschen Jahrbüchern" abgelehnt worden. Jetzt aber erschien folgendes „Nachgesandt", mit „Sinnesänderung" überschrieben:

„Doch was hör' ich? Mit Macht erhebt sich ein Pfaffen-
gezüchte,
Hetzt das mißleitete Volk gegen das ‚Götzenbild' auf —
Recht so! Da lernt ihr andern ein heilsames Entweder
— Oder,
Lernet, daß es nicht geht, zweierlei Herren sich weih'n!
Entweder Schillers Freund und ein Freund der Kritik
und der Freiheit,
Oder des Fortschritts Feind, aber auch Schillers
zugleich!
Ja, jetzt freut mich das Fest, und wäre noch schlechter
das Standbild,
Wäre noch öder der Platz, fröhlich nun juble ich mit [1])!"

Unter diesen Umständen gestalteten sich die Feiern zu Schillers 100jährigem Geburtstag in Deutschland und überall in den Ländern deutscher Junge, ja selbst im Ausland, wo immer Deutsche lebten, zu mächtigen Kundgebungen. In Zürich, einer Stadt, die ihre Tore seit Jahrhunderten allen verfolgten Freiheitskämpfern — Arnold von Brescia, Ulrich von Hutten — offen gehalten hat, fand ebenfalls eine Schillerfeier statt. Im Theater wurde am 10. 11. 1859 „Wilhelm Tell" aufgeführt. Der deutsche Dichter Georg Herwegh — ein Landsmann Schillers, der wegen seiner demokratischen Gesinnung und seiner Beteiligung an der 48er Revolution wie Richard Wagner, Johannes Scherr und viele andere hierher geflüchtet war, hatte zu jener Festveranstaltung einen Vorspruch gedichtet. Diese gedichtete Gedenkrede läßt den politischen Einfluß erkennen, der von Schillers Geist ausging und jene Demokraten so stark beeindruckte. Ja, manche dieser Worte

[1]) Albert Ludwig: „Schiller und die deutsche Nachwelt", Berlin 1909.

muten uns heute völlig zeitgemäß an. Es heißt in diesem Prolog:

„Ein Alexander barg in goldnem Schrein
Das hohe Lied von Ilium;
Doch unsern Dichter, in dem Heiligtum
Des Herzens schloß ein ganzes Volk ihn ein.
Und trennt uns groß' und kleine Leidenschaft
Und gegenseitig bitteres Verneinen —
Dem Genius verbleibt die Kraft,
Uns alle um sich zu vereinen.
Wir wissen nicht, was uns beschieden,
Es waltet heut ein böser Stern:
Wir hatten Krieg und haben keinen Frieden,
Und donnern hör' ich schon von fern.
Doch sehn wir auch, wie trotz dem Bleigewichte
Der Finsternis ein Volk jetzt aufwärts strebt;
Die Freiheit ist die Flut der Weltgeschichte,
Und manche Woge sehn wir, die sich hebt.

Wir sehen auch, es schwindet das Vertrauen
Auf jeden ird'schen Herrscherstab;
Drum wollen wir auf jene Krone bauen,
Die er der Menschheit wiedergab.
Von außen kommt kein Brecher ihrer Ketten;
Der eigne Adel in ihr wird sie retten.
Die Zeit, die wir gesehn im Wallenstein:
‚Wo nichts der Bürger galt, der Krieger alles!'
Bald sollt' sie brechen über uns herein,
Die schwere Stunde unsres tiefsten Falles.
Wir lagen da zertrümmert und vernichtet;
Der Geist, der in ihm lebt, der hat uns aufgerichtet.
Und wenn wir gut und wenn wir groß gehandelt,

So war's, weil er den Menschen umgewandelt,
Und wenn die Kraft des Volkes Wunder tat,
So war's, weil in ihm aufging seine Saat.

Und als der Kampf entbrannt war ohnegleichen
‚Um Herrschaft und um Freiheit' in der Welt,
Da standen unsres Schillers Zeichen
Mit uns im Feld.
Und als geschlagen ward die letzte Schlacht,
Hat uns zum Sieg geführt auch seine Macht.

Er war im Bild vergangner Zeiten
Der bessern künftigen Prophet,
Und wird, ein Freund, das deutsche Volk
begleiten,
So lang ein deutsches Volk besteht.
Im Schmuck der Jugend, wie in grauer Locke,
Wir sind ihm alle, alle treu verblieben —
Er selbst ist heute jene reine Glocke,
Drauf vivos voco deutlich steht geschrieben.

Die Feuer flammen, und die Glocken läuten,
Doch ist's nicht allerorten gut bestellt,
Und manche Bretter möchten heut bedeuten
Wohl eine andere als diese Welt.
‚Die nur den Geist anrufen in der Not,
Und denen grauet gleich, wenn er sich zeigt —'
Für sie ist unser Dichter tot
Und schweigt.

Doch kann's geschehn, daß in dem Volksgemüt,
Das liebend dich so lange schon in stiller
Andacht gehegt, ein neuer Sinn erglüht —
O gib ihm deinen Segen, großer Schiller ...

Erhebt euch! Nicht vor einem Meister,
Der vor sein Volk im Purpur tritt;
Erhebt vor einem Fürsten euch der Geister,
Der nur für Menschenwürde stritt!
Erhebt euch heute dem zur Ehre,
Der euch so oft der dumpfen Schwere,
Der Angst des Irdischen enthob!
Er ist zu groß für unser Lob;
Nur Liebe dringt in seine Sphäre,
Nur Liebe werd' ihm drum zuteil:
Heil, Schiller, — Heil!"

Im Rückblick auf die Feier des 100. Geburtstags Schillers schrieb der Theologe David Friedrich Strauß:

„Zu der hundertjährigen Schillerfeier neulich haben jene Frommen natürlich äußerst sauer gesehen, und es ist nur Politik, um es mit dem Publikum nicht gar zu sehr zu verderben, von ihnen gewesen, wenn sie sich nicht noch weit stärker dagegen ausgesprochen haben. Naiv ist es freilich in hohem Grade, daß eben sie so unbefangen gegen Abgötterei eifern, als könnte es auf der Welt niemandem einfallen, ihnen das Quis tulerit Gracchos de seditione querentes? (Wer schenkt Gracchen Gehör, die Klagen erheben um Aufruhr) entgegenzuhalten. Auch einer der Gebildeten und Süßredenden unter ihnen, der die Schillerfeier in Schutz nahm, glaubte sich doch zu dem Ausruf bemüßigt: hinweg mit aller Menschenvergötterung in wie außer der Kirche! Nun, wir außerhalb können ihn versichern, daß nie einer von uns daran gedacht hat oder daran denken wird, weder dem alten Hauptmann Schiller zu Gunsten eines höheren Wesens die Vaterschaft an seinem Sohne abzusprechen, noch den Rezepten, die dieser als Regiments-

medikus verschrieb, eine totenerweckende Kraft beizulegen, noch den Umstand, daß über dem Begräbnis des Dichters bis heute ein Geheimnis ruht, zu der Vermutung zu benützen, er sei wohl bei lebendigem Leibe in himmlische Regionen erhoben worden."

Die Stellungnahme der Kirche ist durchaus verständlich. Sie wurde und wird nur — wie heute wieder — verschleiert, „um es mit dem Publikum nicht gar zu sehr zu verderben", wie sich Strauß ausdrückte. Denn — auch das hat Strauß bereits vor 100 Jahren bei jener Schillerfeier festgestellt:

„Von dem Kirchenglauben war in Schiller schlechterdings keine Spur, und nicht das kleinste Zugeständnis hätte er demselben machen dürfen, ohne seine ganze Weltanschauung über den Haufen zu werfen; sobald er sich zum Glauben an ein einziges Dogma, an eine einzige biblische Wundergeschichte bequemte, war er mit dem Geist aller seiner Werke in Widerspruch getreten. Und daß nun gerade die Gestalt dieses Mannes, dessen geistige und sittliche Hoheit von jeder kirchlichen Beimischung frei, rein human und rationell erworben war, daß sie gerade auf das deutsche Gemüt diese Anziehungskraft übt, in Schiller gerade wie in keinem anderen der deutsche Volksgeist sich selbst wiedererkennt, das ist ein Zeichen, das jenen Kirchenmännern ebenso bedenklich, als uns erfreulich und hoffnungsreich erscheinen muß [2])."

Allerdings! Das sind für die Priester recht unbequeme Tatsachen. Nur bezeichnen wir heute das Gemütserleben, das Strauß hier den „deutschen Volksgeist" nennt, besser und richtiger als „deutsche Volksseele". Die Anziehungs-

---

[2]) David Friedr. Strauß: „Gespräche von Ulrich von Hutten", Leipzig 1860, Vorrede Seite XXIV/VI.

kraft Schillers erweist daher, daß der Dichter diese Volksseele erlebte, daß er in seinen Werken die deutsche Eigenart zum Ausdruck brachte. Das betonte der amerikanische Staatsmann Karl Schurz (1829—1906) — der alte 48er Demokrat und Vertreter deutschen Wesens in den USA — in seiner Gedenkrede zu Schillers 100. Todestag am 9. 5. 1905 in New York. Er sagte, er müsse den Grund für Schillers machtvolles Fortleben darin erblicken, „daß kein anderer Dichter die edelsten Instinkte und Triebe der Volksseele stärker als er in sich selber gefühlt, edler und erhebender zum Ausdruck gebracht habe und mit größerer Wärme und Beständigkeit anzuregen vermöge" („New Yorker Staatszeitung" v. 10. 5. 1905).

Daher schrieb die „Deutsche Zeitung" von Porto Alegre (Brasilien) zu der Schillerfeier des Jahres 1905: „Für die Deutschen und Deutschgeborenen außerhalb der Stammesheimat ist Schillers Persönlichkeit so recht geeignet, ein Symbol deutscher Eigenart zu bilden, da in seinem Wesen, wie kaum in den anderen großen Deutschen, das Streben nach Freiheit und edler harmonischer Menschlichkeit zum allgemeinverständlichen typischen Ausdruck kommt."

Dazu sagte der Literaturhistoriker Ad. Dörrfuß in seinem Bericht über die Schillerfeiern des Jahres 1905:

„Das heißt: der Einheitsgedanke im eigentlich politischen Sinn des Wortes fällt weg, und Schiller wird zu einem Symbol, um das sich das Deutschtum der ganzen Welt sammeln kann, weil seine Dichtung als der tiefste Ausdruck deutscher Sinnesart, seine Persönlichkeit als die reinste Verkörperung deutschen Wesens erscheint [3]."

[3]) Ad. Dörrfuß: „Die Schillerfeier 1905" im „Marbacher Schillerbuch" II. Stuttgart 1907, Seite 50/1.

Wenn wir uns diese Umstände heute vergegenwärtigen, so verstehen wir die Bemühungen aller geschworenen und verschworenen Feinde deutscher Einheit und deutschen Wesens, diesen Dichter herabzusetzen, herabzuloben oder sogar — wie es oft geschieht — zu verunglimpfen und zu schmähen. Das ist zumal heute zu beobachten, wo in einer noch nicht erlebten Weise gegen das deutsche Volk und alles, was deutsch ist, gehetzt wird. Die Mittel, mit denen man Schiller dem deutschen Volk zu verleiden sucht, sind recht verschieden. Sie umfassen Hohn und Spott, wie kitschiges Lob und bewußt falsche Übermittlung bei der Darstellung auf der Bühne, in Abhandlungen oder Vorträgen.

Die Absicht, Schillers Namen auszulöschen, hat aber wohl kaum jemand so offen ausgesprochen wie der jüdische Schriftsteller Siegfried Trebitsch im „Neuen Wiener Journal" v. 6. 11. 1921. Er schrieb u. a.:

„Nur wenn der Begriff ‚Vaterland' vollständig aufhört und ausgemerzt wird aus den werdenden Gehirnen, um dem Begriff ‚Menschheit' Platz zu machen, kann das Morgenrot einer neuen friedlichen Welt zu dämmern beginnen ... Einen Namen zumal, den die Fahnen der deutschen Jugend so lange vorangetragen haben, den Dichternamen Friedrich Schiller, werden sie vergessen lernen müssen."

Hier wird die nach dem Krieg begreifliche Stimmung des Volkes ausgenutzt, um Schiller gewissermaßen für diesen Krieg mitverantwortlich zu machen und die Friedenssehnsucht gegen ihn zu mobilisieren. Ein recht niederträchtiges, ehrfurchts- und kenntnisloses Unterfangen. Aber es erklärt Schillers große politische Bedeutung.

Die Jesuiten, obgleich naturgemäß grundsätzliche Gegner Schillers, benahmen sich — wie immer — politisch

klüger als die orthodoxen evangelischen Pastoren beim 100. Geburtstag im Jahre 1859 und Siegfried Trebitsch nach dem Kriege von 1914/18. Ihr „Literaturhistoriker", der Jesuit A. Baumgartner, erklärte in einem „Schiller-Gedenkblatt" („Köln. Volkszeitung" v. 9. 5. 1905), Schiller sei ausgegangen „von den gehässigsten antikatholischen Geschichtsauffassungen, in glühender Begeisterung für die Ideen der damaligen Aufklärung und Freimaurerei". Aber — so sagt er weiter:

„Er war indes ein edler, ideal angelegter, nicht nur nach dem Schönen sondern im Grunde auch nach dem Wahren und Guten strebender, ein ernster, gemütvoller, echt deutscher Mann ... Sein Genius hat sich rasch zu den reifsten, wahrhaft klassischen Leistungen erschwungen; er wurde jetzt jener Schiller, der mit den hellenischen Tragikern und Shakespeare um die Palme ringt ... Schiller ist es mit der Kunst unendlich ernst gewesen — sie war ihm ein Heiligtum, eine Religion ... Zur vollen Klarheit der christlichen Weltanschauung hat sich Schiller auch in den letzten Jahren nicht durchgerungen, aber er hat sich ihr stetig genähert, er hat die natürlichen Ideale so mächtig erfaßt ..., daß wir ihn in dieser letzten Periode freudig als den Unsrigen betrachten dürfen."

Und im Jahre 1910 schrieb derselbe Jesuit in einem Aufsatz der jesuitischen Zeitschrift „Stimmen aus Maria-Laach" (LXXVIII, 36) u. a.:

„Er (Schiller) wurde als Dichter katholisch, ohne es zu beachten. Er ging dem Schönen nach, und das lag jenseits der lutherischen Grenzsteine. Wenn er, der scharfe, konsequente Denker, ein ebenso demütiger und frommer Mann gewesen wäre wie Vondel, so hätte er katholisch werden müssen."

Nun war Schiller aber kein „frommer Mann" wie jener genannte niederländische Dichter Joost van Vondel (1587 bis 1679), der zur katholischen Kirche übertrat. Um eine solche Posse aufzuführen, war Schiller eben ein zu „scharfer, konsequenter Denker" und kein „demütiger", d. h. nach mittelhochdeutschem Sprachgebrauch, knechtseliger Mann. Aber wir haben hier ein jesuitisches Beispiel des Herablobens vor uns. Außerdem weist der Jesuit bei seiner Kritik auf die „Ideen der damaligen Aufklärung und Freimaurerei" hin, die wir infolgedessen — beide sind für Schillers Geistesentwicklung tatsächlich ungemein wichtig — in diesem Buch behandeln werden. Ebenso ist Schillers spätere Beschränkung auf die Kunst ein entscheidender Umstand, der richtig gewürdigt werden muß. Wir sehen hier bereits, wie nur d i e s e Seite von Schillers Wesen und Schaffen für bestimmte Zwecke kulturpolitisch hervorgekehrt wird. So betrachtet, ist Schiller bekannt, während seine abgebrochene Tätigkeit als historischer und politischer Schriftsteller nahezu unbekannt ist.

Da nun Schiller indes kein „frommer Mann" war, sondern im Gegenteil das Christentum und zumal die Kirche ablehnte, hatte der Jesuit L. v. Hammerstein bereits i. J. 1893 vor der Unterweisung in den Schulen gewarnt. Er schrieb:

„Der alles Christentum, allen Glauben zerstörenden Wirksamkeit Lessings stehen Schiller und Goethe hilfreich zur Seite. Schiller erklärt:

‚Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
die du mir nennst. Und warum keine? — Aus Religion!'

Schiller sagt sich also hiermit von allen objektiv bestehenden Religionen, insbesondere vom Christentum, welcher Konfession auch immer, vollständig los. Noch nicht

30 Jahre alt, war er mit den pantheistischen Lehren des Juden Baruch Spinoza vertraut gemacht ... Gilt es, den Katholizismus noch ganz besonders zu verunglimpfen, so stellt auch Schiller mit seinem ‚Don Carlos', seiner ‚Geschichte des dreißigjährigen Krieges' sich ein [4]."

Das ist schon etwas deutlicher! Nun wissen wir ja, daß Schiller sein Leben lang für die Freiheit kämpfte. Nur ein fromm- oder zweckgläubiger Katholik kann leugnen, daß die katholische Kirche — wenn sie die Macht besaß — die Freiheit mit allen Mitteln unterdrückt hat. Immerhin zeigt es wieder die religiöse Folgerichtigkeit des Jesuiten, wenn er feststellt, daß sich Schiller vom Christentum losgesagt hat, während die evangelischen Pastoren leicht zu entdeckende Schleichwege einschlugen, um später — zumal i. J. 1905 — Schiller dennoch ein Christentum anzupredigen. Wir müssen also auch diese Frage behandeln.

Wie der Jesuit Hammerstein stellte der Philosoph Friedrich Jodl in der Zeitschrift „Das freie Wort" (Nr. 3, 1905, Seite 95) fest:

„Bei keinem Vertreter unserer klassischen Literatur ist von Religion so wenig die Rede wie bei Schiller. Keiner ist über alle traditionellen Formen der historischen Religion so weit hinausgewachsen wie er. Keiner steht dem konfessionellen Christenglauben so ferne. Schärfstens hat er selbst die Eigenart seiner Stellung bezeichnet in dem bekannten Distichon ‚Mein Glaube':

‚Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
die du mir nennst. Und warum keine? — Aus Religion!'

Dem Mißbrauch der Religion zu Staatszwecken, der Religion als Mittel zur Knechtung der Geister, der Reli-

---

[4]) Ludw. v. Hammerstein S. J.: „Das preußische Schulmonopol", Freiburg i. Br. 1893, Seite 73 und 76.

gion der Glaubensverfolgungen und der Religionskriege, der Religion als einer Gegnerin freier Menschlichkeit stand er mit leidenschaftlicher Abwehr als ein unversöhnlicher Gegner gegenüber."

Die unternommenen Versuche, Schiller als einen Christen darzustellen, indem man auf einige Dramen hinwies, die eine Betonung des Christentums durch die dargestellten Personen erforderlich machen — z. B. in den Dramen „Maria Stuart" und „Die Jungfrau von Orleans" — sind zwar fehlgeschlagen, werden aber bis heute immer wieder erneuert.

Eine andere unerfreuliche Methode des Herablobens wurde — wenn auch ungewollt — von den sog. „Gebildeten" eingeführt. Sie bestand in dem exaltierten und verkitschenden Mißbrauch von Schillers Worten. Man gebrauchte bei jeder noch so unpassenden Gelegenheit Zitate aus den Werken des Dichters. Diese Herabwürdigung Schillers für den bürgerlichen Hausgebrauch, diese ehrfurchtslose Zitierung seiner Worte bei Vereinsfeiern, bei patriotischen Demonstrationen mit Gehrock und Zylinder, bei den albernsten Veranstaltungen, die weinerlich-sentimentale Verschandelung seiner Person zu dem knieweichen „Idealisten", die geschmacklose Bezeichnung einer Kuchensorte als „Schillerlocken" — das alles hatte aus dem unerschrockenen, kampfbereiten und kampffreudigen Menschen und Dichter Schiller eine lächerliche Figur gemacht.

In dieser Zeit der Schiller-Verkitschung schrieb Friedrich Nietzsche: derjenige, welcher sein Herz an irgendeinen großen Menschen gehängt hat, empfängt damit die erste Weihe der Kultur; „ihr Zeichen ist Selbstbeschämung ohne Verdrossenheit, Haß gegen die eigene Enge und Verschrumpftheit, Mitleiden mit dem Genius, der aus

dieser unserer Dumpf- und Trockenheit immer wieder sich emporriß, Vorgefühl für alle Werdenden und Kämpfenden ... Die Kämpfenden, das heißt die Hoffnungsreichen, als deren edelster und erhabener Ausdruck unser großer Schiller vor unseren Augen steht!"

Darum rief Nietzsche jenen kümmerlichen Bildungsphilistern, die sich mit Schillers erhabenen Worten groß zu machen wähnten, zornvoll zu:

„Ihr dürftet gar Schillers Namen nennen, ohne zu erröten? — Seht sein Bild euch an! Das funkelnde Auge, das verächtlich über euch hinwegfliegt, diese tödlich gerötete Wange, das sagt euch nichts? Da hattet ihr so ein herrliches, göttliches Spielzeug, das durch euch zerbrochen wurde. Und nehmt noch Goethes Freundschaft aus diesem verkümmerten, zu Tode gehetzten Leben heraus, an euch hätte es dann gelegen, es noch schneller erlöschen zu machen! Bei keinem Lebenswerk eurer großen Genien habt ihr mitgeholfen ... Aber bei jedem wart ihr jener ‚Widerstand der stumpfen Welt', den Goethe in seinem Epilog zur Glocke bei Namen nennt, für jeden wart ihr die verdrossenen Stumpfsinnigen oder die neidischen Engherzigen oder die boshaften Selbstsüchtigen ...[5])"

Auf jene Zeit der Schiller-Verkitschung zurückblickend, schrieb der Literaturhistoriker und Dramaturg Otto Brahm zu seiner Schillerbiographie, er verzeihe seinen Lehrern alles, was sie ihm während der Schulzeit angetan hätten: Schläge und Strafen aller Art. Aber eines könnte er ihnen nicht verzeihen, daß sie ihm durch ihren

[5]) Friedrich Nietzsche: „Unzeitgemäße Betrachtungen", 3. Stück: Schopenhauer als Erzieher; „Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten"; „Unzeitgemäße Betrachtungen" 1. Stück: David Strauß; Werke (Klassiker-Ausgabe) Leipzig o. J. 2. Band, Seite 292; 1. Band, Seite 291; 2. Band, Seite 55/56.

pedantischen Unterricht Schiller verekelt hätten. Erst als Mann hat Otto Brahm die Liebe und das Verständnis für Schiller zurückgewonnen. In jener Zeit brachte die Münchener Zeitschrift „Jugend“ eine kleine Satire, in der einige Anfänge für moderne Märchen vorgeschlagen wurden. Einer dieser Vorschläge lautete: „Es war einmal ein Jüngling von 18 Jahren, der hatte Schiller noch nicht überwunden.“ Das waren die Folgen jenes kitschigen Getues, des pedantischen Schulunterrichts und der falschen Übermittlung von Schillers Wesen und Schaffen.

Als das „Deutsche Schauspielhaus“ in Hamburg zu Beginn unseres Jahrhunderts begründet worden war und dessen verdienstvoller Leiter, Alfred von Berger, damit begann, die Dramen Schillers in Abendvorstellungen aufzuführen, sagte man ihm den folgenschwersten Mißerfolg, ja den Zusammenbruch des Unternehmens voraus. Denn — so argumentierte man — Schiller könnte man nur noch in Nachmittagsvorstellungen für Schüler zu ermäßigten Preisen spielen. Wer sähe sich denn von den Erwachsenen noch ein Drama von Schiller an! —

Berger ließ sich nicht beirren. Seine hervorragenden Inszenierungen sämtlicher Dramen Schillers, die Besetzung selbst der kleinen Rollen mit guten Schauspielern, die durchdachte Regie und das vorzügliche Zusammenspiel, die geschmackvolle und abgestimmte Ausstattung machten jede Aufführung zu einem eindrucksvollen Erlebnis. Das Theater war tagelang vorher ständig ausverkauft. Ja, das Publikum ermüdete selbst dann nicht, als der „Don Carlos“ ungekürzt aufgeführt wurde. Die Vorstellung begann um 6 Uhr nachmittags und endete — selbstverständlich mit zwei längeren Pausen — um Mitternacht. Wer diese hervorragenden Aufführungen gesehen hat,

wer den begeisterten Beifall der dankbaren Zuschauer erlebte, wird sie nicht vergessen.

In unserer Zeit begegnen uns nun wiederum Vertreter aller der von uns angedeuteten Richtungen aus der Gegnerschaft Schillers. Sie bemühen sich bald so, bald so, aus eigenem Antrieb oder beauftragt, aus Unwissenheit oder Böswilligkeit, den Dichter irgendwie herabzusetzen oder herabzuloben. Sie mögen sich indessen noch so geschickt tarnen, man erkennt sie.

Aber Schiller war nicht nur ein großer Dichter hervorragender Dramen, — das wird ihm auch heute noch zugestanden — er war ein politischer Mensch und hätte sich, wäre er dazu berufen worden, als hervorragender Staatsmann gezeigt und bewährt. Es ist unvorstellbar, was Schiller in führender Staatsstellung geleistet haben würde; ja selbst nur als Minister eines Kleinstaates — wie Goethe es war — hätte er staatspolitisch weit mehr geschaffen als dieser. Mit voller Berechtigung hat einer der gründlichsten Schillerforscher, Richard Weltrich, von ihm geschrieben:

„Er hatte das Zeug dazu, ein Staatsmann im größten Stile zu werden: man denke nur an die den allgemeinen Interessen der Menschheit zugewendete schöpferische Fülle seines Geistes, an seinen großen, weiten historischen Blick, an die immer schlagfertige Energie und Stahlkraft seiner Natur [6])."

Daher schrieb Erich Schlaikjer in der „Täglichen Rundschau" (Nr. 269) v. 18. 11. 1915 sehr richtig:

„Was er (Schiller) dem Geschlecht der jetzt schaffenden Dramatiker vor allem spenden könnte: mir ist, als wäre es in erster Linie die politisch-historische Größe seines

---

[6]) Richard Weltrich: „Friedrich Schiller", Stuttgart 1899, Seite 378.

Schaffens. Wo immer wir uns in der Welt seiner Dramen umsehen, finden wir eine erstaunliche Genialität in der Zeichnung politisch-staatsmännischer Typen. Das politische Blut fiebert mitunter so stark in den Adern seiner Helden, daß man im Dichter selber fast einen Staatsmann vermuten könnte."

Wir haben gesehen, daß der Jesuit Baumgartner zwischen dem Historiker und Politiker Schiller und dem Dichter und Ästhetiker zu unterscheiden wußte. Darin stimmen alle Darstellungen überein. Während der Politiker, der Revolutionär stillschweigend übergangen wird, stellt man immer nur den Dichter heraus. Daher soll unsere Darstellung den Politiker und Revolutionär zeigen. Der katholische Literaturhistoriker Herman Hefele hat in seiner leider durch den Tod unvollendet gebliebenen Schiller-Biographie über Schillers Verhältnis zur Politik gesagt:

„Schiller besaß von Natur politische Leidenschaft, und die ersten Tragödien sind durchaus und ausschließlich vom politischen Willen getragen. Auch persönlich wäre der Dichter, der den Bruch mit seinem Landesfürsten wagte, zum Politiker, zum Revolutionär geschaffen gewesen, mehr als ein anderer Deutscher seiner Zeit. Aber seit jenem inneren Umbruch, den die ‚Resignation' bezeichnet, seit dem Sieg der Reflexion war sein Wesen dem Aktiven abgewandt. ... Und gerade damals, in der Leipziger und Dresdener Zeit, nahte sich ihm, dem werdenden Idealisten, der Versucher in der Gestalt des aktiv Politischen. Von seiten der Freimaurerei sind damals, wie wir aus seinen Briefen wissen, vielfach Versuche gemacht worden, ihn dem Orden zuzuführen. Schiller wußte, daß vor allem die Weimarer Kreise, auf denen er seine Zukunft aufbauen wollte, daß Karl August, Goethe, Wieland, Herder dem

Orden angehörten. Er selber trat gleichwohl nicht bei. Zwar sagt sein Urenkel Alexander von Gleichen-Rußwurm, es sei Familientradition, daß Schiller Freimaurer geworden sei. Aber diese Familientradition verliert allen Wert gegenüber positiven Zeugnissen des Gegenteils. Körner, vor dem er keine Geheimnisse hatte, schrieb nach seinem Tode an Karoline von Wolzogen: ‚Schiller trat weder den Illuminaten noch einem anderen Geheimbund dieser Art bei, obwohl ihm manche Avancen gemacht wurden.' Es waren keine politischen, noch weniger etwa religiöse Gründe, die ihn fernhielten; er mag sogar den meisten Gedanken des Freimaurertums mit Sympathie gegenübergestanden haben. Aber es war sein eigenes Bedürfnis nach innerer Freiheit, das ihn davon abhielt, sich zu binden ... Den Weg, den Schiller zu gehen hatte, konnte er nur allein gehen; Bindung wäre für ihn Lüge gewesen [7])."

Wir sehen an diesen Ausführungen bereits, daß Schiller eine große politische Neigung besaß. Seine Abwendung von der aktiven Politik entsprach seiner wachsenden Einsicht, daß „jeder Versuch einer Staatsverbesserung aus Prinzipien — denn jede andere ist bloßes Not- und Flickwerk — so lange unzeitig und jede darauf gegründete Hoffnung schwärmerisch sei, bis der Charakter der Menschheit von seinem tiefen Verfall wieder emporgehoben ist — eine Arbeit für mehr als ein Jahrhundert [8])."

---

[7]) Herman Hefele: „Schillers Entwicklung bis zur Mannesreife", 40. Rechenschaftsbericht des Schwäbischen Schillervereins Marbach, Stuttgart 1936, Seite 86.

Das „Allgemeine Handbuch der Freimaurerei", Leipzig 1901, 2. Band, Seite 317 stellt ausdrücklich fest, Schiller „war kein Freimaurer, obgleich in seinen Anschauungen dem Bunde verwandt". Aber selbst diese „Verwandtschaft" ist, näher betrachtet, recht fragwürdig.

[8]) Brief an den Erbprinzen Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg, vom 13. Juli 1793.

Diesem Schiller, dem Revolutionär und Politiker, gilt unsere Betrachtung. Dabei muß von einer literarischen, künstlerischen und dramaturgischen Würdigung und Wertung abgesehen werden. Es kommt hier immer nur auf den revolutionären, politischen Gehalt der Dichtungen und Schriften an. Daher sind auch oft Stellen aus Gedichten und Schriften angeführt, die der Dichter später aus ästhetischen oder politischen Gründen gemildert oder sogar ganz unterdrückt hat. Man wird vieles finden, was nie in die sog. sämtlichen Werke übergegangen ist. Schon Herman Hefele hat geklagt, daß „dank den meist ganz unzulänglichen Ausgaben von Schillers Werken, die im Umlauf sind, in Deutschland eine wirkliche Kenntnis Schillers sehr selten" ist.

Diesen kampfbereiten Menschen und kampffrohen Dichter, der wie kaum ein anderer die Not kannte, aber stets für die Freiheit eintrat; den Jüngling, der seinem Landesherrn Trotz bot, der als mittelloser Flüchtling die Heimat verließ und sich zu dieser Höhe emporschwang; der den „Widerstand der stumpfen Welt" besiegte und das ihm anerzogene Christentum völlig überwand — diesen unentwegten Kämpfer konnte man nicht darstellen, wie es Thorwaldsen bildhauerisch und andere literarisch getan haben. Dieser Mann war ein deutscher Revolutionär im besten und umfassendsten Sinne. Sehr richtig hat Richard Weltrich in seiner Festrede zu München im Jahre 1905 gesagt:

„Von seltenster Fülle des Inhalts, dramatisch bewegt, von großem Zuschnitt, ergreifend und rührend ist Schillers Lebensgeschichte, und zugleich tritt in ihr ein auszeichnender Zug hervor: ich meine sein Heldentum. Denn ein Kämpfer wie wenige ist er gewesen, ein Feuergeist, der in alles, was er ergriff, die Glut seiner

Seele goß, ein rastloser Arbeiter und ein mutiger Dulder, ein in stets gespanntem Streben nach dem Höchsten ringender und sich aufzehrender Mensch, ein heroischer Willensmensch... Kampf mit dem Schicksal erwartet ihn schon am Eingang des Lebens... er opfert die Heimat, die Verbindung mit Eltern und Geschwistern, den Beruf, der ihm ein, wenn auch kärgliches Brot gab; um zu sein und zu werden, wozu die innere Stimme ihn drängte, flüchtet er... aus Württemberg. Aber... die Endergebnisse seines pfälzischen Aufenthalts heißen Elend und Not und Enttäuschung... Aber Schillers immer energische Schaffenskraft bleibt ungebrochen, und nur die würdigste Ausfüllung der Zeit ist seine Sorge. Welch ein Held!"

Dieser willensstarke, wirklichkeitsnahe, aber von den Menschen das Höchste fordernde Dichter verlangte daher rücksichtslos: „Hinweg mit der falsch verstandenen Schonung und dem schlaffen verzärtelten Geschmack, der über das ernste Angesicht der Notwendigkeit einen Schleier wirft und, um sich bei den Sinnen in Gunst zu setzen, eine Harmonie zwischen dem Wohlsein und Wohlverhalten lügt, wovon sich in der wirklichen Welt keine Spuren zeigen. Stirne gegen Stirne zeige sich uns das böse Verhängnis. Nicht in der Unwissenheit der uns umlagernden Gefahren — denn diese muß doch endlich aufhören — nur in der Bekanntschaft mit derselben ist Heil für uns!"

Diese Bekanntschaft soll sich aber gerade auf die geistigen Gefahren erstrecken, die uns heute mehr denn je umlagern. Dazu gehört jene römische Gefahr, auf die selbst Julius Burggraf hinwies. Aber auch die Gefahr, die durch das Einschläfern der Volksseele erwächst, so daß deren Widerstand erlahmt. Denn auf diesem Gebiet er-

leben wir es besonders, daß man „eine Harmonie zwischen dem Wohlsein und Wohlverhalten lügt, wovon sich in der wirklichen Welt keine Spuren zeigen". Dadurch erstarkt aber die Herrschaft jener Mächte, welche die Freiheit des einzelnen wie der Völker und deren Selbstbestimmungsrecht unterdrücken, die nach dem Grundsatz handelten, handeln und handeln werden: „Der Verwesung lieber als der Freiheit!"

Allen solchen cäsarisch-autoritären, christlich-imperialistischen Bestrebungen gilt Huttens Ruf: „Es lebe die Freiheit!" Den von solchen Mächten beeinflußten und gelenkten Regierungen gilt Schillers Forderung: „Geben Sie Gedankenfreiheit!"

Um diese politischen Gedanken Schillers in seinen Dichtungen, Briefen und Schriften zu verstehen, ist es wiederum notwendig, jeweils die politischen Ereignisse, wie die Umwelt kurz darzustellen und zu erläutern. Dazu gehört auch — wie Hefele erwähnt — das vielverzweigte Geheimordenswesen des 18. Jahrhunderts, dem Schiller den ausgezeichneten Roman „Der Geisterseher" gewidmet hat. „An diesem Geisteskampfe Schillers wird die kommende Schillerforschung auch nicht mehr mit Stillschweigen vorübergehen können", schrieb Otto Wiemer im 35. Rechenschaftsbericht des Schwäbischen Schillervereins (1931). Daher ist — soweit in dem engen Rahmen möglich — auch auf dieses Geheimordenswesen eingegangen. Denn nur so sind die politischen Verhältnisse und Zusammenhänge, die gesellschaftlichen Zustände und die geistigen Strömungen des 18. Jahrhunderts dem heutigen Leser verständlich zu machen.

Die politischen und sozialen Zustände in Schillers Jugendzeit

Der Deutschland verheerende Dreißigjährige Krieg hatte einschneidende Folgen für ganz Europa. Man darf diesen Krieg nicht einseitig als „Religionskrieg" oder einen deutschen Bürgerkrieg auffassen. Dieser furchtbare Krieg auf deutschem Boden war ein europäischer Krieg, ja gewissermaßen der erste „Weltkrieg", denn Europa war damals die „Welt". Fast alle europäischen Mächte wurden nach und nach, länger oder kürzer, mehr oder weniger von diesem Krieg berührt oder in ihn hineingezogen.

Es kann nach dem heutigen Stande der Geschichtsforschung nicht mehr ernsthaft bezweifelt werden, daß der Jesuitenorden diesen Krieg gewollt und vorbereitet hat. Die katholischen Fürsten waren Marionetten in der Hand jenes Ordens. Das Restitutionsedikt des Jahres 1629 nach dem vorläufigen Siege der katholischen Kaisermacht kennzeichnet das Kriegsziel des Jesuitismus: die völlige Rekatholisierung Deutschlands.

Der gegen den ausdrücklichen Willen des Papstes Innozenz X. geschlossene Westfälische Friede (1648) bewirkte eine politische Neuordnung Europas. Das Deutsche Reich wurde in etwa 300 mehr oder weniger selbständige Länder, Ländchen, Städte und Städtchen zerschlagen. Es war keine Großmacht mehr. Die führende Großmachtstellung

in Europa fiel Frankreich zu. Die Politik der Kardinäle Richelieu und Mazarin hatten aus Frankreich durch die gewaltsame Unterdrückung des Adels ein Reich mit einem autoritären Königtum geschaffen. In dem französischen König Louis XIV. verkörperte sich der Staat. Jener König hat das geflügelte Wort „l'état c'est moi" (der Staat bin ich) zwar weder geprägt noch ausgesprochen, er hat aber in diesem Sinne gehandelt. Diese Staatsauffassung machten sich die meisten Fürsten zueigen. Der fürstliche Absolutismus wurde zur allgemeinen Regierungsform.

Ludwig XIV. befand sich in den Händen seiner jesuitischen Ratgeber. Er hob das Religionsfreiheit gewährende Edikt von Nantes i. J. 1685 auf. Die Religionsverfolgungen begannen in Frankreich aufs neue. Der Versuch, den Absolutismus auch in England einzuführen, scheiterte. Der fanatisch-katholische König Jakob II. (Stuart) wurde i. J.1688 abgesetzt und vertrieben. Er flüchtete nach Versailles zu seinem Vetter Louis XIV.

Der Glanz und die Macht Louis XIV. veranlaßten die meisten deutschen Fürsten zur Nachahmung. Die Jesuiten förderten dies Bestreben. Der Kurfürst Friedrich August von Sachsen wurde i. J. 1697 durch die Wahl zum König von Polen zum Übertritt zur römisch-katholischen Kirche veranlaßt. In der Erwartung, auch den Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg zu dem gleichen Schritt bewegen zu können, erreichten die Jesuiten die Zustimmung des Papstes und des deutschen Kaisers Leopold I. zur Errichtung des preußischen Königtums. Friedrich I. wurde i. J. 1701 der erste König in Preußen. Aber die Rekatholisierung der Hohenzollern kam nicht zustande [9].

---

[9]) Ludwig XIV. wurde von den Jesuiten La Chaise, Annat, Ferrier

Der Kulturhistoriker Karl Biedermann hat von den Staaten des 18. Jahrhunderts sehr richtig geschrieben: „Es gab im Staate nur Herren und Untertanen, nur einen absolut gebietenden und unwiderstehlichen Willen und eine rechtlose Schar blindlings gehorchender und duldender Sklaven; auf der einen Seite eine kleine Minderheit Begünstigter — den Fürsten und seine Umgebung —, welchen alle natürlichen Güterquellen des Landes und alle mühsam errungenen Früchte der Volksarbeit zum ausschweifendsten Genusse offenlagen, und auf der anderen Seite die Masse des Volkes, berufen und verpflichtet, für die Befriedigung der Gelüste jener Minorität zu arbeiten und Not zu leiden [10].“

Man muß sich diese Verhältnisse zuvor klarmachen, um würdigen zu können, was Schiller als Dichter und Schriftsteller zur Befreiung des Volkes und zur Herbeiführung besserer Verhältnisse geleistet hat.

In Württemberg regierte zu dieser Zeit der Herzog Eberhard Ludwig (1677—1733). Bei seinem Regierungsantritt zählte die Bevölkerung rund 350 000 Seelen, d. h. Männer, Frauen und Kinder. Das schöne Land hatte durch

---

und Le Tellier geleitet. Der Jesuit Crétineau-Joly schrieb: „Pater La Chaise trat durch den Einfluß, den er auf Ludwig XIV. ausübte, unter den vielen Berühmtheiten, die den Thron umgaben, hervor. Er war beteiligt an allen Ereignissen; einige von ihnen hat er angeraten, andere geleitet . . . Le Tellier beherrschte (dominait) Ludwig XIV.“ (Jacques Crétineau-Joly: „Histoire religieuse, politique et littéraire de la Compagnie de Jésus, composée sur les documents inédits et authentiques“, Paris 1844—46; IV. Seite 360 und 451.)

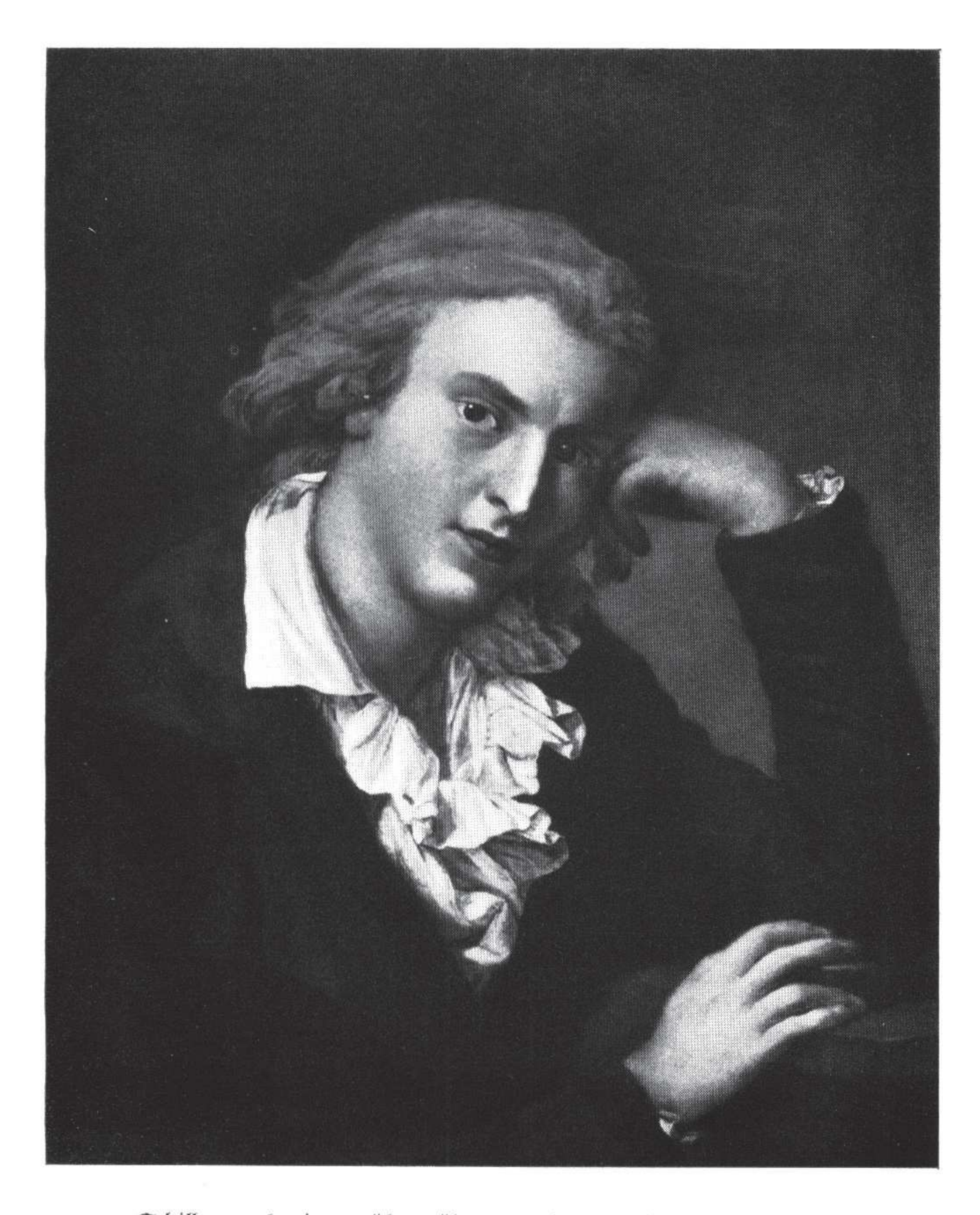
Jakob II. wurde von dem Jesuiten Warner beherrscht. Von diesem Jesuiten schrieb Th. B. Macaulay: „Von allen schlechten Ratgebern, die das Ohr des Königs hatten, trug er vielleicht am meisten bei zum Sturze des Hauses Stuart.“ („History of England“, London 1852, II. Seite 61.)

Für die Errichtung des preußischen Königreiches verwandten sich die Jesuiten Wolff und Vota. (Franz Steffen: „Jesuiten, die Vermittler der preußischen Königskrone 1701“, Breslau 1913.)

[10]) Karl Biedermann: „Deutschland im 18. Jahrhundert“, Leipzig 1880.

den Dreißigjährigen Krieg und die darauf folgenden Kriege Ludwigs XIV. schwer gelitten. Aber der Herzog wurde von dem Taumel der französischen l'état c'est moi-Herrlichkeit ergriffen. Er berief einen kostspieligen Hofstaat mit einem Oberhofmarschall, Zeremonienmeistern, Kammerherren und Kammerjunkern. Noch schlimmer war das ebenfalls von ihm eingeführte Mätressenwesen. Das berüchtigte Fräulein von Grävenitz hat sich durch ihre zwanzigjährige Recht und Sitte schändende Ausbeutung der notleidenden Bevölkerung den Namen einer Landesverderberin erworben. Der Herzog erbaute die neue und prunkvolle Residenz Ludwigsburg für diese Dirne. Sie wurde die Vorsitzende des „Geheimen Kabinetts". Willkürliche Steuererhebungen, Titel-, Ämterschacher und Rechtsbeugungen aller Art mußten die Kosten für die üppige Hofhaltung decken. Der Herzog befahl, jenes Weib in das Kirchengebet aufzunehmen. Der Prälat Osiander weigerte sich und erklärte: „Ohne ihr Angedenken werde kein Vaterunser gebetet. Wir beten alle Tage: Herr, erlöse uns von dem Übel."

Unter dem Nachfolger, dem Herzog Karl Alexander (1733—1737), wurde die Bedrückung des Volkes noch schlimmer. Dieser Herzog berief den Juden Levi Süß Oppenheimer als „Geheimen Finanzrat" und übertrug ihm die gesamte Steuer- und Geldwirtschaft des Staates. Der württembergische Dichter Wilhelm Hauff hat das verderbliche Treiben dieses Juden in seiner Novelle „Jud Süß" dargestellt. „Den Rächer unseres Volkes" nennt ihn die Jüdin Sara „geheimnisvoll" in dieser Darstellung. Schiller hat auf die Untaten jenes Finanzrates in seinem Schauspiel „Die Räuber" hingewiesen, wenn auch ohne Namensnennung. Der Schillerforscher Robert Boxberger



Schiller nach einem Ölgemälde von Anton Graff, 1786 (1791)
Mit freundlicher Genehmigung des Schiller-Nationalmuseums in Marbach

führt in seiner Einleitung zu Schillers „Räubern" eine Erzählung aus der „Württembergischen Volksbibliothek" an, die auf geschichtlicher Tatsächlichkeit beruht. Nach dieser ist die Erzählung des Kosinsky in Schillers „Räubern" gestaltet. Sie wirft ein grelles Schlaglicht auf die damaligen Zustände. Jener Bericht lautet:

„Unter einem Baume standen die Männer und Frauen und hatten sich um einen Mann in halb nobler Tracht geschart; niemand wußte im Augenblicke, zu welchem Stande man ihn zählen solle. — Sein ganzer Anzug unterschied sich nur durch ein feines schwarzes Wams und ein breites Schwert, das er an der Seite trug, von dem eines gemeinen Mannes. Es war ein früherer Adeliger, Karl von Stetten, in dessen Schwester sich Süß (der bekannte Jude, der Minister des Herzogs Karl Alexander) verliebt hatte, sie rauben ließ und, nachdem er ihre Ehre geschändet hatte, sie hilflos hinaus in die Welt stieß, worauf sie in den Wellen des Neckars ihr Grab fand. Karl, als er sich seiner Schwester beraubt sah, eilte den Räubern nach, wurde aber, anstatt seine Schwester zu befreien, selber gefangen und schmachtete nun seit langer Zeit in den Felskellern von Neuffen. Seine Güter fielen dem Herzoge anheim. So schmachtete er lange in dem schrecklichen Kerker und hatte jede Hoffnung auf Befreiung aufgegeben, da auf einmal öffneten sich die Türen seines Kerkers, und ihm ward die Freiheit gegeben. Keine Feder vermag die Wonne des Unglücklichen zu beschreiben, als er wieder Gottes schöne Sonne, Gottes freie Natur sah, die sich über ihm im bräutlichen Frühlingskleide ausbreitete, und diese Wonne trübte nur der Gedanke an seine unglückliche Schwester. Schnell eilte er nun Stuttgart zu, um Nachricht von ihr zu erhalten, und vernahm zu seinem

Schrecken ihr trauriges Ende. Schon wollte er sich im Übermaß des Schmerzes in sein Schwert stürzen, da auf einmal rief in ihm eine Stimme, er solle leben für die Rache. Zähneknirschend verließ er die Mauern der Residenz, nachdem er noch einmal sich umgewendet und einen Fluch auf den Juden geschleudert hatte. Von diesem Tag an durchzog er das Land und reizte, nachdem er die Stimmung der Bewohner genau erkundet hatte, die Leute gegen den Herzog oder im wahren Sinn des Worts gegen dessen Minister auf [11]."

Nach kaum vierjähriger Regierung starb Herzog Karl Alexander plötzlich und unerwartet. Er war zuvor zur katholischen Kirche übergetreten. Sein Tod war recht geheimnisvoll. Der Minister Süß Oppenheimer wurde vor ein Gericht gestellt und gehängt.

Karl Alexander folgte i. Jahre 1737 sein minderjähriger Sohn Karl Eugen. Dieser war zuvor in Brüssel, im Hause der Fürstin von Thurn und Taxis, katholisch und französisch erzogen worden. Jetzt schickte man ihn mit seinen beiden Brüdern an den Hof Friedrichs des Großen nach Berlin. Der König von Preußen war gerade als Sieger aus dem ersten schlesischen Krieg zurückgekehrt, und die Regentin-Mutter hoffte, durch diese Verbindung Vorteile für Württemberg zu erlangen.

Nachdem die Schwabenprinzen in Berlin großen Aufwand getrieben hatten, verließen sie am 8. 2. 1744 nach

---

[11]) Robert Boxberger: „Schillers Werke", Berlin 1904, 2. Band. Seite XV; Schnorr v. Carolsfeld: „Archiv für Literaturgeschichte", III, Seite 285 f.

Wir weisen darauf hin, daß sämtliche Auszüge aus Büchern, Schriften und Briefen in der heutigen Schreibweise wiedergegeben werden. Das geschieht zur Erleichterung für den Leser. Gelehrte Quisquilienkrämer brauchen nicht erst mit erhobenem Zeigefinger darauf hinzuweisen, daß in dieser Beziehung „unrichtig" zitiert sei, wie man dies bereits in solchen Fällen erlebt hat. Die Leser werden diese Erleichterung dagegen begrüßen.

zweijährigem Aufenthalt die preußische Residenz. Friedrich der Große ließ sich bewegen, die vorzeitige Mündigkeitserklärung des 16jährigen Prinzen Karl Eugen und damit dessen Regierungsfähigkeit beim Kaiser zu befürworten. Ein paar Jahre später hatte der König diese Bereitwilligkeit zu bedauern.

Bei der Abreise übergab König Friedrich dem jungen Herzog eine Schrift, die er zu dessen Regierungsantritt eigens verfaßt hatte. Sie war betitelt: „Miroir des princes, ou Instruction du roi pour le jeune duc Charles Eugene de Wurtemberg". (Fürstenspiegel oder Belehrung des Königs für den jungen Herzog Karl Eugen von Württemberg.) Es heißt in dieser Schrift des großen Königs u. a.:

„Erwerben Sie sich genaue Kenntnis des ganzen Finanzwesens ... Die Finanzen sind der Nerv des Staates ... Denken Sie ja nicht, daß das Land Württemberg für Sie geschaffen worden ist, vielmehr, daß die Vorsehung Sie auf die Welt hat kommen lassen, um dieses Volk glücklich zu machen. Ziehen Sie immer dessen Wohlsein Ihrer eigenen Annehmlichkeit vor ... Die Religion des Geistes überlassen Sie dem höchsten Wesen. Wir alle sind auf diesem Gebiet blind, durch verschiedene Irrtümer verleitet. Hüten Sie sich vor Schwärmerei in der Religion, die zur Verfolgungssucht führt. Wenn arme Sterbliche dem höchsten Wesen gefallen können, so ist es durch Wohltaten, die sie den Menschen erweisen, nicht durch Gewalttätigkeiten, die sie an eigensinnigen Köpfen verüben ..."

Friedrich erinnert den jungen Herzog daran, daß er zwar katholisch, aber seine Untertanen Protestanten seien. Deshalb müsse er erst recht volle Duldsamkeit beobachten.

Es schien zunächst so, als würde der junge Herzog die Ratschläge des Königs befolgen. Er überließ die Regie-

rungsgeschäfte bewährten Räten. Er vergnügte sich mit verhältnismäßig harmlosen Kavaliersstreichen, Mädchen, Festen und Reisen. Als er zwanzig Jahre alt war, vermählte er sich mit der Tochter der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth, der Nichte Friedrichs des Großen. Die begabte und hochgebildete Herzogin war eine kalte Schönheit. Sie mochte nicht die geeignete Frau für den leidenschaftlichen jungen Herzog sein. Sie war sehr zurückhaltend und beim Volk unbeliebt. Nur einmal erwarb sie sich die lebhafte Zustimmung der Württemberger. Als sie nämlich im Jahre 1753 mit dem Herzog Rom besuchte, verzichtete sie auf die angesagte Audienz beim Papste, weil man ihr zumutete, sich der entwürdigenden Zeremonie des Fußkusses zu unterziehen. Als sie jedoch von der zunehmenden Untreue ihres herzoglichen Gemahls hörte, verließ sie im Herbst 1756 Württemberg und begab sich nach achtjähriger Ehe nach Bayreuth zurück.

Jetzt begann eine wilde Zeit im Leben Karl Eugens. Er wollte prunken und genießen, wie am Hof zu Versailles geprunkt und genossen wurde. Die deutschen Fürsten wollte er übertreffen. Er wollte die erste Oper von Europa besitzen, das beste Orchester, die schönsten Ballette, die vortrefflichste Komödie, den reichsten Marstall. Den Virtuosen, Sängerinnen und Künstlern wurden die höchsten Honorare geboten, um sie an seinen Hof zu ziehen. Ein prassender, nichtstuerischer Hofstaat von über zweihundert Herren vom Adel und achtzehnhundert weiteren Personen verbrauchte gewaltige Gelder. Ein Fest löste das andere ab. Feuerwerke kosteten oft 50 000 Gulden. Eine gleiche Summe wurde für Geschenke aufgewandt, die der Herzog auf einem solcher Feste an seine Günstlinge und Mätressen verteilte. Manches Geburtsfest kostete 3—400 000 Gulden.

Man baute feenhafte Gebäude für das Vergnügen weniger Tage. Bälle, Konzerte, Redouten, Schlittenfahrten, Feuerwerke, Seefeste, Jagden, Reiterfeste, Rennen und venetianische Nächte wurden je nach der Jahreszeit veranstaltet. Der Herzog ließ auf Bergen künstliche Seen graben. Wenn diese mit Wasser gefüllt waren, jagte man Hirsche hinein, die dann erlegt wurden. Er ließ ganze Wälder nachts erleuchten. Aus den künstlichen Grotten sprangen dann Scharen nackter Satyrn und Nymphen heraus, um wollüstige Tänze aufzuführen. Der Bau und die Anlagen von Residenz-, Lust- und Jagdschlössern erforderten ungeheure Summen [12]).

An die Stelle seiner Gemahlin traten Mätressen en titre. Die jeweilig bevorzugte Favoritin trug als Abzeichen ihrer „Würde" und Herrschaft blaue Sammet- oder Atlasschuhe. Die erste dieser Mätressen war die berüchtigte Augusta Gardela. Diese Tochter eines venetianischen Gondeliers war als Dirne bereits durch manche Hände gegangen, bevor sie Württemberg ein paar Jahre „beehrte" und „beherrschte". Ihr folgte eine Reihe von französischen, italienischen und englischen Schauspielerinnen. Außerdem muß-

---

[12]) Sehr gute, zeitgenössische Darstellungen der Zustände in Stuttgart — überhaupt in Deutschland — findet man bei Kaspar Riesbeck in seinem Buch: „Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland an seinen Bruder in Paris", o. O. 1783. Über Württemberg und die Veranstaltungen des Herzogs siehe 1. Band, Seite 1—39. Riesbeck hat damals Württemberg bereist, und seine Darstellungen sind die eines zeitgenössischen Augenzeugen.

Die Mutter jener Herzogin von Württemberg, die Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth, die Lieblingsschwester Friedrichs d. Gr., hat die an den Höfen herrschenden Zustände mit einer verblüffenden Offenheit geschildert. Sie verschweigt auch keineswegs die Unmoral auf erotischem Gebiet und schildert Vorkommnisse, die kaum glaublich sind. Ihre Memoiren erschienen i. J. 1810 in französischer Sprache nach dem Manuskript aus dem Besitze ihres Leibarztes, Geheimrat v. Suppervillle. Eine Übersetzung erschien i. J. 1927 im Seume-Verlag. („Memoiren der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth", 2 Bände, Leipzig 1927.)

ten dem Herzog käufliche Sängerinnen, Tänzerinnen, Dirnen, ja sogar die ehrbaren Töchter des Landes zur Befriedigung seiner Lüste dienen. Wenn sich ein Mädchen nicht dazu bereit fand, hatte es deren Familie zu büßen. Im Jahre 1769 entführte der Herzog die Tochter des geheimen Rates Volgstädt von einem Balle. Der Vater nahm seinen Abschied, um die Schande seiner Familie nicht ansehen zu müssen. Wir sehen also, wie zeitgemäß Lessings Drama „Emilia Galotti" gewesen ist. Aber ebenso war Schillers „Kabale und Liebe" ein Faustschlag gegen diese fürstliche Tyrannei. Um zu würdigen, was diese Dichter wagten und wie berechtigt ihre Angriffe waren, muß man jene heute nur schwer vorstellbaren Zustände kennen. Ja, — der wackere Schwabe Johannes Scherr, der seinen großen Landsmann Schiller so sehr liebte und bewunderte, hat recht, wenn er schreibt:

„Man muß die deutschen Historienbücher von damals kennen, um so recht zu wissen, in welche Kloake von Barbarei und Gemeinheit der deutsche Geist zu Anfang des 18. Jahrhunderts versunken war. Was für eine Zeit, wo ein solches Lasterbündel von Landverderber, wie August der Starke war, nicht nur in allen Tonarten der Schmeichelei als ‚der Große' angedudelt wurde, sondern allen Ernstes für einen großen Mann und Musterfürsten galt, selbst in den Augen seines eigenen, von ihm bis aufs Blut geschundenen Sachsenvolkes!"

Jener August der Starke wurde aber deshalb so sehr gepriesen, und alle seine schamlosen Laster — zu denen auch Blutschande mit seiner außerehelichen Tochter gehört — wurden deshalb entschuldigt, weil er als evangelischer Fürst eines evangelischen Landes zur katholischen Kirche übergetreten war. Die Jesuiten hatten ihn mit der

polnischen Königskrone dazu verlockt. Von seinem Sohn und Nachfolger, August II. (1733—1763), berichtete der englische Gesandte am sächsischen Hof, Hanbury Williams, am 27. 8. 1748 in einem Schreiben an Horace Walpole u. a.: „Es war für ihn ein großer Verlust, daß die Kurfürstin von Bayern (seine Tochter Maria Anna) heiratete, denn sie kam nachmittags oft zu ihm, und man überraschte sie zusammen in sehr unanständigen Stellungen. Die Königin wußte dies und war wütend darüber. Sie klagte es ihrem Beichtvater, aber der gute Jesuit sagte ihr, da sich die Dinge einmal so verhielten, so wäre es besser, daß die Neigungen des Königs in seiner Familie blieben, als daß er sie einer Fremden schenkte, die eine Lutheranerin sei und ihrer heiligen Religion Schaden tun könnte; und so gelang es diesem heiligen Casuisten, die zornige Majestät zu besänftigen. Der ganze Hof ist jetzt in neugieriger Erwartung, wer wohl der Kurfürstin nachfolgen wird, denn die Leibesbeschaffenheit Sr. Majestät hindert dieselbe, sich auf die Königin zu beschränken [13]."

Wir haben hier einen erschütternden Beweis vor uns, wie die Jesuiten die Laster des zum Katholizismus übergetretenen Fürsten entschuldigten und benutzten, um ihren politischen Einfluß zu sichern.

Von den Verhältnissen in Württemberg und der Verherrlichung des Herzogs Karl Eugen könnte man — mutatis mutandis — dasselbe sagen.

Wer könnte jene Huldigungsgedichte ohne Schmerz und Trauer lesen, die man von dem jungen Schiller zur Verherrlichung dieses Herzogs erpreßte. Dann versteht man erst die zwingende Notwendigkeit der Flucht des Dichters.

---

[13]) Der ganze Bericht in deutscher Übersetzung bei Max v. Boehn: „Deutschland im 18. Jahrhundert", 1. Band, Seite 394/5, Berlin 1921.

Er wollte sich nicht geistig prostituieren, wie es die zahllosen Mätressen des Herzogs unbedenklich körperlich taten.

Aber bei allen diesen Prassereien und Ausschweifungen wollte der Herzog auch eine Armee haben. Seine Eitelkeit und sein Ehrgeiz trieben ihn an, den „Feldherren" zu spielen. „Gemäß dem Lüstre seines Hauses" wurde diese Armee bei einer Bevölkerung von einer halben Million bis auf 17 000 Mann gebracht. Als die Paraden der in recht bunte Uniformen gesteckten Truppen ihn langweilten und der herzogliche Aufwand immer größer wurde, entwickelte sich aus dieser albernen Soldatenspielerei ein lohnendes Soldatengeschäft. Zuerst schloß Karl Eugen im Jahre 1752 mit Frankreich, später mit Holland Subsidienverträge. Er verkaufte die Soldaten zur Teilnahme am siebenjährigen Krieg gegen Friedrich den Großen und in die ostindischen Kolonien. Als diese „Ware" einmal knapp wurde, befahl er alle männlichen Dienstboten gewaltsam einzuziehen, da diese ja „zweifellos" lieber ihrem Landesherrn als Privatpersonen dienen würden! Als sich die jungen Württemberger anschickten, das Land zu verlassen, verbot der „Landesherr" die Auswanderung. Schiller hat diese Maßnahmen des Herzogs in „Kabale und Liebe" — durch die Erzählung des Kammerdieners — ergreifend dargestellt.

Als der Kammerdiener der fürstlichen Mätresse die Juwelen, ein Geschenk des Herzogs, überbringt, fragt sie überrascht: „Mensch! Was bezahlt dein Herzog für diese Steine?" — „Sie kosten ihm keinen Heller", erwidert der Kammerdiener — „gestern sind siebentausend Landeskinder nach Amerika fort — die zahlen alles." Und nun schildert Schiller durch die Worte des Kammerdieners einen solchen Auszug dieser verkauften Truppen. „Lauter ‚Freiwillige'"!

„Es traten wohl so etliche vorlaute Bursch' vor die Front heraus und fragten den Obersten, wie teuer der Fürst das Joch Menschen verkaufe? — Aber unser gnädigster Landesherr ließ alle Regimenter auf dem Paradeplatz aufmarschieren und die Maulaffen niederschießen. Wir hörten die Büchsen knallen, sahen ihr Gehirn auf das Pflaster spritzen, und die ganze Armee schrie: Juchhe! nach Amerika!

Die Herrlichkeit hättet ihr doch nicht versäumen sollen, wie uns die gellenden Trommeln verkündigten, es ist Zeit, und heulende Waisen dort einen lebendigen Vater verfolgten, und hier eine wütende Mutter lief, ihr saugendes Kind an Bajonette zu spießen, und wie man Bräutigam und Braut mit Säbelhieben auseinanderriß und wir Graubärte verzweiflungsvoll dastanden und den Burschen noch zuletzt die Krücken nachwarfen in die neue Welt — o, und mitunter das polternde Wirbelschlagen, damit der Allwissende uns nicht sollte beten hören — ... Noch am Stadttor drehten sie sich um und schrieen: ‚Gott mit Euch, Weib und Kinder! — Es leb' unser Landesvater — Am jüngsten Gericht sind wir wieder da!'" (Friedrich Schiller: „Kabale und Liebe", 1. Akt, 2. Szene.)

Schiller schildert hier eine Szene aus dem damaligen Württemberg, die den geschichtlichen Tatsachen durchaus entspricht. Allerdings war der Herzog Karl Eugen kein Außenseiter bei diesem Soldatenhandel. Ja, er war noch nicht einmal der ärgste und rücksichtsloseste dieser fürstlichen Menschenhändler, jener „Landesväter von Gottes Gnaden". Der Landgraf von Hessen-Kassel hat dieses Geschäft in weit größerem Umfang betrieben. Der von dem Herzog von Württemberg später auf dem Hohenasperg eingekerkerte Dichter Christian Daniel Schubart hat einen

solchen Ausmarsch in seinem „Kaplied" dargestellt, und wir wissen aus der Selbstbiographie des Dichters Joh. Gottfr. Seume, wie es bei dieser Soldatensklaverei zugegangen ist. Mit verhaltenem Grimm und schmerzvoller Ironie hat Johann Gottfried Herder diesen schändlichen Soldatenhandel gerügt. Es heißt in seinem Gedicht:

„Sie sind in ihrer Herren Dienst
So hündisch treu, sie lassen willig sich
Zum Mississippi und Ohiostrom,
Nach Kanada und nach dem Mohrenfels
Verkaufen. Stirbt der Sklave, streicht der Herr
Den Sold ein, doch die Witwe darbt,
Die Waisen ziehn den Pflug und hungern. Nun,
Das schadet nicht, der Fürst braucht einen Schatz!"

Sehr richtig hat Jean Paul später einmal gesagt:

„Herder und Schiller wollten beide in der Jugend zu Wundärzten sich bilden. Aber das Schicksal sagte: Nein! Es gibt tiefere Wunden als die Wunden des Leibes — heilet die *tieferen*! Und beide schrieben."

Auch Herder „haßt ihn" (den Herzog Karl Eugen) „mit Tyrannenhaß", konnte Schiller später in Weimar feststellen, als er mit ihm über „seine Geschichte mit diesem" Herzog sprach (Brief an Körner vom 24. 7. 1887).

„Wo eine Verderbnis in den Prinzipien herrscht," — hat Schiller später einmal geschrieben — „da kann nichts Gesundes, nichts Gutartiges aufkeimen." Das zeigte sich auch hier. Die Verderbnis war das Prinzip des Absolutismus, und diese Verderbnis liegt in jeder Gewaltherrschaft, sie nenne sich wie sie wolle. Dem Herzog Karl Eugen hat es denn auch nicht an gewissenlosen, ihm untertänigen, das Volk unbedenklich drückenden Helfern gefehlt.

Der einstige Handwerksbursche, spätere Kirchendirektor und Finanzrat Lorenz Wittleder, der Graf Montmartin und der General Rieger haben nicht anders gewirtschaftet als ehedem der Jude Levi Süß Oppenheimer. Schiller hat auch ihnen in seinen „Räubern" ein unrühmliches Denkmal gesetzt. Von Montmartin sagt er: „Er hatte sich aus dem Pöbelstaub zu des Fürsten erstem Günstling emporgeschmeichelt, der Fall seines Nachbars war seiner Hoheit Schemel, Tränen der Waisen huben ihn auf." Wittleder ist jener Finanzrat, von dem Schiller sagt, daß er „Ehrenstellen und Ämter an die Meistbietenden verkaufte und den trauernden Patrioten von seiner Türe stieß" („Die Räuber", 2. Akt, 3. Szene). Schiller waren jene Verhältnisse bekannt, wenn sie sich auch seit dem Jahre 1770 gebessert hatten. Wie er jedoch darüber dachte, kann man daraus entnehmen, daß sein Karl Moor — sein damaliges Selbstbildnis — diese Schurken, wie den unduldsamen Pfaffen, mit „eigener Hand" erwürgte und sich dessen als einer guten Tat rühmte.

Die Zustände in Württemberg waren zuvor schlimmer. Alle Ämter in Staat und Gemeinden wurden an Meistbietende verkauft, die dann ihrerseits diese Unkosten auf irgendeine unlautere Weise aus dem Volk herauspreßten. Nicht die Fähigkeiten, die Zahlungskraft entschied bei der Anstellung. Man schuf fortgesetzt neue, völlig überflüssige Beamtenstellen, um durch deren Vergebung neue Geldquellen für den Herzog zu erschließen. In Ludwigsburg war eine richtige Schacherbude für diesen Handel eingerichtet. Eines Morgens fand man dort einen an der Tür angebundenen Esel vor. Das Grautier trug einen Zettel um den Hals mit der Aufschrift: „Ich suche ein Amt." Auf solche Weise bekundete man den Unwillen über diese Wirt-

schaft. Wer offen und laut widersprach, wurde ohne weiteres auf dem Hohenasperg eingekerkert, wie der Dichter Schubart. Auch Schiller wäre es schließlich so ergangen, wenn er Württemberg nicht verlassen hätte. Als die Not aufs höchste gestiegen war, begab sich eine Abordnung der Bürger Tübingens zu dem Herzog. Der Sprecher stellte die Mißstände dar und wies den Herzog auf die Not des Vaterlandes hin. Karl Eugen fuhr den Mahner an: „Was Vaterland?! — Das Vaterland bin ich!" Das war die Übersetzung jenes französischen Grundsatzes: „l'état c'est moi".

Dennoch — man sollte es nicht für möglich halten — Karl Eugen war trotz aller seiner Untaten — man muß schon treffender sagen Schandtaten — beim Volke beliebt. Ja, er hat heute noch seine Verteidiger. Nicht nur unter den Professoren, was nicht weiter verwunderlich wäre. Denn auf den Universitäten wird sehr häufig die Kunst gelehrt, derartige Zustände möglichst zu vertuschen und die schuldigen Fürsten und Minister zu entschuldigen. Wer das nicht tut, wurde und wird „unwissenschaftlich" genannt, und wäre seine Darstellung noch so einwandfrei begründet und bewiesen. So gab es auch damals wohl betitelte, knechtselige Professoren, die den Herzog wie schweifwedelnde Hunde umkrochen und als „großen Mann" feierten. Bereits im Jahre 1723 hatte der Schweizer Dichter Haller, der Württemberg unter der Regierung des Herzogs Eberhard Ludwig besuchte, in sein Tagebuch geschrieben: „Also hatte das Land sich seiner Fürsten wenig zu rühmen, und doch war alles getreu, ergeben und eifrig, ohne Murren, ohne Stachelschriften und nahm die Unordnung am Hofe als eine Strafe vom Himmel an." Als Friedrich Nicolai i. Jahre 1781 Württemberg

bereiste, war man zwar nicht mit allem einverstanden, aber man war zufrieden, ja sogar stolz auf den Herzog, „Karl Herzich", wie er mundartlich genannt wurde. Ein Jahr später flüchtete Schiller aus Württemberg. Er schrieb am 4. 6. 1782 an Dalberg, daß ihm „Stuttgart und alle schwäbischen Szenen unerträglich und ekelhaft werden. Unglücklicher kann bald niemand sein als ich". So litt er unter diesen Verhältnissen. Ja, er hatte sogar am 15. Juni 1780 an den Hauptmann von Hoven geschrieben:

„Ich bin noch nicht einundzwanzig Jahr alt, aber ich darf es Ihnen frei sagen, die Welt hat keinen Reiz für mich mehr, ich freue mich nicht auf die Welt, und jener Tag meines Abschieds aus der Akademie, der mir vor wenig Jahren ein freudenvoller Festtag würde gewesen sein, wird mir einmal kein frohes Lächeln abgewinnen können. Mit jedem Schritt, den ich an Jahren gewinne, verlier ich immer mehr von meiner Zufriedenheit, je mehr ich mich dem reiferen Alter nähere, desto mehr wünscht ich, als Kind gestorben zu sein."

So „zufrieden" war Friedrich Schiller mit den Zuständen in Württemberg. Gewiß, er hat später kaum über diesen Herzog gesprochen. Er hat ihn jedoch einen „alten Herodes" genannt. Das genügt. Jedenfalls wäre Schiller in diesem Staat Karl Eugens seelisch und geistig verkümmert. Sehr richtig hat der Schillerforscher Karl Berger von dem Herzog gesagt: „Und solcher Mann war, was uns heute fast unmöglich erscheinen will, in jener Zeit der politischen Unreife und Kindheit ein populärer und beliebter Fürst!" Es gibt aber heute noch gewisse Leute, die sich in diesem Zustande der „politischen Unreife und Kindheit" befinden. Auch in Württemberg!

Im Jahre 1769 lernte Herzog Karl Eugen in Wildbad

bei Pforzheim die 21jährige Freifrau Franziska v. Leutrum kennen. Er verliebte sich in diese anmutige junge Frau. Sofort beschloß er, sie — wie stets in solchen Fällen — als Mätresse zu gewinnen. Diese Absicht schien um so leichter durchführbar zu sein, als Franziska gegen ihren Willen mit dem häßlichen und charakterlich verächtlichen Freiherrn v. Leutrum verheiratet war.

Karl Eugen traf seine Maßregeln. Er ernannte den Freiherrn v. Leutrum zu seinem Reisemarschall und fand somit Gelegenheit, mit der geliebten Frau zusammen zu sein. Franziska sehnte sich zwar nach Freiheit und Lebensgenuß. Aber sie wollte sich auch nicht zum Spielzeug für kurze Zeit hergeben. Aus dem Verhältnis der beiden entwickelte sich eine innige Liebe und dauernde Freundschaft. Der Herzog versprach, ihre Scheidung von dem ungeliebten Mann zu betreiben und sie selbst zu heiraten. Franziskas Scheidung wurde bald vollzogen. Karl Eugen konnte sein Eheversprechen jedoch erst im Jahre 1785 einlösen, nachdem die von ihm getrennt lebende Herzogin Friederike gestorben war. Inzwischen hatte der deutsche Kaiser Joseph II. Franziska zur Reichsgräfin v. Hohenheim ernannt. Um den Einspruch der römischen Kirche, die diese Ehe des katholischen Herzogs mit einer geschiedenen Protestantin nicht zugeben wollte, bekümmerte man sich nicht. Es gelang Franziska mit weiblichem Takt und abwägender Klugheit, den launischen und gewalttätigen Herzog im besten Sinne zu beeinflussen. Schiller hat ihr in seinem Drama „Kabale und Liebe" ein ehrendes Denkmal gesetzt. Denn seine „Lady Milford" — die Mätresse des Herzogs — trägt unverkennbare Wesenszüge der Franziska, und ihrem segensreichen Wirken in Württemberg ist in deren Worten Ausdruck verliehen. „Der Fürst überraschte zwar

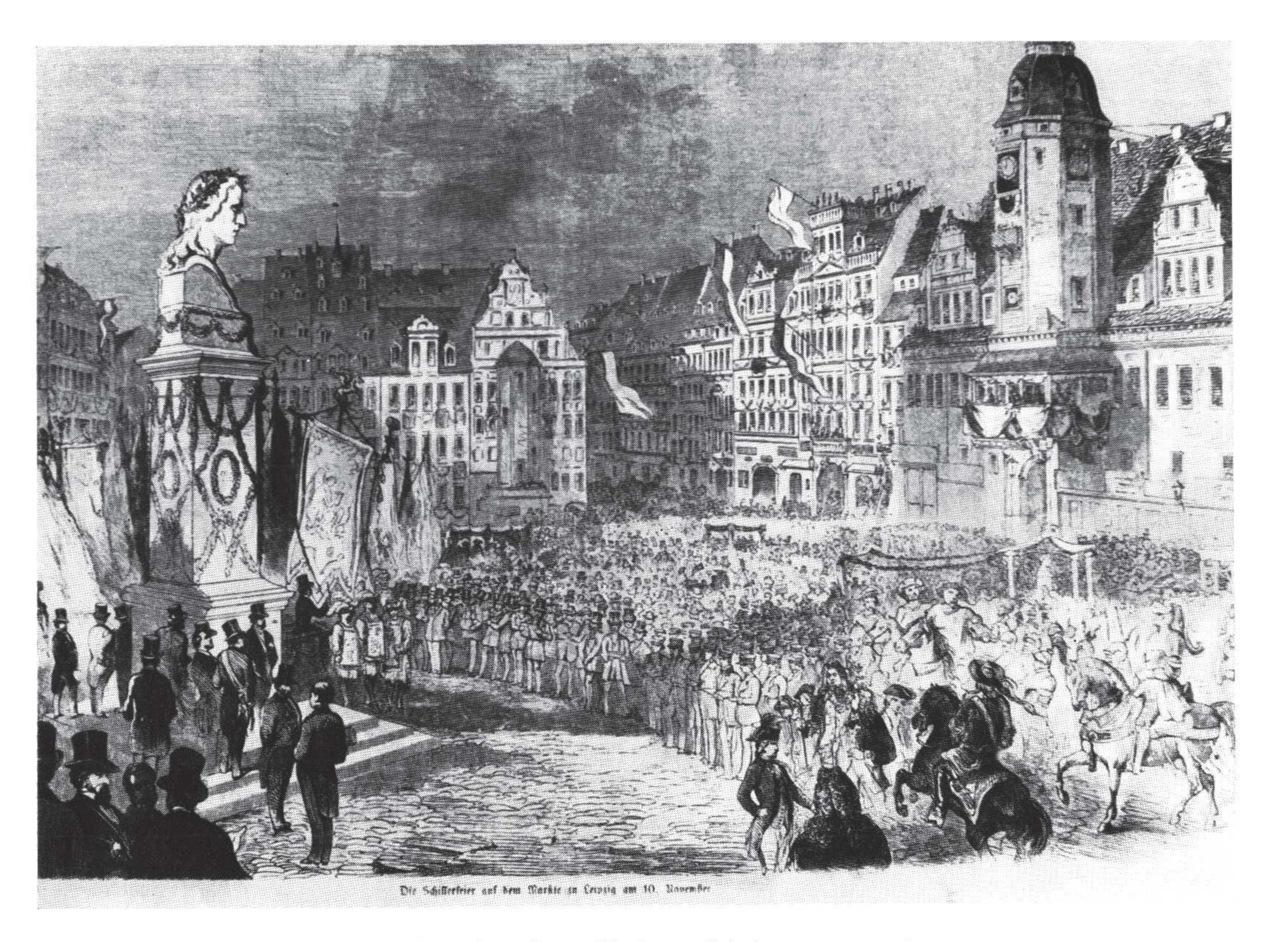
meine wehrlose Jugend" — sagt die Mätresse — „aber das Blut empörte sich in mir: Du ... rief es, jetzt eines Fürsten Konkubine?" Schiller schildert die Lage und die Seelenverfassung dieser edel denkenden Frau. Das konnte nur ein Dichter, dem alle diese Verhältnisse vertraut waren, der jene Zustände mitfühlend erlebt hatte. Er läßt sie weiter sagen:

„Stolz und Schicksal kämpften in meiner Brust, als der Fürst mich hierherbrachte und auf einmal die schaudernste Szene vor meinen Augen stand! — Die Wollust der Großen dieser Welt ist die nimmersatte Hyäne, die sich mit Heißhunger Opfer sucht. — Fürchterlich hatte sie schon in diesem Lande gewütet — hatte Braut und Bräutigam zertrennt — hatte selbst der Ehen göttliches Band zerrissen — — hier das stille Glück einer Familie geschleift — dort ein junges, unerfahrenes Herz der verheerenden Pest aufgeschlossen, und sterbende Schülerinnen schäumten den Namen ihres Lehrers unter Flüchen und Zuckungen aus. — Ich stellte mich zwischen das Lamm und den Tiger, nahm einen fürstlichen Eid von ihm in einer Stunde der Leidenschaft, und diese abscheuliche Opferung mußte aufhören ...

Die traurige Periode hatte einer noch traurigeren Platz gemacht. Hof und Serail wimmelten jetzt von Italiens Auswurf. Flatterhafte Pariserinnen tändelten mit dem furchtbaren Szepter, und das Volk blutete unter ihren Launen ... Ich nahm dem Tyrannen den Zügel ab ... — dein Vaterland fühlte zum erstenmal eine Menschenhand und sank vertrauend an meinen Busen ... ich habe Kerker gesprengt — habe Todesurteile zerrissen und manche entsetzliche Ewigkeit auf Galeeren verkürzt. In unheilbare Wunden hab' ich doch wenigstens stillenden Balsam ge-

gossen — mächtige Frevler in den Staub gelegt und die verlorene Sache der Unschuld oft noch mit einer buhlerischen Träne gerettet ..." (Friedrich Schiller: „Kabale und Liebe", 2. Akt, 3. Szene.)

Was Schiller hier von dem Herzog — dem ungenannten Fürsten — sagt, bezieht sich auf Karl Eugen und trifft buchstäblich auf dessen Schandtaten zu. Ebenso ist der segensreiche Einfluß der Mätresse — der „Lady Milford" — nach dem Wirken der Franziska v. Hohenheim gestaltet. Schiller hat diese Frau aus diesem Grunde aufrichtig geschätzt. Zweifellos hat jedoch auch das vorgerückte Alter zu jener Wandlung des Herzogs beigetragen. Karl Eugen bewahrheitete jenes alte, humorvolle Sprichwort, die Schwaben würden mit vierzig Jahren zur Vernunft kommen. Die württembergischen Stände hatten ihn wegen seiner tyrannischen Unterdrückung und Verfassungswidrigkeit bei dem edel denkenden deutschen Kaiser Joseph II. verklagt. Diesem freiheitlich gesonnenen Monarchen war es nicht gleichgültig, daß die Württemberger als eine Schar willenloser Sklaven behandelt wurden. Außerdem erfuhr Karl Eugen von dem Plan, ihn durch die Hand seiner eigenen Schwester vergiften zu lassen. Er lenkte ein. Unter der Vermittlung Friedrichs des Großen wurde am 2. 3. 1770 ein Vertrag — der sog. Erbvertrag — abgeschlossen, durch den die ärgsten Miß- und Übergriffe des Herzogs verhindert wurden. An seinem 50. Geburtstage — am 11. 2. 1778 — ließ Karl Eugen ein phrasenvolles Aktenstück von allen Kanzeln verlesen, in dem er seine bisherigen Untaten reuevoll bekannte, seine Irrtümer zugab und Besserung gelobte. Es war eine richtige „Selbstkritik", wie derartige Erklärungen heute in den Oststaaten genannt werden. Auch dieser Schritt — der dem gewalttätigen



Die Schillerfeier auf dem Markte zu Leipzig am 10. 11. 1859

Manne recht schwer gefallen sein mag — ist auf Veranlassung und durch den Einfluß der Gräfin v. Hohenheim, seines geliebten „Franzele", getan worden. Allerdings blieben vereinzelte Rückfälle nicht aus. Noch im Jahre 1786 wurden 1000 Mann württembergischer Soldaten den Holländern zum Dienst in den Kolonien „überlassen", d. h. verkauft. Die schändlichste Untat des Herzogs — die auch Schillers Flucht mitbestimmt hat — war die zehnjährige Einkerkerung des Dichters Schubart auf dem Hohenasperg. Schubart wurde im Jahre 1777 aus der freien Reichsstadt Ulm — wo der Herzog keine Gewalt besaß — von herzoglichen Beamten auf württembergisches Gebiet gelockt und in Blaubeuren verhaftet. Ohne Verhör, ohne Angabe von Gründen erfolgte die Einkerkerung unter besonders schweren Maßregeln. Karl Eugen war eigens auf dem Asperg eingetroffen, um sich an der Mißhandlung des unglücklichen Dichters zu weiden. Es ist niemals ganz aufgeklärt worden, warum diese so ungewöhnlich strenge Einkerkerung eigentlich erfolgte. Der Schillerforscher Richard Weltrich sagte:

„Aus was für Ursachen die Gefangenschaft über Schubart verhängt wurde, ob der Haß der Jesuiten ihm den Strick drehte, ob der kaiserliche Ministerresident in Ulm, General Ried, mit im Spiele war oder ob, was die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hat, der Groll des Herzogs, der sich in seinen politischen Anschauungen wie auch in seinen persönlichen Empfindungen durch Schubart verletzt fühlte, das Urteil sprach — diese Fragen sind hier nebensächlich; das Kapitel Schubart bildet in der Geschichte des württembergischen Selbstherrschers unter allen Umständen einen unauslöschlichen Schandfleck und wirft auch auf die Höflinge von heute, von deren Lippen Be-

schönigung für den Herzog fließt, einen schimpflichen Schatten [14])."

Das vielgepriesene 20. Jahrhundert mit seinen „Demokratien" hat jedoch dem 18. Jahrhundert nichts voraus. Diese Methoden des Hinüberlockens und jenseits der Sektorengrenzen Verhaftens haben wir ja in unserem zerrissenen Deutschland schon oft erlebt. Es wäre nur zu wünschen, daß alle jene Leute, die sich darüber mit Recht empören, ihrer Empörung auch gegen den katholischen Herzog von Württemberg Ausdruck verleihen, der diese satanische Methode zuerst anwandte. Friedrich der Große sagte von ihm, er sei groß im Kleinen und klein im Großen. Damit dürfte er richtig beurteilt sein.

Diese stupide Tyrannei Karl Eugens erhält aber erst die richtige Beleuchtung durch das Verhalten anderer Fürsten seiner Zeit. So schrieb der Markgraf Karl Friedrich von Baden (1746—1811) an Klopstock: „Freiheit ist das Edelste, was ein Mensch haben kann. Die sollen Sie bei mir finden." Er bot ihm ein Asyl an. Friedrich der Große gewährte dem in Frankreich grimmig verfolgten Jean Jacques Rousseau Schutz und Unterkunft auf dem preußischen Besitztum Neuenburg in der Schweiz. Er tat dies, obgleich der republikanisch gesonnene Philosoph dem König geschrieben hatte, er habe manches gegen ihn geschrieben und müsse unter Umständen damit fortfahren. Friedrich schrieb trotzdem am 1. September 1762 — während er mit letzten Kräften im Siebenjährigen Kriege kämpfte — an den Statthalter von Neuenburg, v. Keith:

„Man muß diesem armen Unglücklichen helfen, der nur durch seltsame Ansichten, die er aber für richtig hält, sündigt. Ich werde Ihnen hundert Thaler anweisen lassen,

---

[14]) Richard Weltrich: „Friedrich Schiller", Stuttgart 1899.

mit denen Sie die Güte haben werden, ihm alles kaufen zu lassen, was er für seine Bedürfnisse braucht. Ich glaube, wenn man ihm die Sachen in Natura gibt, wird er sie eher annehmen als Geld. Wenn wir nicht Krieg hätten, wenn wir nicht ruiniert wären, würde ich ihm eine Einsiedelei mit einem Garten bauen lassen ..."

Wie klein erscheint dagegen der Herzog von Württemberg und — nicht nur der Herzog von Württemberg sondern auch die heute Regierenden!

Aber das Volk war damals seines Herzogs würdig. Als der unglückliche Schubart nach seiner Verhaftung zum Hohenasperg geschleppt wurde, erlebte er unterwegs den Volksdank seiner Mitbürger, für deren Freiheit er gekämpft hatte. „Das ist der Schubart, der Malefizkerl!" riefen die Kirchheimer Spießbürger höhnisch grinsend angesichts des gefangenen Dichters. „Man wird ihm 'mal den Grind herunterfegen!" — So wäre es auch Schiller ergangen, hätte er seine Heimat nicht verlassen. Der empörenden Willkür des Fürsten entsprach die gottselige Knechtschaffenheit seines Volkes. Aber — das wollen wir nicht vergessen — diese widerliche Sklavenhaftigkeit der Massen war das gewollte Ergebnis einer priesterlich-theologischen Erziehung, die den Leuten einprägte, ihr Gut und Leben stände dem von Gott eingesetzten Herrscher zur Verfügung. Daher lauteten die revolutionären Schlagworte am Ende des 18. Jahrhunderts: Natur und Freiheit! Haß den Despoten! Verderben den Pfaffen! Krieg den Spießbürgern!

Revolutionäre Strömungen

„Weil Dionys von Syrakus
Aufhören muß
Tyrann zu sein,
So ward er ein Schulmeisterlein."

So hatte Schubart gespottet, als Karl Eugen im Jahre 1771 die durch Schiller unvergeßlich gewordene „Militär-Pflanzschule" errichtete und zwangsweise Schüler hineinkommandierte. „Sklavenplantage" hat Schubart diese „Akademie" mit voller Berechtigung genannt. Auch in Wielands „Agathon" findet man satirische Bemerkungen über dieses Institut. Dieser pädagogische Fimmel des Herzogs wäre allerdings völlig bedeutungslos geblieben und längst vergessen, wenn er nicht den jungen Schiller in diese Anstalt hineingezwungen hätte. Gewiß, es soll nicht bestritten werden, daß Karl Eugen meinte, der Familie Schiller eine Wohltat zu erweisen, indem er versprach, den Sohn erziehen und versorgen zu wollen. Aber — so sagte Scherr bei dieser Gelegenheit — „es ist der Fluch der Willkür, daß sie selbst da, wo sie wohltun will, Schmerzen bereitet". Das erfolgte auch hier.

Schiller hat im Jahre 1784 mit unverkennbarem Hinweis auf den pädagogischen Dilettantismus des Herzogs gesagt:

„Falsche Begriffe führen das beste Herz des Erziehers irre; desto schlimmer, wenn sie sich noch mit Methode brüsten und den zarten Schößling in Philantropinen und Gewächshäusern systematisch zu Grund richten. Der gegenwärtig herrschende Kitzel, mit Gottes Geschöpfen Christmarkt zu spielen, diese berühmte Raserei, Menschen zu drechseln und es Deukalion gleichzutun — mit dem Unterschied freilich, daß man aus Menschen nunmehr Steine macht, wie jener aus Steinen Menschen — verdiente es mehr als jede andere Ausschweifung der Vernunft, die Geißel der Satyre zu fühlen [15]."

Wir wollen in diesem Rahmen weder eine Darstellung der „Akademie" bieten, noch die Wirksamkeit des Herzogs dabei zeigen. Wir wollen nur Schillers geistige Entwicklung verfolgen, wie sie durch den Zwang der Schule und den Druck des Herzogs notwendig verlaufen mußte. Der Literaturhistoriker Hermann Hettner hat darüber gesagt:

„Auf dem Jüngling lastete der Druck harter und despotischer Erziehung. Er sah die Tyrannenwirtschaft des Herzogs Karl Eugen, welcher Männer wie Moser und Schubart jahrelang schuldlos und unverhört im scheußlichsten Kerker hielt, seine Landeskinder für schnödes Blutgeld nach Amerika verkaufte, den üppigen Hofhalt von Versailles zu überbieten trachtete, und welcher, nachdem er im Alter plötzlich eine reumütige Sinneswandlung in sich erfahren hatte, selbst Güte und Menschenfreundlichkeit immer nur in unbeschränkter Herrscherlaune zu betätigen wußte.

Zu diesem Gewaltherrscher stand Schiller in nächster

[15]) „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken", eine Vorlesung, gehalten in der öffentlichen Sitzung der kurpfälzischen deutschen Gesellschaft, am 26. des Junius 1784.

persönlicher Berührung, erlitt von ihm unmenschlichen Zwang, mußte sich vor ihm drücken und bücken bis zur Selbsterniedrigung und Heuchelei; er, der freiheitglühende selbstbewußte Jüngling, ... von dem einer seiner Jugend- und Leidensgenossen treffend sagt, daß, wäre er nicht ein großer Dichter geworden, er sicher ein großer Mensch im handelnden öffentlichen Leben geworden sein würde [16]."

Demgemäß schrieb der gründliche, kleinste Einzelheiten berücksichtigende Schillerforscher Richard Weltrich: „Er (Schiller) hatte das Zeug dazu, ein Staatsmann im größten Stile zu werden: man denke nur an die den allgemeinen Interessen der Menschheit zugewendete schöpferische Fülle seines Geistes, an seinen großen, weiten historischen Blick, an die immer schlagfertige Energie und Stahlkraft seiner Natur [17]."

Schiller hat die beengenden Zustände auf der „Karlsschule" und in Stuttgart überhaupt in einem Aufsatz zur Ankündigung der „Rheinischen Thalia" im „Deutschen Museum" (Dezember 1784, Seite 364/70) angedeutet. Er schreibt:

„Früh verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauschen, die ich nur eben durch eine Fernröhre kannte. Ein seltsamer Mißverstand der Natur hat mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurteilt. Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plan seines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel. Aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte

[16] Hermann Hettner: „Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert", Neudruck Leipzig (Paul List Verlag) 1928; 3. Teil, 9. Kapitel, Seite 208.

[17] Richard Weltrich: „Friedrich Schiller", Stuttgart 1899, Seite 378.

sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir zur Folter waren, schweifte mein Herz in eine Idealenwelt aus. Aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiserne Stäbe schieden; unbekannt mit den Menschen, denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguß eines und eben dieses Modells, von welchem die plastische Natur sich feierlich lossagte — unbekannt mit den Neigungen freier, sich selbst überlassener Wesen, denn hier kam nur eine zur Reife, die ich jetzt nicht nennen will: jede übrige Kraft des Willens erschlaffte, indem eine einzige sich konvulsivisch spannte, jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrschenden Ordnung verloren — unbekannt mit dem schönen Geschlechte — die Tore dieses Instituts öffnen sich, wie man wissen wird, Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben es zu sein — unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal, mußte mein Pinsel notwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen ..."

Schiller beschäftigt sich in den weiteren Ausführungen mit seinem Schauspiel „Die Räuber" und den Fehlern in der Menschendarstellung, die man ihm damals vorwarf. Man sieht jedoch, wie er die Dressur auf der „Sklavenplantage" des Herzogs empfunden und darunter gelitten hat. Man muß dabei berücksichtigen, daß er sich nur andeutend ausdrücken konnte, da er Gewalttätigkeiten des in seiner Eitelkeit verletzten Herzogs gegen seine Familie zu befürchten hatte. Ein Mann wie Karl Eugen — der so an Moser und Schubart handelte, wie er gehandelt hat — wäre auch nicht davor zurückgeschreckt, „Sippenhaft" über Schillers Eltern zu verhängen. Eine übliche Maßnahme,

die Schiller in dem Drama „Kabale und Liebe" dargestellt hat.

Als Henriette von Wolzogen dem völlig mittellosen Schiller Obdach und Unterhalt auf ihrem Gut Bauerbach gewährt hatte, war sie sehr besorgt um ihren in Stuttgart lebenden Sohn. Sie befürchtete, — wie Schiller am 14. 1. 1783 an Streicher schrieb — ihre Kinder „müßten es unstreitig entgelten, wenn der Herzog von Württemberg Wind bekäme". So wurde Karl Eugen von seinen Zeitgenossen beurteilt. Und sie hatten recht!

Natürlich haben Höflinge, Hofräte und Professoren jene „Karlsschule" gepriesen. Dagegen hat ein seelenvolles junges Mädchen zu jener Zeit, als Schiller die oben angeführten Zeilen schrieb, diese „Akademie" besucht. Sie schrieb damals in ihr Tagebuch: „Die Einrichtung der Akademie ist sehr hübsch. Aber es macht einen besonderen Eindruck aufs freie Menschenherz, die jungen Leute alle beim Essen zu sehen. Jede ihrer Bewegungen hängt von dem Winke des Aufsehers ab. Es wird einem nicht wohl zu Mute, Menschen wie Drahtpuppen behandelt zu sehen." Das junge Mädchen, das dies schrieb, war — Charlotte v. Lengefeld. Sie kam i. J. 1783 mit ihrer Mutter aus der Schweiz und weilte einige Tage in Stuttgart. Sie ahnte damals noch nicht, daß der größte, aber geflüchtete Schüler jener „Akademie", Friedrich Schiller, ihr Gemahl werden würde. Wenn tüchtige Männer aus jener Schule hervorgegangen sind — ein Umstand, der immer wieder betont wird —, so geschah das trotz und nicht wegen des unwürdigen Zwanges, der dort herrschte. Man braucht nur jene Gedichte und Reden des „Eleven" Schiller zu lesen, die er auf den Herzog machen mußte. Hier erscheint Schiller — so hat Scherr sehr richtig bemerkt — „in seiner

Lobrednerrolle durchaus in der Lage eines Sklaven, welcher weiß, daß er loben und huldigen muß, und deshalb in einer Art von Verzweiflung lieber den Mund gleich recht voll nimmt."

Wenn auch die meisten der lebenden Tyrannen — wenn sie Erfolg haben — nicht von der Mitwelt gerichtet werden, so dürfen wir es nicht zulassen, daß auch das Gericht der Nachwelt von unredlichen Verteidigern bestochen wird. „Der richtende Kiel des Schriftstellers" — sagt Schiller — „soll die schlechten Könige brandmarken, dadurch ehrt er die guten. Alle müssen sich endlich dem unbestechlichen Grabstichel unterwerfen, der ihre Laster oder Tugenden auf die Nachwelt bringt. Die verborgensten Winkel ihres Charakters werden hervorgezogen an den Tag, welcher Schleier sie auch decke, alle ohne Unterschied müssen vor dem Richterstuhl der Menschheit erscheinen[18])."

Das gilt für Könige, Päpste, Herzöge und alle Regierungschefs alter und neuer Zeit! Karl Eugen von Württemberg hat diesen weltgeschichtlichen Prozeß gegen seinen Regimentsmedikus Friedrich Schiller endgültig verloren.

Als Seitenstück zu Schubarts Gedicht „Die Fürstengruft" dichtete Schiller i. J. 1781 — ein Jahr vor seiner Flucht — „Die schlimmen Monarchen". Hier lodert Schillers verhaltener Zorn über die Tyrannei des Herzogs Karl Eugen fast unheimlich empor. Es heißt am Schluß dieser langen Dichtung von den Fürsten:

„Prägt ihr zwar — Hohn ihrem falschen Schalle! —
Euer Bild auf lügende Metalle,
    Schnödes Kupfer adelt ihr zu Gold —
Eure Juden schachern mit der Münze —

[18]) „Rheinische Thalia", Heft 2; Leipzig 1786, Georg Joachim Göschen.

Doch wie anders klingt sie über jener Grenze,
Wo die Wage rollt!"
„Decken euch Seraile dann und Schlösser,
Wann des Himmels fürchterlicher Presser
An des großen Pfundes Zinsen mahnt?
Ihr bezahlt den Bankerott der Jugend
Mit Gelübden und mit lächerlicher Tugend,
Die — Hanswurst erfand."

Zielt die vorhergehende Strophe auf das geprägte minderwertige Geld und das Hofjudentum, so bezieht sich dieser Vers ganz offensichtlich auf den Herzog Karl Eugen. Der Dichter mochte voller Scham an die i. J. 1780 verfaßte Rede „Die Tugend in ihren Folgen betrachtet" denken, die man ihm auf der Karlsschule zugemutet hatte. Ebenso ist mit dem „Bankerott der Jugend" und den „Gelübden" das frühere ausschweifende Leben des Herzogs und dessen Proklamation aus dem Jahre 1778 gemeint. Aber jene „Tugend" ist eine Erfindung des „Hanswurst", d. h. des Herzogs. Hier können wir einen tiefen Blick in Schillers Seele tun. Die revolutionäre Stimmung entlädt sich drohend in der letzten Strophe:

„Berget immer die erhab'ne Schande
Mit des Majestätsrechts Nachtgewande!
Bübelt aus des Thrones Hinterhalt!
Aber zittert vor des Liedes Sprache,
Kühnlich durch den Purpur bohrt der Pfeil der Rache
Fürstenherzen kalt."



Wer die Kultur des 18. Jahrhunderts in ihrer Gesamtheit zu überschauen vermag, dem ist es, als blicke er in den Krater eines Vulkans, in dem die kochende Lava bro-

delt. Wir begegnen in diesem Jahrhundert den widersprechendsten Erscheinungen des politischen, kulturellen und gesellschaftlichen Lebens. Wir finden den krassesten Materialismus neben höchstem Idealismus, wir sehen zersetzendste Vernunfterkenntnis und tollsten Aberglauben, romantische und vergeistigte Liebe neben frivolster Sexualität, gefühlvolle Schwärmerei neben gefühlloser Verstandeskälte, zarte Empfindungen neben brutaler Roheit, asketische Entsagung neben raffinierter Genußgier, edelstes geistiges Streben neben engstirnigem Spießertum, zynische Spottlust neben kindlichem Glauben, steinherzige Selbstsucht neben hingebender Aufopferung. Alles — Gutes und Schlechtes, Edles und Niedriges, Erhabenes und Nichtswürdiges — alles brodelte in diesem Jahrhundert durcheinander und fand seinen Ausdruck im Handeln der Menschen wie im Geistesleben dieser so bewegten Zeit. Schließlich brach dieser Vulkan aus in der großen französischen Revolution.

Es gab zwar viele Stürmer und Dränger in Deutschland, aber nur wenige Menschen, die erkannten, was sich hier drohend entwickelte. Vor den Umwälzungen des 16. Jahrhunderts hatte Ulrich v. Hutten den Fürsten die warnenden Worte zugerufen:

„Wenn es einen gibt, welcher die deutsche Freiheit so vernichtet wünscht, daß wir gegen kein Unrecht, keine Schmach mehr Einspruch tun dürfen, der möge zusehen, daß jene geknebelte und fast erwürgte Freiheit nicht einmal, zu der Unterdrücker größtem Schaden, plötzlich ausbreche und sich wiederherstelle. Wieviel klüger wäre es, verständig betrachtet, wieviel geratener — selbst vom Standpunkt der Unterdrücker aus — ihr immer noch etwas Atem zu lassen und sie nicht gar zu eng zusammenzu-

pressen, als es dahin zu treiben, daß sie im Gefühl der drohenden Erstickung sich gewaltsam durch einen zerstörenden Ausbruch Luft machen muß. Denn einfangen und leicht binden läßt sie sich wohl — zumal wenn es einer geschickt und schlau anzufangen weiß — umbringen und abschlachten aber läßt sie sich nicht, und sie ganz zu vernichten ist unmöglich. Darum möge man uns freiwillig etwas Freiheit geben, damit wir uns nicht mit Gewalt alles nehmen [19]."

Diese goldenen Worte Huttens — sie gelten für die Regierungen aller Zeiten und Formen — wurden natürlich von den Fürsten des 16. Jahrhunderts — von wenigen Ausnahmen abgesehen — ebensowenig gehört und befolgt wie von denen des 18. Jahrhunderts. Sie hatten es — zumal in Frankreich, dem klassischen Land des Absolutismus — zu büßen.

Der bereits genannte Literaturhistoriker Herman Hefele hat in seiner unvollendet gebliebenen Schillerbiographie sehr richtig bemerkt:

„Wer von Schiller nur wenige Gedichte seiner klassizistischen Periode, die Balladen etwa, kennt und daneben die vollendeten elf Dramen, der kennt, der Masse wie dem Wert nach, nur einen Bruchteil des Schillerschen Wesens."

Hier zeigt sich eine gewisse geistige Verwandtschaft zwischen Ulrich von Hutten und Friedrich Schiller, wenn auch Hutten nicht nur mit der Feder sondern auch mit dem Schwert für die Freiheit gekämpft hat.

Wir können in den uns gezogenen Grenzen dieser Darstellung unmöglich auf alle Dichter, Schriftsteller und Philosophen eingehen, die den jungen Schiller beeinflußt

[19]) „Liberis omnibus ac vere Germanis", Moguntiae 1518.

haben. Nur zwei können wir nicht unerwähnt lassen: Jean Jacques Rousseau und Shakespeare. Der eine ein Revolutionär auf gesellschaftlichem und kulturellem Gebiet, der andere ein Umgestalter des bisherigen Theaters. Der eine in jener Zeit so unverstanden wie der andere. Aus dem schmerzlichen Mißverhältnis zwischen der Schiller umgebenden Wirklichkeit und der Wünschbarkeit der Rousseauschen Gedankenwelt entstand sein erstes kraftgenialisches Schauspiel „Die Räuber". Die ersten Pläne und Entwürfe zu diesem Werk lassen sich bis zum Jahre 1777 zurückverfolgen. Im Jahre 1781 ließ Schiller das Stück auf eigene Kosten drucken, weil sich niemand fand, der es gewagt hätte. Am 13. 1. 1782 fand die erste Aufführung in einer vom Intendanten Baron v. Dalberg verlangten, verschlimmbesserten Bearbeitung im Nationaltheater zu Mannheim statt. Diese Aufführung wurde zu einem Ereignis in der deutschen Theatergeschichte, zu dem es kein Gegenstück gibt.

Durch die Buchausgabe und Gerüchte war man bereits von dem revolutionären Inhalt des Stückes unterrichtet. Aus den benachbarten Städten Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt, Mainz, Worms und Speier waren die Menschen zusammengeströmt. Obgleich die Vorstellung erst um 5 Uhr begann, waren sämtliche unnumerierten Plätze bereits um 1 Uhr mittags besetzt. Zuerst war die Teilnahme der Zuschauer nur sehr mäßig. Aber als Schillers Anklagen gegen die herrschenden Zustände von der Bühne herabdonnerten, stieg der Beifall bis zum Tumult. Ein Augenzeuge berichtete über den Erfolg: „Das Theater glich einem Irrenhause, rollende Augen, geballte Fäuste, stampfende Füße, heisere Aufschreie im Zuschauerraum! Fremde Menschen fielen einander schluchzend in die Arme,

Frauen wankten, einer Ohnmacht nahe, zur Türe. Es war eine allgemeine Auflösung, wie im Chaos, aus dessen Nebeln eine neue Schöpfung hervorbricht [20])!"

Im Dämmerlicht des Zuschauerraumes, die Brüstung der Theaterloge mit den Händen umklammernd, stand der Regimentsmedikus Friedrich Schiller und blickte erstaunt in das Toben. Er hatte seiner Zeit den Fehdehandschuh hingeworfen. Aber war er sich bewußt, was hier geschehen war? Er ahnte wohl kaum, daß er mit seinem ebenso genial wie roh hingeworfenen Räuber- und Spektakelstück den innersten Kern der Volksseele getroffen hatte. Diese Volksseele ließ die Begeisterung in jenen Menschen aufflammen. „Es gibt kein Gefühl, das von unserem Wesen so unzertrennlich wäre als das der Freiheit", hatte Friedrich der Große einst geschrieben. Dieses Gefühl hatte Schiller geweckt.

Jetzt traten die „Räuber" ihren Siegeszug über die meisten deutschen Bühnen an. Hier hatte — so drückte es ein Zeitgenosse aus — „Frau Subordinatio dem Genius ein zügelloses, aber herrliches Kind geboren" und — dieses Kind war unsterblich. Mochten die Kritiker bis auf den heutigen Tag daran herumnörgeln. Mochten es mehr oder weniger geschickte Regisseure ausstaffieren, wie sie wollten. Was hat man nicht schon alles seit der Verschlimmbesserung des Barons v. Dalberg mit den „Räubern" aufgestellt! Nach dem Kriege 1914/18 inszenierte Erich Ziegel Schillers Schauspiel in den Hamburger Kammerspielen im modernen Kostüm. Die Räuber erschienen mit Stahlhelmen, Franz Moor rauchte eine Zigarette nach der anderen, Amalia erschien im modernen Reitkleid usw.

[20]) Pichler: „Chronik des Großherzoglichen Hof- und Nationaltheaters in Mannheim", Mannheim 1879, Seite 67.

Die Erzählung Hermanns aus dem Siebenjährigen Krieg hatte man mit entsprechenden Änderungen auf den Krieg 1914/18 bezogen. An sich war diese Zeitveränderung ja nicht neu. Dalberg verlegte das Stück aus der Zeit des 18. Jahrhunderts — für die es gedacht und geschrieben worden war — in das 15. Jahrhundert, in das Jahr, „als Kaiser Maximilian den ewigen Landfrieden für Deutschland stiftete", also 1495. Aber in welche Zeit man das Schauspiel auch immer verlegt — es wirkt und begeistert überall und immer. Das ist das Rätsel, das die ästhetisierenden Literaturhistoriker nicht lösen konnten. Nur wenn man sich den revolutionären, den politischen Inhalt der „Räuber" vergegenwärtigt, ergibt sich die Erklärung mühelos.

Der Kulturphilosoph Friedrich Nietzsche hat von dem Geist Rousseaus gesagt, er habe „das größte Feuer und ist der populärsten Wirkung gewiß". Von seinem Werk — so sagte er weiter —

„... ist eine Kraft ausgegangen, welche zu ungestümen Revolutionen drängte und noch drängt; denn bei allen sozialistischen Erzitterungen ist es immer noch der Mensch Rousseaus, welcher sich, wie der alte Typhon unter dem Ätna, bewegt. Gedrückt und halb zerquetscht durch hochmütige Kasten, erbarmungslosen Reichtum, durch Priester und schlechte Erziehung verderbt und vor sich selbst durch lächerliche Sitten beschämt, ruft der Mensch in seiner Not die ‚heilige Natur' an und fühlt plötzlich, daß sie ihm so fern ist wie irgendein epikurischer Gott. Seine Gebete erreichen sie nicht: so tief ist er in das Chaos der Unnatur versunken. Er wirft höhnisch all den bunten Schmuck von sich, welcher ihm kurz vorher gerade sein Menschlichstes schien, seine Künste und Wissenschaften,

die Vorzüge seines verfeinerten Lebens, er schlägt mit der Faust wider die Mauern, in deren Dämmerung er so entartet ist, und schreit nach Licht, Sonne, Wald und Fels ... eine Stimmung, in welcher die Seele zu furchtbaren Entschlüssen bereit ist, aber auch das Edelste und Seltenste aus ihren Tiefen heraufruft[21])."

Die hier von Nietzsche hervorgehobenen Ursachen jener revolutionären Stimmung sind aber zu allen Zeiten in irgendeiner Form vorhanden. Die Bedrückung des Volkes durch erbarmungslosen Reichtum ist heute nicht anders als im 18. Jahrhundert. Hochmütige Priesterkasten und privilegierte Stände hat es überall und immer gegeben, mögen sich deren Formen und Methoden auch geändert haben. Die Beschämung des Menschen durch lächerliche Sitten und religiöse Erziehung ist immer wieder feststellbar. Oder hält man Dogmen wie die „Unfehlbarkeit des Papstes", die „unbefleckte Empfängnis Mariae" und deren „leibliche Himmelfahrt" — alles Dogmen, deren Verkündigung man im 18. Jahrhundert noch nicht einmal gewagt hätte — für erhebende Bestandteile einer religiösen Erziehung?! — Welcher Stoff wäre das für den Spötter Voltaire gewesen!! —

Alle diese Erscheinungen waren und sind in irgendeiner Weise zu allen Zeiten anzutreffen. Sie waren es, die Rousseau herausforderten, sie waren es, die Schiller zum revolutionären Dichter machten.

Die ideale Republik Rousseaus wurde in der französischen Revolution von seinen vorgeblichen „Jüngern" und „Schülern" zu dem schauerlichsten Gewaltstaat verzerrt. Die Revolutionsregierung ließ zwar seine Gebeine in einem Sarkophag feierlich im Pantheon beisetzen, auf

[21]) Friedrich Nietzsche: „Unzeitgemäße Betrachtungen", 3. Stück, 1874.

dem Tisch des sog. „Wohlfahrtsausschusses" lag sein „Contrat social" —; aber Rousseau wäre der erste Franzose gewesen, der gegen diese Gewaltherrschaft, gegen diesen Mißbrauch seiner Lehren Einspruch erhoben hätte. Wahrscheinlich hätte er unter dieser Terrorregierung sein Ende auf dem Schafott gefunden, wie die edle Manon Roland und viele andere für die Freiheit begeisterte Menschen.

Bei Schiller rief jener Druck, von dem Nietzsche spricht, das Edelste und Seltenste hervor. Er durchbrach die Kerkermauern, die seine Seele umgaben, und gelangte zur Erkenntnis des Göttlichen. Da jedoch die Freiheit die unerläßliche Voraussetzung einer solchen Erkenntnis ist, hat er diese Freiheit bis zu seinem letzten Atemzuge vertreten. „Durch alle Werke Schillers" — so hat Goethe sehr richtig bemerkt — „geht die Idee der Freiheit, und diese Idee nahm eine andere Gestalt an, so wie Schiller in seiner Kultur weiter ging und selbst ein anderer wurde. In seiner Jugend war es die physische Freiheit, die ihm zu schaffen machte und die in seine Dichtungen überging, in seinem späteren Leben die ideelle."

Naturgemäß richtet sich die Empörung über Unrecht und Gewalt immer zuerst gegen jene, die sie verüben. Der revolutionäre Zorn lodert gegen die Gewaltherrscher des Staates und der Seele: die Fürsten und die Priester. Thron und Altar, Staat und Kirche waren seit jeher verbunden, um das Streben der Einzelnen und Völker nach Freiheit zu ersticken. Die einen wirkten durch das Gesetz, die anderen durch die Religion. Daher ruft Schiller:

„Nein, ich mag nicht daran denken. Ich soll meinen Leib pressen in eine Schnürbrust und meinen Willen schnüren in Gesetze. Das Gesetz hat zum Schneckengang

verdorben, was Adlerflug geworden wäre. Das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet; aber die Freiheit brütet Kolosse und Extremitäten aus. Sie verpalisadieren sich ins Bauchfell eines Tyrannen, hofieren der Laune seines Magens und lassen sich klemmen von seinen Winden. — Ah! Daß der Geist Hermanns noch in der Asche glimmte! — Stelle mich vor ein Heer Kerls wie ich, und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster sein sollen."

Als Schiller die Räuber schrieb, war er zwar noch kirchengläubig. Aber die Empörung über die christliche Heuchelei, der offensichtliche Widerspruch zwischen den Worten und Taten der Christen hatte den Zweifel in ihm geweckt. In der ersten Fassung der „Räuber" sagte er — und diese gestrichene Stelle gehört zu der obigen —:

„Ein weiterer Kopf, der gemeine Pflichten überspringt, um höhere zu erreichen, soll ewig unglücklich sein, wenn die Kanaille, die ihren Freund verriet und vor dem Feinde floh, auf einem wohl angebrachten Seufzer gen Himmel reitet? — Wer möchte nicht lieber im Backofen Belials braten mit Borgia und Catilina, als mit jedem Alltagsesel dort droben zu Tische zu sitzen!"

Er spottet nicht nur über jene christlichen Jenseitsfabeln, er weist die empörende Überheblichkeit zurück, mit der die Priester die freien, höhere Ziele erstrebenden Menschen in die „Hölle" versetzen — d. h. verurteilen und ächten —, wenn diese den kirchlichen Glaubensvorschriften widersprechen. Es empört ihn, daß ein verächtlicher Schurke — wenn er nur rechtzeitig bereut und betet — einen Platz im „Himmel" erhalten soll, d. h. als verdienstvoller Mensch hingestellt wird. Die katholische Kirche hat

diese Wahnlehren durch die Beichte und den Ablaß besonders augenscheinlich gemacht.

Unterdrückte Schiller diese bedeutsame Stelle, so bricht sein Zorn in der Rede an den Pater los. Um die Wirkung dieser Vorwürfe für die Kirche abzuschwächen, hat man diesen Pater damals — und heute zuweilen wieder — in eine „Magistratsperson" verwandelt. Schiller (Karl Moor) sagt dem Pater, diesem „abgerichteten Schäferhund", wie ihn Schweitzer nennt:

„... Bemerken Sie die vier kostbaren Ringe, die ich an jedem Finger trage — gehen Sie hin, und richten Sie Punkt für Punkt den Herren des Gerichts über Leben und Tod aus, was Sie sehen und hören werden! — Diesen Rubin zog ich einem Minister vom Finger, den ich auf der Jagd zu den Füßen seines Fürsten niederwarf. Er hatte sich aus dem Pöbelstaub zu seinem ersten Günstling emporgeschmeichelt, der Fall seines Nachbarn war seiner Hoheit Schemel — Tränen der Waisen huben ihn auf. Diesen Demant zog ich einem Finanzrat ab, der Ehrenstellen und Ämter an die Meistbietenden verkaufte und den trauernden Patrioten von seiner Türe stieß. — Diesen Achat trage ich einem Pfaffen Ihres Gelichters zur Ehre, den ich mit eigener Hand erwürgte, als er auf offener Kanzel geweint hatte, daß die Inquisition so in Zerfall käme ..."

Wir wiesen bereits darauf hin, daß sich diese Anklagen Schillers auf ganz bestimmte Fälle beziehen, die sich in Württemberg ereignet hatten und allen Stuttgartern bekannt waren. Weiter heißt es von den Christen:

„... Da donnern sie Sanftmut und Duldung aus ihren Wolken und bringen dem Gott der Liebe Menschenopfer, wie einem feuerarmigen Moloch — predigen Liebe des

Nächsten und fluchen den achtzigjährigen Blinden von ihren Türen hinweg; — stürmen wider den Geiz und haben Peru um goldener Spangen willen entvölkert und die Heiden wie Zugvieh vor ihre Wagen gespannt — sie zerbrechen sich die Köpfe, wie es doch nur möglich gewesen wäre, daß die Natur hätte können einen Ischariot schaffen, und nicht der Schlimmste unter ihnen würde den dreieinigen Gott um zehn Silberlinge verraten. — O über euch Pharisäer, euch Falschmünzer der Wahrheit, euch Affen der Gottheit! — Ihr scheut euch nicht, vor Kreuz und Altären zu knien, zerfleischt eure Rücken mit Riemen und foltert euer Fleisch mit Fasten; ihr wähnt, mit diesen erbärmlichen Gaukeleien demjenigen einen blauen Dunst vorzumachen, den ihr Toren doch den Allwissenden nennt, nicht anders, als wie man der Großen am bittersten spottet, wenn man ihnen schmeichelt, daß sie die Schmeichler hassen; ihr pocht auf Ehrlichkeit und exemplarischen Wandel, und der Gott, der euer Herz durchschaut, würde wider den Schöpfer ergrimmen, wenn er nicht eben der wäre, der das Ungeheuer erschaffen hat."

Diese Empörung, dieser Zorn des Dichters waren wohlbegründet. Ja, ein aufmerksamer Beobachter u n s e r e r Zeit könnte feststellen, daß Schillers Anklagen und Vorwürfe heute ebenso berechtigt sind wie damals. Weil dies aber so ist, erklärt sich die immerwährende Wirkung der Räuberdichtung. Der bekannte Dramaturg Heinrich Bulthaupt schrieb über diese Wirkung:

„Carl Moor — das war die deutsche Jugend jener Tage, und im tiefsten Kern ist sie es trotz des glättenden Reichshobels und der seit 1870 ungangbar gewordenen Weltverbesserungsträume noch. All' unsere demokratische und revolutionäre Neigung, all' unsere Weisheit und

Stärke, die Maßlosigkeit der Empfindung, der Idealismus, der nach trügerischen Zielen unüberlegt und wortreich jagt, der tugendhafte Drang der Reue — alles steckt in dieser mit genialer Roheit hingeworfenen Figur. Vergebens hat die Zeit Schillers und das Epigonentum an dem cyklopischen Bau der ‚Räuber' gerüttelt, vergebens die nüchterne Kritik, die der Begeisterung nicht fähig ist, sie mit ihren unschönen Ausschreitungen in die Literatur-geschichte verwiesen: sie stehen da mit feurigem Auge, schwertgegürteter Rechten, zünden, schlagen ein und reißen mit sich, man mag wollen oder nicht [22]."

Was für den Beginn unseres Jahrhunderts galt, gilt heute erst recht. Denn trotz der inzwischen eingeführten „Demokratie" sind die Verhältnisse, die Schiller treffen wollte und getroffen hat, kaum anders geworden. Im Gegenteil! Die Anmaßung der Kirche, die religiöse Unduldsamkeit mit allen ihren unvermeidlichen Folgeerscheinungen wie Heuchelei, Torheit und Niedertracht sind eher noch gewachsen. Was aber jene Minister und deren Kreaturen betrifft, die Schillers Zorn geißelt, so liefert die Skandalchronik der letzten 50 Jahre Beweise dafür in Hülle und Fülle, daß diese Sorte nicht ausgestorben ist, sondern sich wacker vermehrt!

Aber nicht minder bedeutend ist die Lehre, die Schiller für sich selbst aus seiner Dichtung zieht. Karl Moor wollte mit seiner aus Studenten gebildeten Räuberbande die Gerechtigkeit wiederherstellen und die Schuldigen strafen. „Mein Handwerk ist Wiedervergeltung — Rache ist mein Gewerbe", sagt er. Das ist sein revolutionäres Programm. Aber er muß erleben, daß seine Gefährten

---

[22]) Heinrich Bulthaupt: „Dramaturgie des Schauspiels", Oldenburg 1902, 1. Band, 9. Auflage, Seite 239.

und Untergebenen — die „schadenfrohen Schergen seines barbarischen Winks" — keineswegs von jenem idealen Streben erfüllt sind. Sie verfolgen eigensüchtige Zwecke, sie verüben die scheußlichsten Gewalttaten, morden und plündern unschuldige Menschen. Auf diese Weise kann weder Gerechtigkeit noch Freiheit herbeigeführt werden. Er ruft, über sich selbst erschrocken, entsetzt aus:

„O über mich Narren, der ich wähnte, die Welt durch Greuel zu verschönern und die Gesetze durch Gesetzlosigkeit aufrecht zu erhalten! Ich nannte es Rache und Recht ... aber — o eitle Kinderei — da steh' ich am Rande eines entsetzlichen Lebens und erfahre nun mit Zähneklappern und Heulen, daß zwei Menschen wie ich den ganzen Bau der sittlichen Welt zu Grunde richten würden."

Hier erschrickt Schiller vor den praktischen Auswirkungen seines revolutionären Denkens und Strebens. Hier zeigt die Dichtung im engen Raum — auf den „Brettern, die die Welt bedeuten" —, was sich zehn Jahre später in der großen Welt, in der französischen Revolution begab. Das ideale Streben einiger freiheitsbegeisterter, über das herrschende Unrecht empörter Menschen endete in der fürchterlichsten Zwangsherrschaft, die von abgefeimten politischen Nutznießern und machtgierigen Politikern herbeigeführt wurde.

Man hat — wie gesagt — an den „Räubern" viel herumkritisiert. Man hat die fehlerhafte Menschendarstellung gerügt. Schiller hat die Fehler später selbst zugegeben. Gewiß, wer ästhetische und psychologische Maßstäbe an die Motivierung der Handlung oder die Gestaltung der Charaktere legt, wird manche Widersprüche, ja Unmöglichkeiten entdecken. Man darf jedoch das Schauspiel eben nicht als ein reines Bühnenstück werten. Es ist ein revo-

lutionäres Manifest. Die beiden Hauptgestalten — Franz und Karl Moor — verkörpern die Erscheinungen der Zeit. In jeder dieser beiden Gestalten steckt gewissermaßen die Summe der Gedanken, Empfindungen und Willensregungen der Menschen des 18. Jahrhunderts. Auf der einen Seite: der niedrigste Materialismus, die verworfenste Unmoral, die zynischste Denkweise, die hemmungsloseste Selbstsucht und Tatbereitschaft, selbst zum Verbrechen. Der Vertreter dieser Gruppe ist Franz. Sehr richtig hat Schiller dazu gesagt, daß die Geschichte „Subjekte liefert, die unseren Franz an unmenschlichen Taten weit hinter sich lassen". Auf der anderen Seite: ausschweifende Schwärmerei, glühender Freiheitsdrang, Forderung nach Gerechtigkeit, heldenhafte Tatbereitschaft mit dem Willen, die Unterdrückung zu beenden und die Gewaltherrschaft zu brechen. Der Vertreter dieser Gruppe ist Karl, der offensichtlich Schillers Züge trägt. Auf diese Weise betrachtet, verkörpern beide Gestalten zusammengefaßt die chaotische Gedanken- und Empfindungswelt jenes Jahrhunderts, in dem sie geschaffen wurden. Wir dürfen uns nicht durch Schillers Vorrede „Der Verfasser an das Publikum" irre machen lassen, die Dalberg, noch irreführender abgeändert, auf den ersten Theaterzettel setzen ließ. Das war eine captatio benevolentiae, nicht nur um das Publikum zu gewinnen, sondern auch um die Zensur zu betören. Sehr richtig hat Kuno Fischer geschrieben:

„Karl Moor ist kein bestimmter, in sich gegründeter Charakter: er ist ein Phantasiebild und zugleich ein Spiegelbild des damaligen Schiller. Alle Ungereimtheiten dieser Figur, so viele sie hat, als Charakter genommen, lösen sich auf, wenn sie als ein Selbstbekenntnis des Dichters verstanden wird. Diese heroisch-idyllischen Phanta-

sien im Spiel ihres Wechsels, in ihrem Ringen nach Größe, in ihrer gestaltlosen Größe selbst, bilden nimmermehr den Kern eines Charakters, sie sind Stimmungen eines werdenden Dichters, der zugleich ein gewaltiger Mensch ist. Und daß dieser Dichter s e i n e Empfindungen über alles gesetzt, daß er dem ungestümen Drange seiner Phantasie nachgegeben, nur, was in ihm lebte, rücksichtslos dargestellt hat, — daß er mit einem Worte gegen sich vollkommen wahr gewesen und lieber so viel Widersprüche verschuldet, als diese Wahrheit nur ein einziges Mal verkümmert hat, das gibt seiner Dichtung den großen psychologischen Wert und verbürgt mehr als ein kunstgerechtes poetisches Werk seine Fülle und Kraft [23])."

In dem gleichen Jahre, in dem Schiller die „Räuber" beendete, schrieb er ein Huldigungsgedicht auf Jean Jacques Rousseau. Es zeigt, wie sehr der französische Philosoph ihn beeindruckt hat. Rousseau war i. J. 1778 gestorben. Seitdem er i. J. 1762 das Werk „Emile ou de l'éducation" und den „Contrat social" veröffentlicht hatte, wurde er von den Jesuiten, Jansenisten und der ganzen christlichen Meute erbittert verfolgt. Denn das berühmte Erziehungswerk „Emile" enthielt das „Glaubensbekenntnis des savoyschen Vikars" („Profession de foi du vicaire savoyard"). Das Christentum kirchlicher Prägung wurde darin als völlig unhaltbar nachgewiesen. Der „Gesellschaftsvertrag" („Contrat social") vertrat die ideale Demokratie. Der „Emile", ein Werk, das Immanuel Kant so sehr fesselte, daß er seine täglichen Spaziergänge vergaß, wurde auf Drängen der Kirche durch den Henker verbrannt. Ein Parlamentsbefehl wurde gegen Rousseau

---

[23]) Kuno Fischer: „Die Selbstbekenntnisse Schillers", Frankfurt a. M. 1858, Seite 34.

erlassen, den ein Hirtenbrief des Erzbischofs von Paris ergänzte. Der gehetzte Philosoph flüchtete und fand — wie wir bereits sagten — Schutz und Asyl zu Mortiers-Travers, in dem kleinen preußischen Besitztum Neuenburg. Aber Friedrich der Große war fern. Der Pfarrer hetzte die fanatische Bevölkerung gegen Rousseau auf und machte ihm selbst dort den Aufenthalt schließlich unmöglich.

Dieses Schicksal und das empörende Verhalten der Kirche entflammten Schiller zu dem Gedicht „Rousseau". Es erschien in der „Anthologie für das Jahr 1782", die Schiller nach dem Bruch mit Stäudlin selbst herausgab. Das Gedicht hatte ursprünglich 14 Strophen. Schiller strich es später, da es zeitlich überholt war, auf 2 Strophen zusammen. In dieser verstümmelten Form findet es sich heute in den Werken und Gedichtsammlungen. Das Gedicht läßt jedoch in der Urform erkennen, wie weit sich Schiller bereits von der Kirche abgewandt hatte. Wir bringen daher die entscheidenden Strophen aus der „Anthologie":

„Monument von unserer Zeiten Schande,
Ew'ge Schandschrift deiner Mutterlande,
Rousseaus Grab, gegrüßet seist du mir!
Fried' und Ruh' den Trümmern deines Lebens!
Fried' und Ruhe suchtest du vergebens,
Fried' und Ruhe fandst du hier.

Wann wird doch die alte Wunde narben?
Einst war's finster — und die Weisen starben,
Nun ist's lichter — und der Weise stirbt.
Sokrates ging unter durch Sophisten,
Rousseau leidet — Rousseau fällt durch Christen,
Rousseau — der aus Christen Menschen wirbt.

Ha! mit Jubel, die sich feurig gießen,
Sei, Religion, von mir gepriesen,
Himmelstochter, sei geküßt!
Welten werden durch dich zu Geschwistern,
Und der Liebe sanfte Oden flüstern
Um die Fluren, die dein Flug begrüßt.
Aber wehe! — Basiliskenpfeile
Deine Blicke — Krokodilgeheule
Deiner Stimme sanfte Melodien,
Menschen bluten unter deinem Zahne,
Wenn verderbengeifernde Imane
Zur Erinnys dich verziehn.

Ja! Im acht und zehnten Jubeljahre,
Seit das Weib den Himmelssohn gebare,
— Chroniker vergeßt es nie! —
Hier erfanden schlauere Perille
Ein noch musikalischer Gebrülle,
Als dort aus dem ehrnen Ochsen schrie.

Mag es, Rousseau! Mag das Ungeheuer
Vorurteil, ein türmendes Gemäuer,
Gegen kühne Reformanten stehn;
Nacht und Dummheit boshaft sich versammeln,
Deinem Licht die Pfade zu verrammeln,
Himmelstürmend dir entgegen gehn; —

Mag die hundertrachige Hyäne
Eigennutz die gelben Zähne
Hungerglühend in die Armut haun,
Erzumpanzert gegen Waisentränе,
Turmumrammelt gegen Jammertöne
Goldne Schlösser auf Ruinen baun:

Geh, du Opfer dieses Drillingsdrachen,
Hüpfe freudig in den Todesnachen,
Großer Dulder, frank und frei.
Geh, erzähl dort in der Geister Kreise
Diesen Traum vom Krieg der Frösch' und Mäuse,
Dieses Lebens Jahrmarktsdudelei."

Das Gedicht ist oft schwer verständlich und im Ausdruck wenig anschaulich. Mit Schillers späteren Gedichten verglichen, ist es recht unbeholfen. Aber es ist ein bedeutsames Zeugnis für die Stimmung des jungen Dichters. Es zeigt seine Begeisterung für Rousseau und stellt eine heftige Anklage gegen den Fanatismus, Blödsinn und Eigennutz der christlichen Zeitgenossen dar. Der Dichter preist zwar die Religion als solche, aber er verwirft das Kirchenchristentum völlig. Die „verderbengeifernden" christlichen Priester sind hier des Reimes — vielleicht auch der Zensur wegen — Imane genannt. Sie haben die Religion zu einer grausamen Tyrannei verunstaltet. Unter ihrer wütenden, nimmerrastenden Verfolgung bluten die Menschen nicht nur, sie werden auf schrecklichste Weise gequält. Schlimmer gequält, als der sagenhafte Tyrann Perillus seine unglücklichen Opfer folterte, indem er sie in einen hohlen eisernen Ochsen einschloß, der dann durch Feuer erhitzt wurde, so daß der langsam zu Tode geröstete Mensch wie ein Stier brüllte. Ein vernichtenderes Gleichnis für die Betätigung der christlichen Priester konnte der Dichter wohl nicht finden. Religion, Vorurteil und Eigennutz verdichtet er zu einem „Drillingsdrachen", dessen Opfer der verfolgte Rousseau geworden ist. Aber den Kampf gegen ihn nennt er — nach der hellenischen, episch-parodistischen Dichtung „Batrachomyomachia" (Froschmäuse-

krieg) — einen Krieg der Frösche und Mäuse, d. h. einen vergeblichen Kampf kleiner Menschen gegen die Macht der Wahrheit.

„Die Räuber kosteten mir Familie und Vaterland", hat Schiller i. J. 1784 im „Deutschen Museum" geschrieben. „Mitten im Genuß des ersten verführerischen Lobes, das ungehofft und unverdient aus entlegenen Provinzen mir entgegenkam, untersagte man mir in meinem Geburtsorte, bei Strafe der Festung — zu schreiben. Mein Entschluß ist bekannt — ich verschweige das Übrige." Dieser Entschluß war die Flucht des Dichters aus Stuttgart. Die „Räuber" bedeuteten für Schiller aber außerdem Armut, Kampf und Not. Er hatte sich, um den Druck bewerkstelligen zu können, in erhebliche Schulden stürzen müssen. Nun druckte man sein Werk nach, ohne daß er einen Heller Honorar bekam. Ein Urheberrecht gab es damals noch nicht.

Karl Eugen, der stets posierte, gefiel sich damals gerade in der Rolle Friedrichs des Großen. Er bot sich Schiller als literarischer Beirat an, um ihn „auf väterliche Art vor Verstößen gegen den besseren Geschmack" zu bewahren. Deshalb hätte er befohlen, der Dichter solle ihm alle literarischen Arbeiten vor der Veröffentlichung vorlegen. Der lammfromme Gustav Schwab ergänzte diese Mitteilung der Karoline von Wolzogen durch den kläglichen Zusatz: „der Herzog hatte vollkommen recht". Glaubt denn wirklich ein Mensch, der Herzog sollte nicht gemerkt haben, daß gewisse Stellen in den „Räubern" eine getreue Darstellung seiner Regierungskünste enthielten?! — Für die Dichtung interessierte sich dieser Herzog nur dann, wenn es sich um Lobhudeleien seiner unbedeutenden Person handelte. Kein Fürst Deutschlands war ein größerer Despot

als Karl Eugen, und kein Dichter Deutschlands war ein größerer Vertreter der Freiheit als Schiller. Hatte er bereits wegen der Reise nach Mannheim und seiner Verbindung mit dem „Ausland" 14 Tage Arrest bekommen, so drohte ihm schließlich der Kerker auf dem Hohenasperg, wie dem unglücklichen Schubart. Brutale Gewalt ist bekanntlich stets die „Logik" des Despotismus gewesen. Sehr richtig hat Richard Weltrich gesagt:

„Jemandem zu befehlen, daß er sich jeder literarischen Verbindung mit dem ‚Ausland'" (das war in diesem Falle die bayerische Pfalz) „enthalte, jemandem schlechterdings zu verwehren, daß er dichte und schreibe! Ein Verbot wie dieses war ja doch recht eigentlich brutal, plumpe Gewalttat und grobe Rechtsverletzung und, weil um das Herzogtum Württemberg keine chinesische Mauer lief, zugleich abgeschmackt; es war eine Ungeheuerlichkeit in deutschen Landen und war ein Anachronismus."

Der Herzog entließ Schiller bei der letzten Audienz in Hohenheim mit dem Befehl: „Ich sage, bei Strafe der Cassation schreibt er keine Komödien mehr!" Und Schiller schrieb sogar, der Herzog habe gesagt „bei Strafe der Festung". In der Nacht vom 22. zum 23. September floh der Dichter mit dem Manuskript des „Fiesko" in der Tasche nach Mannheim. Dichter und Herzog sahen sich nicht wieder. Karl Eugen hatte sich des größten Genies, das sein Land hervorgebracht, beraubt. „Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient", schrieb Schiller in der „Ankündigung der Rheinischen Thalia".

Über die Ursachen des Zusammenstoßes zwischen Schiller und Herzog Karl Eugen ist viel geschrieben worden. Die ursächliche Veranlassung zu dem Verbot des Herzogs war eine alberne „politische" Intrige. Schiller läßt den

Spiegelberg in den „Räubern" sagen: „... zu einem Spitzbuben will's Grütz — auch gehört dazu ein eigenes Nationalgenie, ein gewisses, daß ich so sage, Spitzbubenklima, und da rat ich dir, reis' ins Graubündner Land, das ist ein Athen der heutigen Gauner ..."

Nun waren die Zustände in Graubünden tatsächlich etwas eigenartig. Die Tatsache, daß der Herzog von Württemberg im September 1786 den in Graubünden verhafteten Räuberhauptmann Hannickel zur Bestrafung aus Chur abholen lassen mußte, ist eine belustigende Erläuterung zu den Worten Schillers. Dieser Hannickel hatte seine Tätigkeit von Württemberg nach Graubünden verlegt.

Im Jahre 1781 hatte ein gewisser Wredow in den „Hamburger Addreß-Comptoir-Nachrichten" vom 13. 12. 1781 einen Angriff gegen Schiller unternommen und die Graubündner verteidigt. Da die Hamburger Zeitung aber kaum in Württemberg oder in der Schweiz gelesen wurde, veröffentlichte ein Graubündner, Dr. Amstein, ebenfalls in bestimmter Absicht, Ende April 1782, einen Schmähartikel gegen den Dichter der „Räuber". Er sprach darin von einer „gewissen Klasse von Scribenten", welche in dem Bestreben, ihrer Ware größeren Absatz zu sichern, den niedrigsten Lastern schmeicheln, Religion und Tugend verspotten, Länder, Staaten und Regierungen, die sie kaum dem Namen nach kennen, beschimpfen und schmähen. Eine heute merkwürdig zeitgemäß anmutende Argumentation!

Jetzt mischte sich auch die „Regierung" von Graubünden in diese Angelegenheit. Amsteins Artikel wurde dem Herzog von Württemberg durch den herzoglichen Garteninspektor Joh. Jak. Walter in die Hände gespielt und in Stuttgart verbreitet. Walter gehörte der von Dr. Am-

stein gegründeten „Bündnerischen ökonomischen Gesellschaft" an, die sich jedoch nicht nur mit „Ökonomie" beschäftigte, sondern — wie alle Gesellschaften jener Zeit — politische Tendenzen verfolgte. Diese Denunziation wirkte. Schiller wurde jede schriftstellerische Betätigung verboten. Mit dem Brief vom 2. September 1782 meldete Walter seinen Schweizer Freunden:

„Der Comedienschreiber (Schiller) ist ein Zögling unserer Akademie. Ich hatte nicht sobald Ihre Apologie vor Bündten gelesen, so machte ich sogleich Anstalt, daß es auch mein Souverän bekam. Dieser verabscheute das Betragen sehr, ließ solchen vor sich rufen, weschte solchen über die Maßen, bedeutete ihm bei der gröbsten Ungnad, niemals mehr Comedien noch sonst was zu schreiben! sondern allein bey seiner Medizin zu bleiben. Hier hat es niemals Beyfall gefunden, deswegen hat er solche vor die Mannheimer Bühne suchen einzurichten, hat aber zur Strafe schon damals 14 Tage sitzen müssen [24]."

Da Schiller zu groß dachte, um diesen kleinen Tyrannen in das richtige Licht zu rücken, ist der Herzog vor der Geschichte viel zu gut beurteilt worden. Seine Anwälte — Professoren und Theologen — hatten es daher sehr leicht, jenen Herrn zu verteidigen. Immerhin hat Schiller nach dem Tode des Herzogs an Körner aus Ludwigsburg am 10. 12. 1793 geschrieben:

„Der Tod des alten Herodes (des Herzogs Karl Eugen) hat weder auf mich noch auf meine Familie Einfluß, außer daß es allen Menschen, die unmittelbar mit dem Herrn zu tun hatten, wie mein Vater, sehr wohl ist, jetzt einen Menschen vor sich zu haben. Das ist der neue Herzog

[24]) Nach dem Abdruck bei Armbruster: „Schwäbisches Museum", Kempten 1875, I. 227.

in jeder guten und jeder schlimmen Bedeutung des Wortes."

Sehr richtig hat Johannes Scherr dazu gesagt:

„Man sieht, Schiller hat auch am Grabe des Herzogs nie jener furchtbaren Stunde vergessen, welche er im Sommer 1782 in Hohenheim hatte erdulden müssen, und wie hätte er auch derselben vergessen können! Es gibt Kränkungen, die, was auch auf der Kanzel darüber phantasiert werden mag, ein rechter Mensch nie verzeiht, nie verzeihen kann [25]."

---

[25]) „Schiller und seine Zeit", Leipzig 1859, 3. Buch, Seite 51.

Die Politik im Drama

Als Schiller sich zur Flucht entschloß, hatte er seine ganzen Hoffnungen auf das Manuskript seines neuen Dramas „Fiesko“ gesetzt. Bei seiner Ankunft in Mannheim war der Intendant des Mannheimer Nationaltheaters, Baron v. Dalberg, jedoch verreist. Der Dichter fand zunächst bei dem Regisseur Maier Unterkunft. Aber die Schauspieler konnten ihm nicht helfen. Im Gegenteil, als Schiller sein neues Trauerspiel vorlas, waren sie zunächst sehr enttäuscht. Das Erscheinen eines württembergischen Offiziers, der sich im Gasthof nach Schiller erkundigt hatte, erregte Verdacht und Besorgnis seiner Freunde. Sie rieten ihm dringend, Mannheim zu verlassen, da sie seine Verhaftung und Auslieferung an den Herzog von Württemberg befürchteten. Allerdings stellte sich jener Offizier später als ein früherer Kamerad Schillers heraus, aber der Dichter befolgte den Rat und wanderte zu Fuß mit seinem Begleiter Andreas Streicher nach Frankfurt. Die Benutzung der Postkutsche war zu gefährlich.

Schillers Lage war verzweifelt. Das wenige Geld war verbraucht. Der Dichter trug sich bereits mit Selbstmordgedanken. Dalberg hatte den „Fiesko“ in der vorliegenden Form abgelehnt und eine Umarbeitung des Trauerspiels empfohlen. Den erbetenen Vorschuß hatte er verweigert.

Die Lebenshaltung in Frankfurt war nicht mehr zu bestreiten. Man verlegte den Aufenthalt nach Oggersheim. Schiller hatte einen anderen Namen angenommen, um etwaigen Nachstellungen zu entgehen. Durch Zufall erfuhr der Krämer des Ortes, Jakob Derain, daß der im Gasthaus „Viehhof" wohnende Fremde der Dichter der „Räuber" sei. Er bat, Schillers Bekanntschaft machen zu dürfen. Herr Derain — so hat uns Andreas Streicher berichtet — war ein Mann, „welcher sich weit mehr mit Politik, Literatur, besonders aber mit der Aufklärung des Landvolkes als mit dem Vertrieb seiner Waren beschäftigte. Seinen Eifer für das Wohl der Landleute, die bei ihm Zucker, Kaffee, Gewürz oder andere entbehrliche Sachen kaufen wollten, trieb er so weit, daß er ihnen oft recht dringend vorstellte, wie schädlich diese Dinge sowohl ihnen als ihren Kindern seien, und daß sie weit klüger handeln würden, sich an diejenigen Mittel zu halten, welche ihnen ihr Feld, Garten oder Viehstand liefern könne... Das Gemüt des Mannes war aber von der edelsten Art, und eine große Bescheidenheit machte seinen Umgang äußerst angenehm." Daher war für Schiller „eine zerstreuende Unterhaltung in den trüben, nebligen Novemberabenden eine wahre Erquickung. Die Freundschaft und Achtung für Herrn Derain erhielt sich auch noch in den nächstfolgenden Jahren [26])."

Zweifellos hat Schiller mit diesem Herrn Derain auch über die politischen und sozialen Verhältnisse gesprochen. Er war damals außer der Bearbeitung des „Fiesko" mit

---

[26]) „Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782—1785" (von Andreas Streicher), Stuttgart 1836; Neudruck Berlin 1905, Seite 135/37.

Richard Weltrich: „Schiller auf der Flucht", Stuttgart 1923, Seite 70/71.

den Aufzeichnungen für das bürgerliche Trauerspiel „Luise Millerin" beschäftigt. Man spürt darin Gedanken, die vermutlich bei den „Unterhaltungen in den trüben, nebligen Novemberabenden" erörtert sein mochten. Jener politisch so tätige Herr Derain, dessen Volksaufklärung seine geschäftlichen Interessen zurückdrängte, mag Schiller manchen Aufschluß über die politischen Zustände gegeben haben.

Schillers Hoffnungen, die er auf den „Fiesko" gesetzt hatte, wurden bitter enttäuscht. Nachdem der Dichter die von Dalberg geforderte Umarbeitung vorgenommen hatte, wurde das Schauspiel in einer noch entstellenderen Bühnenbearbeitung am 17. 1. 1784 zu Mannheim aufgeführt. Es wurde ein Mißerfolg. Schiller schrieb darüber am 5. 5. 1784 an seinen späteren Schwager Reinwald:

„Den Fiesko verstand das Publikum nicht. Republikanische Freiheit ist hier zu Land ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name — in den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut. Aber zu Berlin wurde es 14mal innerhalb drei Wochen gefordert und gespielt. Auch zu Frankfurt fand man Geschmack daran. Die Mannheimer sagen, das Stück wäre viel zu gelehrt für sie."

Die von Dalberg geforderte Umarbeitung mußte allerdings die von Schiller beabsichtigte Wirkung unmöglich machen. Das Schauspiel war in der Bühnenbearbeitung rettungslos verkitscht worden. Schiller hatte sich nur schweren Herzens und unter dem Druck der materiellen Not diese Bearbeitung abgerungen. Er mag den Mißerfolg geahnt haben. Daher verfaßte er eine „Erinnerung an das Publikum". Diese wurde nicht nur den Theaterzetteln angefügt, sie wurde an den Straßenecken und Toren der Stadt angeschlagen. Der Dichter suchte sein Schau-

spiel darin zu rechtfertigen. Er schreibt u. a. — und das ist wichtig —: „Fiesko, von dem ich vorläufig nichts Empfehlenderes weiß, als daß ihn J. J. Rousseau im Herzen trug.“ Das soll besagen, daß auch dieses Drama ganz im Geiste Rousseaus geschaffen wurde. Auch im Fiesko handelt es sich um republikanische Freiheit, um die ideale Republik Rousseaus aus dem „Contrat social“. Wie Karl Moor diese Republik in den „Räubern“ von unten herbeizuführen strebte, will sie jetzt Fiesko von oben begründen. Karl Moors Versuch scheiterte an falschen Voraussetzungen; Fiesko scheitert an der Flamme des Ehrgeizes, die seine guten Vorsätze verzehrt, an der wachsenden Herrschsucht, die seine Freiheitsliebe überwuchert.

Es ist nicht unsere Aufgabe, den „Fiesko“ dramaturgisch zu untersuchen. Wir brauchen auch nicht zu erläutern, daß der geschickte Politiker Fiesko und der Rousseau'sche Schwärmer Fiesko, psychologisch betrachtet, unvereinbar sind. Denn das politische Element überwiegt in Schillers Dichtung — im Ganzen gesehen — derartig, daß selbst der Dramaturg nicht vermeiden kann, darauf hinzuweisen. Heinrich Bulthaupt sagt darüber:

„Auch in diesem ersten seiner Staatsdramen offenbart sich der für einen zweiundzwanzigjährigen Jüngling ganz erstaunliche Scharfblick für die treibenden Kräfte im politischen Organismus, jene fast schonungslose Zergliederung der gemeinen Motive derer, die als Parteiführer Hunderte und Tausende hinter sich scharen — die ‚heißhungrigen Wölfe‘, gegen die Ibsen im ‚Volksfeind‘ so wettert — und trotz alledem der helle Idealismus, der sich durch keine noch so jämmerliche Einsicht zu Boden drücken läßt, sondern frei und mannhaft sein Haupt zum Himmel erhebt. Kannte Schiller die Ausdrucksformen dieser Welt

auch noch nicht — den Kern ihres Wesens erkannte oder erriet er doch, wie es eben nur einem Genie gegeben ist, und die Art und Weise, wie der Aufruhr im zweiten Akte entsteht und genährt wird, wächst und schwillt, ist und bleibt eins der wahrhaftesten dichterischen Spiegelbilder der Revolution von oben und unten [27]."

Der „Fiesko" stellt also einen sehr wichtigen Abschnitt in Schillers revolutionärem, politischen Freiheitskampf dar. Man muß sich aber darüber klar sein, daß Schiller — wie Rousseau — unter dem Begriff „Republik" nicht etwa eine Staatsform verstand, wie man sie oft unter diesem Namen oder der Firma „Demokratie" angetroffen hat. Nämlich: ein Lotterbett und eine Futterkrippe für Gauner, Phrasendrescher, Postenjäger und Schurken. Schiller sagte: „Aufopferungsfähigkeit ist der Inbegriff aller republikanischen Tugend." Für ihn war die Republik ein Rechtsstaat, ein staatliches Gemeinwesen, wo jeder einzelne Bürger einsatzbereit und freiwillig seine für die Volkserhaltung notwendigen Pflichten erfüllt, während er im übrigen volle Freiheit genießt.

Die Bedeutung seines „republikanischen Trauerspiels" — so nennt er den „Fiesko" — liegt in dem dargestellten Verlauf der Revolution. Bei einer solchen Würdigung kann davon abgesehen werden, wie weit die geschichtlichen Begebenheiten von den Darstellungen abweichen oder ob den künstlerisch-dramaturgischen Anforderungen Genüge getan ist. Es handelt sich nämlich im Grunde um das Schicksal einer Revolution, des republikanischen Gedankens in einem unvorbereiteten Volk. Daher hat Schiller auch sehr berechtigt das mangelhafte Verständnis gerügt. Das sog. Publikum — und leider auch

[27]) Heinrich Bulthaupt, a.a.O., Seite 265.

viele sog. Kritiker — bleiben gerne an belanglosen Einzelheiten haften. Aber nach der französischen Revolution von 1789 hatte man bereits mehr Verständnis für den „Fiesko", und nach dem NS-Staat sollte man es erst recht haben. Denn gerade bei diesen Umwälzungen traten die in solchen Revolutionen wirkenden Kräfte in Erscheinung, die im „Fiesko" in den handelnden Menschen meisterhaft geschildert sind.

Die bestehende Regierung ist in den beiden Dorias verkörpert. Der alte Herzog zeigt Fähigkeiten und guten Willen. Der Neffe dagegen errichtet, auf bewaffnete Söldner gestützt, eine hemmungslose Gewaltherrschaft. Ihnen gegenüber steht der „stahlharte Republikaner" Verrina, beseelt von glühender Vaterlands- und Freiheitsliebe, erfüllt von dem unbeugsamen Willen, diese Willkürherrschaft zu beseitigen und die Republik zu errichten. In dem sich entwickelnden revolutionären Kampf zeigen sich nun verschiedene Gestalten. Menschen, die sich an der Erfolg versprechenden Revolution beteiligen, aber keine edlen Beweggründe hegen. Statt dessen wollen sie ihre eigensüchtigen Absichten erreichen und suchen persönlichen Gewinn. Es sind verzweifelte Burschen darunter. Der eine von ihnen — Sacco — spricht es offen aus. Seine Schulden sind groß, und er sagt:

„Ich bin Bettler, wenn die jetzige Verfassung nicht über den Haufen fällt ... Eine Staatsveränderung soll mir Luft machen, hoff ich. Wenn sie mir auch nicht zum Bezahlen hilft, soll sie doch meinen Gläubigern das Fordern verleiden."

Der andere „Republikaner" erhofft von der Revolution eine Erleichterung seines unsittlichen Lebenswandels. Er meint zynisch:

„Ich verstehe — und am Ende, wenn Genua bei der Gelegenheit frei wird, läßt sich Sacco Vater des Vaterlands taufen. Wärme mir einer das verdroschene Märchen von Redlichkeit auf, wenn der Bankerott eines Taugenichts und die Brunst eines Wollüstlings das Glück eines Staates entscheiden!"

Sage noch einer, Schiller habe die Politiker nicht gekannt! Jeder hat seine persönlichen Zwecke, denen der Gedanke der Freiheit zur Tarnung dient. Sehr richtig hat Schiller zur „Ankündigung der Rheinischen Thalia" geschrieben: „Zu oft schon geschah es, daß hinter die heiligen Worte Patriotismus und allgemeines Beste die Spekulation eines Kaufmanns sich flüchtete." Diese finanziellen und moralischen Bankerotteure wenden sich nun als „Revolutionäre" an den grollenden Republikaner Verrina, um dessen Freiheitswillen zu schüren. Die Revolution wird auf diese Weise zwar auf breitere, aber recht fragwürdige Grundlagen gestellt. Es fehlt noch der Führer, der sich in der Person des Fiesko findet. Ein gerissener Politiker, der scheinbar völlig teilnahmslos seine Tage spielerisch vertändelt, während er die politische Entwicklung beobachtet und seine Zeit abwartet. Er ist in der Tat zum politischen Führer geeignet, dieser Mann, „dessen Lächeln Italien irre führte". Schlau, nicht wählerisch in den moralischen und politischen Mitteln, weiß er aus jedem Vorfall ein Ereignis zu machen, welches sein Ansehen beim Volke erhöht. Er weiß die unzufriedenen Massen durch geschickte Reden zu gewinnen, er versteht die materiellen Interessen der Mitläufer anzuregen, er vermag durch sein Hervorkehren des Freiheitswillens bei den ehrlichen Kämpfern für den neuen republikanischen Staat Begeisterung und Vertrauen zu wecken. Sein ausgesandter Kund-

schafter berichtet ihm — mit Bezug auf seine politische Tarnung — „ein Jesuit wollte gerochen haben, daß ein Fuchs im Schlafrocke stecke". Fiesko beantwortet dieses Kompliment selbstzufrieden: „Ein Fuchs riecht den andern." Er bereitet alles vor, entfacht aus dem Hintergrund den Sturm der Unzufriedenheit und läßt sich von den hoch- und höhergehenden Wogen der revolutionären Stimmung emportragen. Je mehr er sich aber dem Ziele nähert, je mehr enthüllt er seine wahren, in der Machtergreifung gipfelnden Absichten, je mehr verführt ihn der Ehrgeiz, in eitler Selbstbespiegelung als der große Mann zu erscheinen, aber desto mehr wird er von seinen aufrichtigen Mitverschworenen durchschaut. Noch streitet der wachsende Wille zur Macht mit dem Willen zur Freiheit in seiner Seele. Doch der aufkeimende Verrat an der Revolution überwuchert die Treue zu der Durchführung. Er verfällt der Herrschsucht. Der Republikaner Verrina erkennt diesen Wandel in Fieskos Seele. Er sagt: „Den Tyrannen wird Fiesko stürzen, das ist gewiß! Fiesko selbst wird Genuas gefährlichster Tyrann werden, das ist gewisser!"

In einem prachtvollen Selbstgespräch Fieskos zeigt Schiller, wie die stets bereite Vernunft entsprechende einleuchtende Gründe für solches Verhalten liefert und die Selbsttäuschung herbeiführt. So sagt er:

„Wenn auch des Betrügers Witz den Betrug nicht adelt, so adelt doch der Preis den Betrüger. Es ist schimpflich, eine Börse zu leeren — es ist frech, eine Million zu veruntreuen, aber es ist namenlos groß, eine Krone zu stehlen. Die Schande nimmt ab mit der wachsenden Sünde."

Ein unheimlicher Schluß der zweckversklavten Vernunft, den Schiller den Fiesko hier machen läßt! Wie viele

Politiker mögen sich mit ähnlichen Gedanken beruhigt haben, wenn sie ihre ursprünglichen Grundsätze der Machtgier opferten? — Auch Schiller läßt seinen Helden hier stutzen. Er sagt:

„Republikaner Fiesko? — Herzog Fiesko? — Gemach — Hier ist der jähe Hinuntersturz, wo die Mark der Tugend sich schließt, sich scheiden Himmel und Hölle — Eben hier haben Helden gestrauchelt, und Helden sind gesunken, und die Welt belegt ihren Namen mit Flüchen — Eben hier haben Helden gezweifelt, und Helden sind stillgestanden und Halbgötter geworden... Unglückselige Schwungsucht! Uralte Buhlerei! . . . Engel singst du mit Sirenentrillern von Unendlichkeit — Menschen angelst du mit Gold, Weibern und Kronen! — — Ein Diadem erkämpfen ist groß. Es wegwerfen ist göttlich. — Geh unter, Tyrann! Sei frei, Genua, und ich — — dein glücklichster Bürger!"

Aber die Herrschsucht behält bei diesem Widerstreit in seiner Seele schließlich die Oberhand:

„Gehorchen! — Herrschen! — ungeheure, schwindlichte Kluft — Legt alles hinein, was der Mensch Kostbares hat — Eure gewonnenen Schlachten, Eroberer — Künstler, eure unsterblichen Werke, eure Wollüste, Epikure — eure Meere und Inseln, ihr Weltumschiffer! Gehorchen und Herrschen, Sein und Nichtsein! ... Zu stehen in jener schrecklich erhabenen Höhe — niederzuschmollen" — (d. h. hier: herabzulächeln) — „in der Menschlichkeit reißenden Strudel, wo das Rad der blinden Betrügerin Schicksale schelmisch wälzt — den ersten Mund am Becher der Freude — tief unten den geharnischten Riesen Gesetz am Gängelbande zu lenken — schlagen zu sehen unvergoltene Wunden, wenn sein kurz-

armiger Grimm an das Geländer der Majestät ohnmächtig poltert — die unbändigen Leidenschaften des Volks, gleich so viel stampfenden Rossen, mit dem weichen Spiele des Zügels zu zwingen — den emporstrebenden Stolz der Vasallen mit e i n e m — e i n e m Atemzug in den Staub zu legen, wenn der schöpferische Fürstenstab auch die Träume des fürstlichen Fiebers ins Leben schwingt! — — Ein Augenblick Fürst hat das Mark des ganzen Daseins verschlungen . . . Ich bin entschlossen!"

Er ist entschlossen, den republikanischen Gedanken aufzugeben und die Republik zugunsten seiner Diktatur zu opfern. Er verrät die Revolution. Diese gelingt. Fiesko ergreift die Macht und läßt sich zum Herzog ausrufen, zu dessen Sturz die Revolution unternommen wurde. Es hat nur ein Personenwechsel stattgefunden, das System ist geblieben.

Schmerzvoll muß Verrina, der unentwegte Kämpfer für die Republik und die Freiheit, dies erkennen. Doppelt schmerzvoll, da ihn außer dem politischen Streben freundschaftliche Gefühle mit Fiesko verbinden. Es kommt zur Auseinandersetzung zwischen dem der Idee untreu gewordenen Fiesko und dem unerschütterlichen Republikaner Verrina. Dessen Freundschaft ist der Preis, den Fiesko für sein Herzogtum zu zahlen hat. Als er ihn zu hoch findet, bricht Verrina aus:

„Ist denn etwa die Freiheit in der Mode gesunken, daß man dem Ersten, dem Besten Republiken um ein Schandengeld nachwirft? . . . Aber schade! Der verschlagene Spieler hat's n u r i n e i n e r K a r t e versehen. Er kalkulierte das ganze Spiel des N e i d e s , aber der raffinierte Witzling ließ zum Unglück die P a t r i o t e n aus. Hat der Unterdrücker der Freiheit auch einen Kniff auf die Züge

der römischen Tugend zurückbehalten? Ich schwör' es beim lebendigen Gott, eh' die Nachwelt meine Gebeine aus dem Kirchhof eines Herzogtums gräbt, soll sie sie auf dem Rade zusammenlesen!"

So mochte Schiller gedacht haben, als er das Herzogtum Württemberg nach seinen Erlebnissen mit dem Herzog Karl Eugen verließ. Man spürt, wie sich in der Seele des Dichters der Haß gegen die Tyrannei aufbäumt. Wie Hammerschläge läßt der enttäuschte Republikaner seine Worte auf die Seele des Verräters der Revolution niedersausen, der das „Lamm Republik dem Wolf Doria aus dem Rachen nahm, um es selbst aufzufressen". Er läßt sich von der Wahrheit nichts abhandeln, er schließt keinen Kompromiß, um sich die Freundschaft des neuen Herzogs zu sichern und eine einträgliche Staatsstellung zu erhaschen. „Hinweg mit der Freundschaft!" ruft er:

„Höre Fiesko — Nicht Untertan gegen Herrn — nicht Freund gegen Freund — Mensch gegen Mensch red' ich zu dir. Du hast eine Schande begangen an der Majestät des wahrhaftigen Gottes, daß du dir die Tugend die Hände zu deinem Bubenstück führen und Genuas Patrioten mit Genua Unzucht treiben ließest — Fiesko, wär' auch ich der Redlichdumme gewesen, den Schalk nicht zu merken, Fiesko, bei allen Schauern der Ewigkeit, einen Strick wollt' ich drehen aus meinen eigenen Gedärmen und mich erdrosseln, daß meine fliehende Seele in gichtrischen Schaumblasen dir zuspritzen sollte. Das fürstliche Schelmenstück drückt wohl die Goldwaage menschlicher Sünden entzwei, aber du hast den Himmel geneckt, und den Prozeß wird das Weltgericht führen."

Das heißt: Du hast den überzeugungstreuen Eifer deiner Mitkämpfer mißbraucht, den in ihren Seelen lebendi-

gen göttlichen Willen zur Freiheit irregeführt, um selbst den Thron zu besteigen, den stürzen zu wollen du vorgabst, um dir dadurch die treue Gefolgschaft deiner Gesinnungsgenossen zu sichern. Diese widergöttliche Tat ist nicht durch eine menschliche Gerichtsbarkeit zu sühnen, sondern die Geschichte wird das Urteil sprechen. Sie wird deinen Namen dem Abscheu kommender Geschlechter überliefern. So etwa mochte Beethoven über Napoleon gedacht haben, als sich der von ihm vorher so bewunderte General Bonaparte zum Kaiser Napoleon krönen ließ.

Noch einmal beschwört Verrina den Fiesko, zurückzutreten und die Republik zu errichten. Aber der ist bereits von der Herrschsucht ergriffen. Die errungene Macht wirkte auf ihn wie der Trank des Seewassers. Je mehr er davon einsog, desto durstiger ist er geworden. Auf dem Gang zu dem Schiff, den die beiden jetzt antreten, stürzt ihn Verrina in die Wellen, die über ihm zusammenschlagen. „Ich geh' zum Andreas!" Mit diesen Worten wendet sich der enttäuschte Republikaner dem zurückkehrenden alten Herzog zu. Die Revolution ist an der menschlichen Unvollkommenheit ihres Führers gescheitert.

„Nicht umsonst trug das Stück den Titelbeisatz: ‚Ein republikanisches Trauerspiel'", schrieb Johannes Scherr. „Es hatte sich in dieser Dichtung schon jenes wunderbare Vorgefühl kommender Ereignisse geoffenbart, welches unserem Dichter wie keinem anderen eigentümlich ist und welchem wir noch mehrmals bei ihm begegnen werden. Wenn jemals ein Dichter ein Seher, ein Vorschauer zu heißen verdiente, ist es Schiller gewesen [28])."

Fünf Jahre nach der ersten Aufführung des „Fiesko"

---

[28]) Johannes Scherr: A. a. O., 2. Buch, Seite 39/40; Leipzig 1859.

i. J. 1784 begann die französische Revolution Europa zu erschüttern. Viele Menschen schlossen sich ihr in echter Begeisterung an. Aber viele betrieben dabei ihre dunklen Geschäfte. Zwanzig Jahre später machte sich der Republikaner Bonaparte zum Kaiser Napoleon. Die Tragödie der Revolution, die i. J. 1784 bei ihrer Aufführung in Mannheim nicht verstanden wurde, vollzog sich nunmehr auf der politischen Bühne Europas.

Wir verstehen, daß man gerade den „Fiesko" in gewissen Kreisen — natürlich aus „künstlerischer Unzulänglichkeit" — verwirft. Manche Politiker lieben den Spiegel nicht, aus dem ihr Gesicht so ungeschminkt hervorblickt. Das war so, das ist so, und das wird auch so bleiben. Gestern — heute — und morgen!



Im Arrest zu Stuttgart, bei Wasser und Brot, hat Schiller den Gedanken zu dem Schauspiel „Luise Millerin" gefaßt. In bitterster Not, auf der Flucht, hat er es ausgeführt und vollendet. Wie Lessings „Emilia Galotti" enthält Schillers Drama — später von Iffland „Kabale und Liebe" genannt — eine flammende Anklage gegen die fürstliche Willkür und die Ministerwirtschaft. Es ist ein kulturgeschichtliches Dokument, ein gewaltiges Spiegelbild der Verhältnisse des 18. Jahrhunderts. Aber Schiller ist Lessing dadurch überlegen, daß er die sozialen Verhältnisse in Deutschland in den Vordergrund stellt, während Lessing eine italienische Maske vornimmt, hinter der allerdings sein zürnendes Antlitz erkennbar ist. In Schillers Stück „steckt etwas von der Ahnung der Revo-

lution", sagte Bulthaupt sehr richtig. „Jedes Wort gegen die Großen der Erde ist in Haß getaucht." Daher ist auch in „Kabale und Liebe" die politische Bedeutung, die revolutionäre Absicht stets — im einzelnen, wie im ganzen — zu berücksichtigen. Hat man dies verstanden, erkennt man erst, was der Dichter mit diesem Stück gewagt hat. Dann begreift man auch, warum die dichterische Gestaltung und Redeweise der handelnden Menschen nicht den Erwartungen entspricht, die man bei einem Theaterstück allgemein voraussetzt. Es ist z. B. zweifellos richtig, wenn gesagt worden ist, die Gestalt der Luise ist verfehlt dargestellt. Gewiß, wenn man die Luise lediglich als junges Mädchen auffaßt, mag das stimmen. Denn es ist ebenso unbegründet wie unmöglich, daß die 16jährige Geigerstochter philosophische Betrachtungen anstellt, die Lebenserfahrung und Wissen voraussetzen, die ein solches Mädchen einfach nicht besitzen kann. Aber man vergesse doch nicht: Es ist Schiller, der durch Luise spricht, es ist Schiller, der durch Ferdinand redet, es sind Schillers Gedanken, die wir durch den Mund der Lady Milford vernehmen. Seine Gedanken sind es, wenn die Mätresse an den Herzog schreibt:

„... Ich verabscheue Gunstbezeugungen, die von den Tränen der Untertanen triefen. — Schenken Sie die Liebe, die ich Ihnen nicht mehr erwidern kann, Ihrem weinenden Lande, und lernen Sie von einer britischen Fürstin Erbarmen gegen Ihr deutsches Volk! In einer Stunde bin ich über der Grenze."

Es sind des empörten Schillers Worte, wenn sie während des Schreibens sagt:

„Auftaumeln wird sie, die fürstliche Drahtpuppe! Freilich! Der Einfall ist auch drollig genug, so eine durchlauchtige Hirnschale auseinander zu treiben. Seine Hofschran-

zen werden wirbeln — Das ganze Land wird in Gährung kommen."

Wir haben bereits zuvor einige Stellen aus „Kabale und Liebe" zitiert und darauf hingewiesen, daß die Darstellung auf Tatsachen beruht, die der württembergischen Geschichte entnommen sind. Wir sagten, daß Schiller bei der Gestaltung der Lady Milford an die Franziska von Hohenheim-Leutrum gedacht hat. Aber zu der hohen Auffassung der dichterischen Gestalt konnte sich des Herzogs Mätresse denn doch nicht aufschwingen. Zu dieser Auffassung bedurfte es des großen Dichters. Hier zeigt sich, wie recht Goethe hatte, als er am 9. 11. 1830 an Zelter schrieb: „Er (Schiller) berührte nichts Gemeines, ohne es zu veredeln. Seine innere Beschäftigung ging dahin."

In flammender Empörung stellt Schiller die sittlichen Auffassungen des Bürgertums — der Unterdrückten — und des Adels — der Herrschenden — gegenüber. Er läßt den Miller sagen: „Ich werde sprechen zu Seiner Exzellenz: Dero Herr Sohn haben ein Aug' auf meine Tochter; meine Tochter ist zu schlecht zu Dero Herrn Sohnes Frau; aber zu Dero Herrn Sohnes Hure ist meine Tochter zu kostbar, und damit basta!"

Im Gegensatz dazu läßt der Dichter den Präsidenten — als den Vertreter der herrschenden Gesellschaft — sagen: „. . . was verschlägt es denn Ihm, ob Er die Karolin frisch aus der Münze oder vom Bankier bekommt." Und mit diesem Vergleich spielt er auf die Eheschließung an. „Tröst' Er sich mit dem hiesigen Adel — wissentlich oder nicht — bei uns wird selten eine Mariage (Ehe) geschlossen, wo nicht wenigstens ein halb Dutzend der Gäste — oder der Aufwärter — das Paradies des Bräutigams geometrisch ermessen kann!"

Ein unüberbietbarer Zynismus, der aber angesichts der herrschenden Verhältnisse begründet ist. Dem gegenüber sagt Schiller durch den Mund Ferdinands, dem der Vater zumutet, die Mätresse des Herzogs zu heiraten:

„Mit welchem Gesicht soll ich vor den schlechtesten Handwerker treten, der mit seiner Frau wenigstens doch einen ganzen Körper zur Mitgift bekommt? Mit welchem Gesicht vor die Welt? Vor den Fürsten? Mit welchem vor die Buhlerin selbst, die den Brandflecken ihrer Ehre in meiner Schande auswaschen würde?"

Solche Auffassungen sind natürlich für die in dem heutigen pin-up- und call-girl-Klima aufgewachsenen Mädchen ebenso lächerlich, wie für die freudvoll und seelenleer psycho-analysierten Männer unverständlich. Schiller wäre auch nicht Schiller gewesen, wenn er von solchen Menschen und Menschinnen verstanden würde. Seine Gedanken sind zur Erörterung in Bars, bei Coktail- oder Teenager-Partys völlig ungeeignet. Im 18. Jahrhundert war die Bedeutung der Liebe wenigstens noch im Volk lebendig. Heute sind die Begriffe von Liebe und Sexualität überall verwirrt. Gewinnsüchtige und geschäftstüchtige Manager peitschen die erwachende Liebe junger Menschen mit allen Mitteln, die Film und Presse bieten, in die brutalste Sexualität. Die Menschen taumeln heute zwischen Begierde und Genuß hin und her, bis sie schließlich unter Jazz-Geheul in dem allgemeinen moralischen Sumpf herumplatschen, wo die Venus vulgivata regiert.

In „Kabale und Liebe" glühen die Zornaugen des deutschen Idealismus. Sie blicken auf eine verrottende Gesellschaft. Aber auch in diesem dramatisierten Sittengemälde finden sich einzelne Züge, die — wenn auch abgewandelt — in der Kultur- und Sittengeschichte a l l e r Zeiten anzu-

Sonntags den 13. Jänner 1782

wird

auf der hiesigen National-Bühne

aufgeführet



Ein Trauerspiel in sieben Handlungen; für die Mannheimer Nationalbühne vom Verfasser Herrn Schiller neu bearbeitet.

Personen.

Maximilian, regierender Graf von Moor	Herr Kirchhöfer.
Karl, } seine Söhne	Herr Boeck.
Franz, } seine Söhne	Herr Ifland.
Amalia, seine Nichte	Mad Toscani.
Spiegelberg, } Libertiner, nachher Banditen.	Herr Pöschel.
Schweizer,	Herr Beil.
Grimm,	Herr Rennschüb.
Schufterle,	Herr Frank.
Roller,	Herr Toscani.
Razmann,	Herr Herter.
Kosinsky,	Herr Beck.
Herrmann, Bastard eines Edelmanns	Herr Meyer.
Eine Magistratsperson	Herr Gern.
Daniel, ein alter Diener	Herr Bakhauß.
Ein Bedienter	Herr Epp.
Räuber.	
Volk.	

Das Stück spielt in Deutschland im Jahre, als Kaiser Maximilian den ewigen Landfrieden für Deutschland stiftete.

Die bestimmten Eingangsgelder sind folgende:

In die vier ersten Bänke des Parterres zur linken Seite	45 kr.
In die übrige Bänke	24 kr.
In die Reserve-Loge im ersten Stock	1 fl.
In eben eine solche Loge des zweiten Stocks	40 kr.
In die verschlossene Gallerie des dritten Stocks	15 kr.
In die Seiten-Bänke allda	8 kr.

Wegen Länge des Stücks wird heute präcise 5 Uhr angefangen.

Theaterzettel der Erstaufführung in Mannheim

treffen sind. Daher trifft Schiller nicht nur seine Zeit, er prangert die Schändlichkeiten zeitlos an. Ist es doch eine längst bekannte Tatsache, daß gewisse Menschen, sobald sie entsprechende Macht über andere besitzen, in ihrer Genußgier die gleichen Untaten verüben. Die Macht der Fürsten ersetzt heute das Geld. Meisterhaft hat der Dichter die Verkommenheit der gesellschaftlichen Oberschicht durch Einzelheiten im Dialog geschildert und gegeißelt. Schiller erklärt dabei auch das Verhältnis des Offiziers — und damit für jeden Beamten — auf seine Weise. Der Major von Walter widerspricht in dem Drama der ihm vorgehaltenen persönlichen Verpflichtung gegen den Fürsten: „Diesen Degen gab Ihnen der Fürst." Er erwidert: „Der Staat gab ihn mir durch die Hand des Fürsten!" Diese Auffassung stand im unvereinbaren Widerspruch zu der Äußerung des Herzogs Karl Eugen: „Das Vaterland (d. h. der Staat) bin ich!" Schillers Auffassung entspricht der Erklärung Friedrichs d. Gr., der Fürst ist „der erste Diener des Staates".

Man könnte hier eine bewußte Antwort Schillers erkennen, die er denen gab, die ihm eine Dankesschuld gegen den Herzog von Württemberg zumuteten. Denn — so sagt er weiter — „kann der Herzog Gesetze der Menschheit verdrehen oder Handlungen münzen wie seine Dreier? — Er selbst ist nicht über die Ehre erhaben, aber er kann ihren Mund mit seinem Golde verstopfen. Er kann den Hermelin über seine Schande herwerfen". Auch das bezieht sich nicht nur auf den in dem Drama behandelten Sonderfall. Es ist eine grundsätzliche Erklärung. Eine Erklärung, die zeitlos ist. Sie gilt aber auch nicht nur für Fürsten. Heute bedeckt man die Schande in derartigen Fällen zwar nicht mit dem „Hermelin". Der ist aus der

Mode gekommen. Heute bedeckt man sie mit wohlklingenden Titeln. Aber das „Gold" ist auch heute noch im Gebrauch. Man verwendet dafür nur Schecks und Banknoten. Es ist nötig, hin und wieder in die Jetztzeit hinüberzublicken, um Schillers revolutionäre und politische Klassizität zu erkennen und seinen Weitblick zu würdigen.

Unter solchen Umständen ist es durchaus verständlich, aber ebenso bezeichnend, daß Schillers neues Drama auf heftigen Widerspruch stieß. K. Ph. Moritz (1755—1793), der Verfasser einer romanhaften und langweiligen Selbstbiographie, kritisierte Schillers „Kabale und Liebe" in der „Vossischen Zeitung" (Nr. 87 bzw. 107, Jahrg. 1784):

„In Wahrheit wieder einmal ein Produkt, was unsern Zeiten Schande macht! Mit welcher Stirn kann ein Mensch doch solchen Unsinn schreiben und drucken lassen, und wie muß es in dessen Kopf aussehen, der solche Geburten seines Geistes mit Wohlgefallen betrachten kann! —... Wer 167 Seiten voll ekelhafter Wiederholungen, gotteslästerlicher Ausdrücke, wo ein Geck um ein dummes affektiertes Mädchen mit der Vorsicht rechtet, und voll krassen pöbelhaften Witzes oder unverständlicher Gallimathias durchlesen kann und mag — der prüfe selbst... Ich bin müde, mehr Unsinn abzuschreiben. Bloß der Unwille darüber, daß ein Mensch das Publikum durch falschen Schimmer blendet, ihm Staub in die Augen streut und auf solche Weise den Beifall zu erschleichen sucht, den Lessing und andere mit allen ihren Talenten und dem eifrigsten Kunstfleiß nicht zu erwerben vermochten, konnte zu dieser ekelhaften Beschäftigung anspornen. Nun sei es aber genug, ich wasche meine Hände von diesem Schillerschen Schmutze und werde mich wohl hüten, mich je wieder damit zu befassen."

Aber der Herr K. Ph. Moritz hat sich nicht nur wieder mit dem „Schillerschen Schmutze“ befassen müssen, er hat sogar den Dichter dieses „Schmutzes“ im Jahre 1788 in Weimar aufgesucht. Nun, das ist eine Sache des Charakters. Aber seine Kritik ist „just der rechte Ton“, den man von solchen gelehrten Herrn gewohnt ist, wenn sie „verhöhnen, was sie nicht verstehn“; und das sind meistens die Werke genialer Zeitgenossen, die mit dem Althergebrachten aufräumen. Auch das ist zeitlos!

Schillers Vater schrieb dem Sohn, das Stück habe ihm sehr gefallen. Er dürfe das aber „gewisser Stellen“ wegen in Württemberg nicht sagen. Im Jahre 1784 wurden „Die Räuber“ in Stuttgart aufgeführt. Der berühmte Mannheimer Schauspieler Iffland spielte den „Franz Moor“. Als man aber wagte, „Kabale und Liebe“ zu spielen, da brach der Sturm gegen Schiller los. Es war auch von den Stuttgarter Hofkreisen nicht zu erwarten — so schrieb der wackere Schwabe Johannes Scherr — „daß die Walter und Wurm und Kalb“ — die von Schiller dargestellten schurkischen bzw. närrischen Hofbeamten — „mit Ruhe und Befriedigung zusähen, wie ihre Porträts da oben auf der Bühne allerlei Bedenkliches agierten“. Das Stück wurde daher sofort verboten. Der Intendant, Oberst Seeger, erhielt wegen dieser Aufführung einen schweren Verweis vom Herzog.

Eine Wendung

An keiner seiner Dichtungen hat Schiller so lange gearbeitet, an keiner hat er so viel geändert und gestrichen wie am „Don Carlos". Ja, als das dramatische Gedicht schließlich fertig war, mußte bei den Aufführungen nicht nur der Länge wegen sondern auch der Zensur wegen noch gestrichen werden. Bei der Aufführung in Hamburg erhob der spanische Geschäftsträger Einspruch. Man mußte sich zu gewissen Milderungen entschließen.

Bereits im Jahre 1782 hatte Dalberg den Dichter auf diesen Stoff aufmerksam gemacht. Im folgenden Jahre begann Schiller, sich damit zu beschäftigen. Aber erst in seinem Bauerbacher Exil fand er die Muße zur Ausarbeitung. In den herrlichen Frühlingstagen des Jahres 1783 schreibt er aus seiner ländlichen Einsamkeit an Reinwald, daß er den „Don Carlos" „gewissermaßen statt eines Mädchens habe". — „Ich trage ihn auf meinem Busen — ich schwärme mit ihm durch die Gegend." Noch gleicht der Dichter dem liebenden Carlos, dessen Liebestragödie — Carlos unglückliche Liebe zu seiner Stiefmutter, der Königin — er zunächst nur darstellen wollte. Er hatte sich indessen für Studienzwecke von Reinwald — mit dem Brief vom März — Bücher „über Jesuiten und Religionsveränderungen — überhaupt über Bi-

gottismus und seltene Verderbnisse des Charakters" und „Schriften über Inquisition" u. dergl. — erbeten. Schiller war über das, was er dort fand, entsetzt! Daher schreibt er: „Außerdem will ich es mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition die prostituierte Menschheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen. Ich will — und sollte mein Karlos dadurch auch für das Theater verlorengehen — einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen."

Diese in dem Brief betonte Absicht zeigt, was Schiller mit diesem Drama erreichen wollte. Die ursprünglich beabsichtigte Darstellung der Liebesgeschichte zwischen dem Prinzen und der Königin trat bei der Ausarbeitung jetzt in den Hintergrund. Die staatspolitische Handlung zwischen dem König und dem Marquis von Posa wurde zum eigentlichen Thema der Dichtung. Auf diese Weise wurde der Carlos zu einem revolutionären Weckruf, zu einem flammenden Einspruch gegen staatlich-kirchliche Willkürherrschaft. Dieser Kampf gipfelt in der leidenschaftlich vorgetragenen Forderung nach Geistesfreiheit. Denn diese — das erkennt Schiller — ist die Grundlage und Bedingung für die Entwicklung des einzelnen Menschen wie ganzer Völker.

Zu diesem Kampf, zu solchen Entschlüssen war der liebende Jüngling Carlos untauglich. Daher schuf der Dichter die Gestalt des Marquis von Posa. Dieser führt nun den Kampf und spornt den in seiner hoffnungslosen Liebe zu der Königin versunkenen Prinzen dazu an. „Meine ganze Leitung war, ihm seine Liebe zu erklären", sagt Posa. Das heißt, ihn mit edler Menschenliebe zu erfüllen,

und damit zum Kampf gegen die unwürdige Unterdrückung der Menschen zu entflammen. Ein zartes, aber bedeutsames Selbstbekenntnis Schillers! Carlos' einstige Geliebte, seine jetzige für ihn unerreichbare Stiefmutter, mahnt den Prinzen:

„Die Liebe,
Das Herz, das Sie verschwenderisch mir opfern,
Gehört den Reichen an, die Sie dereinst
Regieren sollen. Sehen Sie, Sie prassen
Von ihres Mündels anvertrautem Gut.
Die Liebe ist Ihr großes Amt. Bis jetzt
Verirrte sie zur Mutter. — Bringen Sie,
O, bringen Sie sie Ihren künft'gen Reichen,
Und fühlen Sie, statt Dolchen des Gewissens,
Die Wollust, Gott zu sein! Elisabeth
War Ihre erste Liebe. Ihre zweite
Sei Spanien! Wie gerne, guter Karl,
Will ich der besseren Geliebten weichen!"

Das galt auch für Schiller. Er fühlte jetzt bereits — denn niemand ist ein Genie, ohne etwas davon zu merken — er fühlte, was er in seiner „Huldigung der Künste" später sagte: „Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke, und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort." So wandelte sich die Liebestragödie zur Menschheitstragödie. Aus dem „Don Carlos" wurde ein revolutionäres Drama von politischer Bedeutung.

In keinem seiner Dramen ist Schillers Persönlichkeit so ausgeprägt und allgegenwärtig wie im „Don Carlos". Charlotte v. Lengefeld, Schillers spätere Frau, hat dies mit ihrem feinen Gefühl sofort entdeckt. Sie schrieb ihm: „Ich kann es nie satt werden, im Carlos zu lesen, und finde

immer mehr darin, mir ist dann, als wären Sie mit uns, und das freut mich."

Unser großer deutscher Tondichter Richard Wagner war von Schillers „Don Carlos" begeistert. Er hat darüber geschrieben:

„Was hier dem deutschen Geiste gelungen war, ist und bleibt erstaunlich. In welcher Sprache der Welt, bei Spaniern, Italienern und Franzosen finden wir Menschen aus den höchsten Lebenssphären, Monarchen und spanische Granden, Königinnen und Prinzen, in den heftigsten und zartesten Affekten mit solch vornehmer, menschlich adliger Natürlichkeit, zugleich so fein, witzig und sinnvoll vieldeutig, so ungezwungen würdevoll und doch so kenntlich erhaben, so drastisch ungemein sich ausdrückend? Wie conventionell und geschraubt müssen uns dagegen selbst die königlichen Figuren eines Calderon, wie vollständig lächerlich nicht gar die höfisch-theatralischen Marionetten eines Racine erscheinen. Selbst Shakespeare, der doch Könige und Rüpel gleich richtig und wahrhaftig sprechen lassen konnte, war hierzu kein ausreichendes Muster, denn die vom Dichter des ‚Don Carlos' beschrittene Sphäre des Erhabenen hatte sich dem Blicke des großen Briten noch nicht eröffnet [29]."

In dem ersten Plan zu der großen Dichtung ist die Gestalt des Marquis v. Posa noch nicht enthalten. Nur die Liebestragödie ist entworfen. Wenn dann später das fertige dramatische Gedicht mit den Worten beginnt: „Die schönen Tage in Aranjuez sind nun zu Ende", so hat das einen tieferen Sinn als man ahnt. Schillers Träume von

[29]) Gesammelte Schriften VIII., 102; zit. nach Heinr. Bulthaupt: „Dramaturgie des Schauspiels", 1. Band, 9. Auflage, Seite 293, Oldenburg und Leipzig 1902.

Liebe und Glück waren zerronnen. Weder seine angebahnten Beziehungen zu der jungen Charlotte v. Wolzogen noch zu Margaretha Schwan hatten zu einer engeren Verbindung geführt. Er verzichtet jetzt auf persönliches Liebesglück und wählt den heroischen Lebenslauf. Er entschließt sich zum Kampf für die Geistesfreiheit. „Das Höchste, was der Mensch erlangen kann, ist ein heroischer Lebenslauf", hat Schopenhauer einmal gesagt. „Einen solchen führt der, welcher in irgendeiner Art und Angelegenheit für das allen irgendwie zugute Kommende mit übergroßen Schwierigkeiten kämpft und am Ende siegt, dabei aber schlecht oder gar nicht belohnt wird." Dazu entschließt sich Schiller. Das merkwürdige Gedicht „Resignation" offenbart seine Gedanken. Es gipfelt in dem Satz: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht."

Aber für einen Menschen, der „für der Menschheit große Gegenstände", für Freiheit und Fortschritt, kämpft, gibt es keine sog. „schönen Tage" in gewohntem Sinne. Weder in Aranjuez noch anderswo; weder zur Zeit Philipps II. noch gestern oder heute. Im Gegenteil! Ein solcher Mensch wird verleumdet, mißtrauisch gemieden, bespitzelt, wirtschaftlich bedrückt, ja verfolgt und vielleicht gar beseitigt, wie der Marquis von Posa in Schillers Drama.

Will man also Schillers Persönlichkeit im „Don Carlos" erkennen, so muß man wissen und berücksichtigen, daß sie sich sowohl in der Gestalt des Carlos wie in der des Posa offenbart. Carlos ist der liebende, junge Schiller — und er war sehr leidenschaftlich, wie er selbst gesteht —; Posa ist der ebenso leidenschaftlich für die Freiheit kämpfende Schiller, dessen revolutionäre Gedanken sich jetzt ins Weltbedeutende erheben. Der Liebhaber ringt um

eine unerfüllbare Liebe — die Liebe des Prinzen zu seiner Stiefmutter, der Königin—; der Freiheitskämpfer kämpft den gefahrvollen Kampf gegen einen der größten Tyrannen der Weltgeschichte. Dieser Tyrann — Philipp II. von Spanien (1556—1598) — ist jedoch eng mit der tyrannischen Kirche verbunden. Er betrachtete sich als „den Generalissimus des Papstes". Er hat durch die Inquisition sein Land entvölkert und durch seinen finsteren religiösen Fanatismus den Verfall der damaligen Großmacht Spanien eingeleitet. Ohne diesen spanisch-katholischen Fanatismus wäre der Aufstieg Englands zur Großmacht unter der Königin Elisabeth I. (1558—1603) unmöglich gewesen.

Aus der Reihe seiner Studien zum „Don Carlos" hat Schiller einen Aufsatz „Philipp II., König von Spanien", im zweiten Heft der im Jahre 1786 bei Göschen in Leipzig erscheinenden „Rheinischen Thalia" veröffentlicht. Da dieser Aufsatz in fast allen Ausgaben seiner Werke fehlt, bringen wir hier einige politisch bedeutende Auszüge. Schiller schreibt:

„Kein Tyrann, finster und grausam wie dieser, bestieg seit Tiberius den Thron. Philipp II. ließ das Schiff der römischen Kirche auf einer See von Menschenblut treiben. Einverstanden mit dem Inquisitionsgericht, dessen barbarische Verfolgungen in Spanien, Flandern, Amerika er beförderte, grausam von Natur und nach Grundsätzen, mußte er noch zugleich sein Vertrauen an zwei Kreaturen verschenken, die seiner vollkommen würdig waren, an den Kardinal Granvella und den Herzog von Alba...

Die Kirchliche Regierung hatte schon seit einigen Jahrhunderten die Form der alten römischen angenommen. Ihre Maximen, von dem marktschreierischen Prunk der Zeremonie unterstützt, hatten eine verführerische blendende

Außenseite, der Wille wurde gefesselt und alle Gewissen unter einem einzigen Gottesdienste vereinigt; dann freilich waren nur wenige Schritte zu einem einzigen Gesetz. Eben darum dachten auch schon mehrere Fürsten auf eine Wiedervereinigung der Monarchie mit dem Priestertum und glaubten, durch diesen Kunstgriff sich einer grenzenlosen Gewalt zu versichern ...

Notwendig mußte das einen Geist der Verfolgung entzünden, welcher bald in einen politischen Fanatismus überging. Dieses Gift verbreitete sich durch alle Adern der Regierung, alles ward der Religionsmeinung untergeordnet und aufgeopfert. Wer sich unterstand zu denken, wurde hinweggeschafft ...

Dieser schändliche Despotismus verunstaltete bald alle Zweige der Gesetzgebung und machte sie zugleich kleingeistisch und grausam. Die Form des Gottesdienstes glich einer abgeschmackten lästigen Etikette, und dieser ewige Zwang mußte endlich die Heuchelei, eine Mutter so vieler Laster, gebären. Ein finsterer und grausamer Aberglaube verschlang das Licht der Vernunft und errichtete seinen Thron auf den Trümmern der Gewissensfreiheit. Dieses traurige Los traf alle spanischen Reiche — der Fanatismus legte in diesem weiten Erdstrich der Dummheit seine Pflanzungen an, und das Volk wurde zum Tier erniedrigt ...

Während die Inquisition alles vertilgte, was unglücklich genug war, nicht zu glauben, daß Gott Brot, daß Gott Wein sein könnte, war ihre Absicht eben nicht, die Menschen zu diesem Glauben zu zwingen. Aber sie wollte die Besitzungen der Geistlichen in unverletzlicher Achtung erhalten; sie stellte die Mysterien zur Wache über ihr angemaßtes Eigentum. Dem Ehrgeiz der Priester war es

von der höchsten Wichtigkeit, daß die Worte Ketzerei und Rebellion verwechselt würden... Alles, bis auf die Geschichte und die schönen Wissenschaften, trug das finstere Gepräge der Schule, alles unterlag einem überall verbreiteten Geist von Wut, von Intoleranz und von theologischem Geschwätz. Mit verbundenen Augen, in eine Mönchskutte verhüllt, die Fackel in der Hand, streifte der Fanatismus durch Europa..."

Schiller hatte erkannt, wie eng und zielstrebig die Verbindung des Despotismus mit der Kirchenherrschaft war. Er erkannte aber auch, daß das Christentum die Grundlage beider darstellt. Den Höhepunkt im „Don Carlos" bildet das Gespräch zwischen dem König Philipp und dem Marquis v. Posa. Zwei Staatsauffassungen, aus verschiedenen Weltanschauungen entstanden, durch verschiedene Ideologien und Grundsätze begründet, stehen sich hier gegenüber. Der kollektivistische, jede Freiheit des einzelnen Staatsbürgers vernichtende, den Menschen zur Ameise zurückbildende, vollendete Despotismus. — Dieses Kollektiv ergibt sich folgerichtig aus den christlichen Lehren des Thomas v. Aquin und der Jesuiten. — Auf der anderen Seite steht Schiller-Posa mit dem in seiner gotterfüllten, lebendigen Seele aufflammenden Willen zur Wahrheit und Freiheit. Diese beiden unvereinbaren Auffassungen geraten miteinander in den welt- und menschheitsgeschichtlichen Kampf. Dieser Kampf wird solange dauern, bis es die Kirche aufgibt, die Glaubensfreiheit zu unterdrücken oder den Staat zu diesem Zweck für ihre Ziele zu beanspruchen und einzusetzen. Es ist dabei einerlei, ob sich die Kirche des Scheiterhaufens, der Inquisition bedient — oder des wirtschaftlichen und sozialen Druckes, wie heute. Schiller sagt in seiner „Geschichte des Abfalls der vereinig-

ten Niederlande" von diesem Kollektivismus, dieser Einförmigkeit, wie er es nennt: „Das gemeinschaftliche Ziel des Despotismus und des Priestertums ist Einförmigkeit, und Einförmigkeit ist ein notwendiges Hilfsmittel der menschlichen Armut und Beschränkung."

Diese Einförmigkeit sucht man — einst wie heute — geistig, sozial und wirtschaftlich herzustellen. Daher — so schreibt Schiller weiter — war „die Geistlichkeit von jeher eine Stütze der königlichen Macht, und mußte es sein. Ihre goldene Zeit fiel immer in die Gefangenschaft des menschlichen Geistes, und — wie jene — sehen wir sie vom Blödsinn und von der Sinnlichkeit ernten."

In seinen später veröffentlichten „Briefen über Don Carlos" hat Schiller erklärt:

„Die Ideen von Freiheit und Menschenadel, die ein glücklicher Zufall, vielleicht eine günstige Erziehung in diese rein organisierte empfängliche Seele (des Marquis Posa) warf, haben durch einen langen abnützenden Gebrauch das Triviale noch nicht, das heutzutage ihren Eindruck so stumpf macht; ihren großen Stempel hat weder das Geschwätz der Schulen noch der Witz der Weltleute abgerieben. Seine Seele fühlt sich in diesen Ideen gleichsam wie in einer neuen und schönen Region, die mit allem ihren blendenden Licht auf sie wirkt und sie in den lieblichsten Traum entrückt. Das entgegengesetzte Elend der Sklaverei und des Aberglaubens zieht sie immer fester und fester an diese Lieblingswelt; die schönsten Träume von Freiheit werden ja im Kerker geträumt. — Das kühnste Ideal einer Menschenrepublik, allgemeiner Duldung und Gewissensfreiheit, wo konnte es besser und wo natürlicher zur Welt geboren werden als in der Nähe Philipps des Zweiten und seiner Inquisition?

Alle Grundsätze und Lieblingsgefühle des Marquis drehen sich um republikanische Tugend. Selbst seine Aufopferung für seinen Freund beweist dieses, denn Aufopferungsfähigkeit ist der Inbegriff aller republikanischen Tugend."

Es liegt nicht im Bereich unserer Darstellung, zu erörtern, ob Schillers Staatsidee, wie sie sich uns im „Don Carlos" darbietet, zu verwirklichen ist. Es kommt hier nur darauf an, zu zeigen, welches revolutionäre Pathos dem dramatischen Gedicht innewohnt. Schiller nennt das erstrebte Ziel selbst „das Traumbild eines neuen Staates". Aber es ist beachtlich, wie der hier Kirche und Staat vertretende König von diesem „Traumbild" beeindruckt wird. Seine Widerlegung besteht darin, daß er sagt „flieht meine Inquisition! — Es sollte mir leid tun —". Carlos wirft dem König nach dem Tode des Marquis v. Posa vor: „Sie konnten nichts als ihn ermorden!" Freilich, der Scheiterhaufen, der Mord an unliebsamen, freiheitliebenden und -erstrebenden Menschen, war seit Anbeginn der christlichen Kirche die Ultima ratio theologorum! Diese Gewalttaten sind in der Kirchengeschichte fast auf jedem Blatt zu finden. Es gehört schon eine kaum vorstellbare Unverschämtheit oder Unwissenheit dazu, diese dokumentarisch festliegenden Tatsachen abzuleugnen, wie es heute wieder einmal Mode und gut bezahlte Unsitte geworden ist. Die Kirche — und mit ihr der Staat — haben es heute noch immer nicht begriffen, was Posa dem spanischen Tyrannen zuruft: „Der Bürger, den Sie verloren für den Glauben, war ihr edelster!"

Bei dieser geschichtlichen Verflechtung von Kirche und Politik konnte es nicht ausbleiben, daß die religiöse Frage auch im „Don Carlos" erörtert wird. Das Schaffen an

dieser großen Dichtung erweiterte nicht nur Schillers geschichtlichen und politischen Blick, es förderte auch seine Erkenntnisse über das Christentum. Vom Kirchenchristentum hatte er sich bereits in Stuttgart gelöst. Das Gedicht „Rousseau" aus dem Jahre 1781 ließ das schon erkennen. Auch in der im gleichen Jahre gedichteten Elegie auf den Tod Joh. Chr. Weckherlins drückt er seine Verachtung gegen die Priester aus. Das wiederum aus Zensurgründen veränderte Gedicht enthielt ursprünglich starke Worte. Schiller sagt von dem toten Kameraden:

„Über dir mag die Verleumdung geifern,
Die Verführung ihre Gifte spei'n,
Über dich der Pharisäer eifern,
Pfaffen brüllend dich der Hölle weih'n,
Gauner durch Apostel-Masken schielen,
Und die Metze der Gerechtigkeit
Wie mit Würfeln so mit Menschen spielen,
Und so fort, bis in die Ewigkeit."

Man wird angesichts dieser Verse nicht behaupten können, daß der Dichter von den Priestern hoch dachte. Einige später ebenfalls unterdrückte Stellen des „Don Carlos" zeigen, wie Schillers Zorn über die Priester gewachsen ist. Um dies zu verdeutlichen, lassen wir einige solcher Stellen aus der Urfassung folgen, die im ersten Heft der „Rheinischen Thalia" von 1785 erschienen sind. Als der Pater Domingo im Verlauf der Unterredung mit dem Prinzen im 1. Akt sagt: „Prinz! Sie verkennen mich", erwidert Carlos:

„ Ich kenne dich.
Bist du nicht der Dominikanermönch,
Der in der fürchterlichen Ordenskutte

Den Menschenmäkler machte? Bin ich irre?
Bist du es nicht, der die Geheimnisse
Der Ohrenbeicht um baares Geld verkaufte?
Bist du es nicht, der unter Gottes Larve
Die freche Brunst in fremdem Ehbett löschte,
Den heißen Durst nach fremdem Golde kühlte,
Den Armen fraß und an dem Reichen saugte?
Bist du es nicht, der ohne Menschlichkeit,
Ein Schlächterhund des heiligen Gerichtes,
Die fetten Kälber in das Messer hetzte?
Bist du der Henker nicht, der übermorgen,
Zum Schimpf des Christentums, das Flammenfest
Des Glaubens feiert und zu Gottes Ehre
Der Hölle die verfluchte Gastung gibt?
Betrüg' ich mich? Bist du der Teufel nicht,
Den das vereinigte Geschrei des Volkes,
Des Volks, das sonst an Henkerbühnen sich
Belustigt und an Scheiterhaufen weidet,
Den das vereinigte Geheul der Menschheit
Aus dem entweihten Orden stieß?"

Im 2. Auftritt des gleichen Aktes findet der Marquis von Posa den Prinzen, der früher begeistert und bereit war, für die Geistesfreiheit zu kämpfen, als unglücklich verliebten Jüngling vor. Er ist bereit, alles für die Erfüllung dieser Liebe aufzugeben. Auf diese absagende Erklärung erwidert Posa:

„Hier kenn ich meinen Karl nicht mehr. Spricht so
Der große Mensch — vielleicht der Einz'ge, den
Die Geisterseuche seiner Zeit verschonte?
Der bei Europas allgemeinem Taumel
Noch aufrecht stand — den gift'gen Schierlingstrank

Des Pfaffentums, von welchem schon das zweite
Jahrtausend sich im Schwindel dreht, beherzt
Vom Munde stieß — der gegen Priesterblitze
Und eines Königs schlaue Heiligkeit
Und eines Volks andächt'gen Rausch die Rechte
Der unterdrückten Menschheit gelten machte —
Der zu Madrid für Ketzer bat, am Turme
Der Santa Casa für die Duldung stimmte? — —
So fliehe denn aus dem Gebiet der Christen,
Gedankenfreiheit! — Sünderin Vernunft,
Bekehre dich zu frommer Tollheit wieder!
Zerbrich dein Wappen, ewige Natur!
Geh' unter, freies Flandern! — Dein Erretter
Verlor den Mut, den Wahnwitz zu bekriegen."

Beziehen sich die Äußerungen des Prinzen Carlos auf die von den Dominikanern betriebene Inquisition — also auf den „Mißbrauch der Religion", wie man heute einzuräumen oft bereit ist — so richten sich die Worte Posas gegen das Christentum selbst. Schiller nennt hier das Christentum einen „giftigen Schierlingstrank des Pfaffentums, von welchem schon das zweite Jahrtausend sich im Schwindel dreht". Die christlichen Lehren kennzeichnet er als „fromme Tollheit" und „Wahnwitz". Wo das Christentum herrscht, kann es keine Geistesfreiheit geben, denn die Vernunft wird zur „Sünderin" erklärt. Die christliche Unduldsamkeit zerbricht selbst das „Wappen" der „ewigen Natur", meint er. Das heißt: Die Fähigkeit zum Erleben des Göttlichen wird in der Menschenseele erstickt. Denn die Einzigartigkeit — das „Wappen" — der menschlichen Natur besteht ja in dem Bewußtwerden, im Erleben des Göttlichen.



Schiller in Hoftracht. Geschnittene Silhouette um 1790
Mit freundlicher Genehmigung des Schiller-Nationalmuseums in Marbach

Im 6. Auftritt der Urfassung wird die edel und frei denkende Königin von dem König zu einem auto da fé — zu einer Massenverbrennung von Ketzern — geladen. Denn — so sagt der tyrannische und bigotte König:

„ Ein schauderndes
Exempel soll die Irrenden bekehren.
Den großen Eid, den alle Könige
Der Christenheit am Krönungstage schwören,
Ich will ihn morgen lösen. Hundert Opfer
Sind reif zum Tod — der Rauch von ihren
Flammen
Verkündige dem dreimalheil'gen Gott,
Wie glorreich Philipp seine Schuld entrichtet.
Dies Blutgericht soll ohne Beispiel sein;
Mein ganzer Hof ist feierlich geladen.
(Der Königin den Arm reichend)
Und Sie begleiten mich.

Königin (aus einer Betäubung erwachend):
Zum Scheiterhaufen?
Auch *mich*, Barbar? — O Gott! Sind Sie's,
mein König?
Barmherzigkeit! — Was wollen Sie? Wohin?
Ich bin ein Weib, ein weiches Weib, ein Mensch.

Philipp: Auch eine *Christin*, hoff' ich. Kommen Sie,
Es zu beweisen.

Königin: Schrecklich! Nimmermehr!

Philipp: Was? Nimmermehr?

Königin: Erbarmung, mein Gemahl.
Ich kann es nicht — verschonen Sie — mir
schaudert —
Ich kann das traurige Gericht nicht sehn.

Philipp: So lernen Sie's und folgen!
(Mit Ungeduld sie am Arm nehmend)
Königin (die sich mit Abscheu und Entschlossenheit von ihm losmacht): Eh' zum Tode!
Philipp (bleibt erstaunt stehen und ruft unter die Versammlung):
Was hör' ich? Was entdeck' ich? — Spanier!
Schimpf eurem Gott und der kathol'schen Lehre!
Die Königin des Reichs, Don Philipps Frau,
Erklärt sich laut für eine Ketzerin!"

Katholische Kritiker haben behauptet, Schiller habe den spanischen König in seiner Dichtung „verzerrt" dargestellt. Nun, es hat noch keinen gläubigen Katholiken gegeben, der die Ketzerverbrennungen als Untaten gewertet hätte. Denn glaubensmäßig sind diese Verbrennungen nicht nur ein „Gott" wohlgefälliges Werk, sie sind sogar ein von „Gott" gebotenes Werk. Das ist durch katholische Schriften und durch das Verhalten der Inquisitoren unwiderlegbar erwiesen. Die Inquisitoren waren frommkatholische Menschen, die nur dann Gewissensbedenken hatten, wenn sie fürchteten, nicht genug Ketzer verbrannt zu haben. Daher hat Schiller auch sehr richtig den Gegensatz zwischen dem König und der Königin hier auf den Boden des Glaubens gestellt. Er hat diesen Auftritt zwar später aus Zensurgründen gestrichen. Der Eindruck war zu stark. Aber er hat jene fanatische, katholische Frömmigkeit — wenn auch nicht so eindrucksvoll — in der letzten Fassung des Dramas in einer Einzelheit gekennzeichnet. Als sich die Hofdamen der Königin auf die ihnen „versprochene", für sie so unterhaltsame Ketzerverbrennung freuen, ist die Königin entsetzt. Die eine dieser Damen

erklärt mit einer naiven Frömmigkeit, warum sollte man sich nicht freuen, denn „es sind ja Ketzer, die man brennen sieht". Die andere — bei der die Königin menschlichere Regungen erwartet hatte — erwidert auf deren Frage fast beleidigt, daß sie sich ebenfalls freue, und begründet dies mit den Worten: „Ihre Majestät, ich bitte sehr, für keine schlecht're Christin mich zu halten." Außerdem enthält die letzte Fassung hervorragende, die listenreiche Politik der Kirche und die christlichen Lehren brandmarkende Stellen.

In der Unterredung des Königs mit dem Marquis v. Posa spricht dieser die berühmt gewordene Forderung Schillers aus: „Geben Sie Gedankenfreiheit!" Der Dichter meint natürlich die Betätigung dieser Geistesfreiheit. Denn unausgesprochene Gedanken kann kein Tyrann jemals unterdrücken. Schiller fordert hier Meinungs-, Geistes- und Glaubensfreiheit, die heute allerdings in den sog. „Demokratien" einen Verfassungsparagraphen, aber leider nicht immer eine Tatsache darstellen. Weiter sagt Schiller von der Freiheit:

„ Sehen Sie sich um
In seiner herrlichen Natur! Auf Freiheit
Ist sie gegründet — und wie reich ist sie
Durch Freiheit! Er, der große Schöpfer, wirft
In einen Tropfen Tau den Wurm und läßt
Noch in den toten Räumen der Verwesung
Die Willkür sich ergötzen — Ihre Schöpfung,
Wie eng und arm! Das Rauschen eines Blattes
Erschreckt den Herrn der Christenheit — Sie müssen
Vor jeder Tugend zittern. Er — der Freiheit
Entzückende Erscheinung nicht zu stören —

Er läßt des Übels grauenvolles Heer
In seinem Weltall lieber toben — ihn,
Den Künstler, wird man nicht gewahr, bescheiden
Verhüllt er sich in ewige Gesetze;
Die sieht der Freigeist, doch nicht ihn. Wozu
Ein Gott? sagt er: die Welt ist sich genug.
Und keines Christen Andacht hat ihn mehr
Als dieses Freigeists Lästerung gepriesen."

Schiller trägt hier den im 18. Jahrhundert verbreiteten Deismus vor. Dieser Glaube nahm zwar einen Schöpfergott an. Aber nach der Schöpfung beeinflußt Gott diese Schöpfung nicht mehr. Damit waren natürlich die christlichen Lehren — ein lohnender und strafender Gott, Offenbarungen usw. — hinfällig. Infolgedessen waren auch die Priester überflüssig, die man allgemein — wie Friedrich der Große — als Betrüger oder Narren betrachtete. Man darf sich jedoch nicht von den dichterischen Gleichnissen verwirren lassen. Denn Schillers Worte deuten auf eine ganz andere Richtung des Gottglaubens. Erst sein späteres Studium der Philosophie Kants brachte ihm Klarheit. Die das Weltall erforschende menschliche Vernunft kann Gott nicht erkennen. Das hatte Kant nachgewiesen. Aber in der menschlichen Seele kann Gott im Erlebnis erkannt werden. Er kann bewußt werden, die göttlichen Wünsche des Schönen, Guten und Wahren überstrahlen endlich das „Ich" des Menschen und werden freiwillig betätigt.

Sehr richtig hat Schiller hier bereits gesagt, Gott — „der Freiheit entzückende Erscheinung nicht zu stören, läßt des Übels grauenvolles Heer in seinem Weltall lieber toben". Allerdings, die Unvollkommenheit des Menschen ist erforderlich, um die Freiheit des Gotterlebens zu sichern.

In dieser Richtung entwickelte sich Schillers Gotterkenntnis. Mit jedem Jahr entfernt er sich weiter vom Christentum. Am 28. 11. 1791 schreibt er an den Philosophen Immanuel Niethammer, dessen Abreise „würde nicht sehr geschickt sein, mich mit dem Christentum auszusöhnen, das, unter uns gesagt, so wenig mehr bei mir zu verlieren hat".

Im „Don Carlos" wird auch der König von Posas Worten ergriffen, wie ein freier Mensch jeden Tyrannen bewegt, dem er gegenübertritt. Philipp weist auf seinen Staat hin: „Sehet in meinem Spanien Euch um. Hier blüht des Bürgers Glück in nie bewölktem Frieden." Aber Posa erwidert, dieser Friede sei „die Ruhe eines Kirchhofs!" Es ist der „Gottesstaat", der civitas Dei des Augustinus, der Staat des Thomas von Aquin, der katholische Staat, der heute von den „christlich-demokratischen" Parteien Europas erstrebt wird, aber nie und nimmer ein Rechtsstaat, in dem Geistes- und Glaubensfreiheit herrschen. Jenen „Gottesstaat", den die Jesuiten in Paraguay im 17. Jahrhundert praktisch durchgeführt haben, diesen vermenschlichten Ameisenstaat, lehnt Schiller hier bereits ab. „Der größte Staat ist ein Menschenwerk" — schreibt er am 27. 11. 1788 an Karoline v. Beulwitz — „der Mensch ist ein Werk der unerreichbaren Natur. Der Staat ist ein Geschöpf des Zufalls, aber der Mensch ist ein notwendiges Wesen, und durch was sonst ist ein Staat groß und ehrwürdig, als durch die Kräfte seiner Individuen? Der Staat ist nur eine Wirkung der Menschenkraft, nur ein Gedankenwerk, aber der Mensch ist die Quelle der Kraft selbst und der Schöpfer des Gedankens." Darum — so schrieb er später — „alles darf dem Besten des Staats zum Opfer gebracht werden, nur das-

jenige nicht, dem der Staat selbst nur als ein Mittel dient. Der Staat selbst ist niemals Zweck, er ist nur wichtig als eine Bedingung, unter welcher der Zweck der Menschheit erfüllt werden kann, und dieser Zweck der Menschheit ist kein anderer als Ausbildung aller Kräfte des Menschen."

Der dramatische Dichter bringt nicht nur seine eigene Meinung durch die erdichteten Gestalten zum Ausdruck. Auch die Gegner kommen zu Wort und zum Handeln. Daraus entsteht eben das Widerspiel der Handlungen und Meinungen in einem Drama. Daher schildert der Dichter auch die Gegner von ihrem Standpunkt aus. Das gilt sowohl für den König als auch für die Gegenspieler des Prinzen und Posas, den Pater Domingo und den Herzog Alba. Posa sagte dem König: „Sie müssen vor jeder Tugend zittern." Der Pater Domingo erläutert diese Tugend in einem sorgenvollen Gespräch mit dem Herzog Alba. Er sagt von dem Prinzen Carlos:

„ Der Infant —
Ich kenn' ihn —ich durchdringe seine Seele —
Hegt einen schrecklichen Entwurf — Toledo —
Den rasenden Entwurf, Regent zu sein
Und unsern heil'gen Glauben zu entbehren. —
Sein Herz erglüht für eine neue Tugend,
Die, stolz und sicher und sich selbst genug,
Von keinem Glauben betteln will. — Er denkt!"

„Er denkt!" — Das ist die gemeinsame Gefahr der Kirche und des mit ihr verbündeten Gewaltstaates. Auch Shakespeare läßt den Tyrannen Cäsar in dem gleichnamigen Drama von seinem denkenden Gegner Cassius sagen:

„Let me have men about me that are fat ...
He thinks too much; such men are dangerous!"

(Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein...
Er denkt zu viel, die Leute sind gefährlich!)

Heute ist das entsprechende Mittel, das Denken bei den Völkern auszuschalten: Erhöhung des Lebensstandards, Tempo und Sensation auf allen Gebieten des Lebens. „Wär' er nur fetter", meinte Shakespeares Tyrann von seinem denkenden politischen Gegner, und das meinen die heutigen Tyrannen von den unterworfenen Völkern auch.

Sie wissen, was Shakespeare schon feststellte:

„Fat pauches have lean pates, and dainty bits
Make rich the ribs, but bankrupt quite the wits."

(Ein fetter Bauch hat mag'res Hirn; je feister
Die Rippen, um so eh'r bankrott die Geister.)

Was Schiller indessen unter jener „neuen Tugend, die von keinem Glauben betteln will", versteht, können wir aus dem bereits genannten Gedicht „Resignation" entnehmen. Das Gedicht ist i. J. 1784 entstanden und i. J. 1786 zuerst veröffentlicht. Es wurde und ist oft mißverstanden. Während Schiller i. J. 1794 in Stuttgart weilte, hatte Cottas Freund Rapp einen Aufsatz darüber geschrieben. Als Schiller diesen Aufsatz zufällig las, schrieb er folgende Erklärung dazu:

„Der Inhalt desselben (des Gedichtes „Resignation") sind die Aufforderungen eines Menschen an die andere Welt, weil er die Güter der Zeit für die Güter der Ewigkeit hingegeben hat. Um des Lohnes willen, der ihm in der Ewigkeit versprochen wurde, hat er auf Genuß in dieser Welt resigniert. Zu seinem Schrecken findet er, daß er sich in seiner Rechnung betrogen hat und daß man ihm einen falschen Wechsel an die Ewigkeit gegeben. — So kann

und soll es jeder Tugend und Resignation ergehen, die bloß deswegen ausgeübt wird, weil sie in einem andern Leben gute Zahlung erwartet. Unsere moralischen Pflichten binden uns nicht contractmäßig, sondern unbedingt. Tugenden, die bloß gegen Assignation an künftige Güter ausgeübt werden, taugen nichts. Die Tugend hat innere Notwendigkeit, auch wenn es kein anderes Leben gäbe. Das Gedicht ist also nicht gegen die wahre Tugend, sondern nur gegen die Religions-Tugend gerichtet, welche mit dem Weltschöpfer einen Akkord schließt und gute Handlungen auf Interessen (d. h. Zinsen) ausleiht, und diese interessierte Tugend verdient mit Recht jene strenge Abfertigung des Genius [30])."

Das ist eine eindeutige Absage an den Lohn- und Strafgedanken des Mosaismus und des aus diesem hervorgegangenen Christentums. Schiller hat die gleichen Gedanken i. J. 1785 in dem Gedicht „Freigeisterei der Leidenschaft" behandelt. Er hat es später „Der Kampf" umbenannt und um die schärfsten Strophen verkürzt. Denn hier greift er den christlichen Gottesbegriff an. Er hat diese leidenschaftlichen Worte als „die Verzweiflung" eines „erdichteten Liebhabers nicht für das Glaubensbekenntnis des Dichters" ausgeben wollen. Aber sehr richtig hat der Schillerforscher Karl Hoffmeister dazu gesagt:

„Es ist aber nicht zu bezweifeln, daß jene Angabe und diese Verwahrung eine bloße Mystification (d. h. Irreführung) des Publikums ist. Die Verfolgungen, welche Schiller bisher erfahren hatte, und der Wunsch, eine feste Stellung im bürgerlichen Leben zu erhalten, legten ihm gewisse Rücksichten der Klugheit auf [31])."

Das gilt auch von der Kürzung mancher anderen Gedichte und Dramen, besonders des „Don Carlos". Die

erste und ursprüngliche Veranlassung zu jenem Gedicht „Der Kampf" mag das Verhältnis des Dichters zu der verheirateten Charlotte von Kalb gewesen sein, die weltanschaulichen Stellen sind jedoch eine unmißverständliche Auseinandersetzung mit dem christlichen Gottesbegriff. Insofern erinnert die Dichtung an Voltaires „Uranie". Schillers Strophen lauten:

„Sanftmütigster der fühlenden Dämonen,
Zum Wüterich verzerrt dich Menschenwahn?
Dich sollten meine Qualen nur belohnen,
Und diesen Nero beten Geister an?
Dich hätten sie als den Allguten mir gepriesen,
Als Vater mir gemalt?
So wucherst du mit deinen Paradiesen?
Mit meinen Tränen machst du dich bezahlt?
Besticht man dich mit blutendem Entsagen?
Durch eine Hölle nur
Kannst du zu deinem Himmel eine Brücke schlagen?
Nur auf der Folter merkt dich die Natur?
O *diesem* Gott laßt unsre Tempel uns verschließen,
Kein Loblied fei're ihn,
Und keine Freudenträne soll ihm weiter fließen,
Er hat auf immer seinen Lohn dahin."

(„Rheinische Thalia", Heft 1, 1786)

Wir wollen den „Don Carlos" — wie überhaupt alle Dramen — weder dramaturgisch noch literarisch behandeln. Wir wollen nur die revolutionären Gedanken zeigen,

---

[30]) „Morgenblatt f. geb. Stände", Tübingen, vom 29. August 1808; Schillers sämtl. Werke, Stuttgart 1905, 1. Band, Seite 337; Robert Boxberger: „Schillers Werke", Berlin 1904, 1. Band. Seite 56 Anm.

[31]) Karl Hoffmeister: „Nachlese zu Schillers Werken", Stuttgart 1858; 1. Band, Seite 327/8.

die Schiller bewegten. Und zwar auf politischem wie auf religiösem Gebiet. Denn — das gibt man ja heute von höchster Stelle zu — die christliche Religion ist untrennbar mit der Politik verbunden. Bei dem Aufeinanderprallen der Gegensätze im „Don Carlos", bei diesem Kampf zwischen Freiheit und Tyrannei, siegen zwar zunächst die Kirche und der König. Sie siegen für den Augenblick. Sie siegen materiell und politisch; sie unterliegen jedoch ideell und moralisch. Außerdem kündigt sich bereits am Ende des Dramas der siegreiche Freiheitskampf der Niederlande an, den Philipp II. nicht ersticken konnte, soviel Ströme von Blut auch in seinem Auftrage dort vergossen wurden. Das ist ja gerade das reizvolle im „Don Carlos", daß der historische Hintergrund trotz aller Erdichtungen der Menschen und ihrer Handlungen erkennbar bleibt. Der gezwungen in den Dienst des Königs verpflichtete und mit Gunst bedachte Marquis v. Posa gibt seines Ministerpostens wegen den Freiheitskampf nicht auf. Er wird entdeckt, bzw. er entdeckt sich selbst, um den Prinzen zu retten, dem er die Fortführung des Kampfes anvertraut. Jetzt schaltet sich die Kirche ein. Der König beschließt mit dem Großinquisitor-Kardinal den Mord seines Sohnes.

Wie Schiller durch den Pater Domingo die Priesterlist im Kleinen zeigt, so zeigt er in dem Gespräch zwischen dem Großinquisitor und dem König das politische Wirken der Kirche im Großen. Der König kann sich dem Einfluß der Kirche nicht entziehen. Ihn „dürstete nach einem Menschen", aber Menschen sollen für ihn „nur Zahlen" sein, belehrt ihn die Kirche. Er muß seinen freiheitlich gesonnenen Sohn sterben lassen, weil dieser der Kirche und damit seiner eigenen, auf die Macht der Kirche gestützten Regierung gefährlich wird. Sein Vatergefühl, die Stimme der

Natur, bäumt sich gegen diesen Mord an seinem einzigen Sohn auf. „Vor dem Glauben gilt keine Stimme der Natur", belehrt ihn die Kirche. Es ist sein einziger Sohn, für wen hat der alternde König gearbeitet, für wen hat er gesammelt? Da spricht es der Kardinal aus: „*Der Verwesung lieber als der Freiheit!*"

Zu diesem Ausspruch hat der protestantische Pastor Julius Burggraf gesagt:

„*Das ist Rom*, ruft uns der Dichter zu, *das ist und bleibt es! — Das ist es auch heute noch*, mag es auch diesen Cäsarenwillen heute schlau verhüllen, in Humanitäts- und religiöse Heilsabsichten einhüllen, und mag auch der einzelne Papst als christlich gesinnter Mann davon vielleicht nichts wissen wollen, — auch er muß doch schließlich, wie hier König Philipp, der geistlichen Imperatorenidee sich fügen.

Was ist denn im Drama der Widerpart dieser alles zerdrückenden römischen Priestergewalt? Es ist eines Volkes Seele, es sind die Niederlande, die in Posa nach Erlösung schreien. Es ist die *deutsche Volksseele*, die in Schiller, so wie einst in Luther, Rom ihren unbedingten Freiheitswillen entgegenhält. Dieser *deutsche Freiheitswille* weht wie frischer Himmelsodem durch das ganze Stück [32])."

Wir brauchen den Worten dieses protestantischen Geistlichen nichts hinzuzufügen. Der Leser sieht, wie weit die heutigen Protestanten bereits romhörig geworden sind. Denn bei solcher Erkenntnis dürfte man doch nicht eine römisch-protestantische, klerikal-katholische Partei bilden, die jene Ziele Roms fördert und die Macht der römischen

---

[32]) Julius Burggraf: „Schillerpredigten", Gießen 1909, 2. Aufl., Seite 100.

Kirche fortgesetzt stärkt. Kein protestantischer Geistlicher würde es heute wagen, solche Worte gegen Rom zu sprechen, und dann sogar — wie Burggraf es tat — in der Kirche. Wenn Burggrafs Kennzeichnung Roms indessen zu begrüßen ist, so irrt er, wenn er meint, Schiller für das protestantische Christentum beanspruchen zu können. Der Dichter sagt selbst im „Don Carlos" vom Protestantismus:

„Die lächerliche Wut
Der Neuerung, die nur der Ketten Last,
Die sie nicht ganz zerbrechen kann, vergrößert,
Wird mein Blut nie erhitzen. Das Jahrhundert
Ist meinem Ideal nicht reif. Ich lebe
Ein Bürger derer, welche kommen werden."

Das gilt zumal auch auf religiösem Gebiet. Daher hat der Theologe Friedrich Sell sehr richtig festgestellt: „Mir scheint: Keiner unserer Klassiker steht in der Weltanschauung dem überlieferten Christentum ferner wie Schiller [33])."

Als der Marquis v. Posa vor seinem Tode von der Königin Abschied nimmt und ihr die letzten Aufträge an seinen Freund, den Prinzen, als ein heiliges Vermächtnis übermittelt, sagt er:

„Er mache —
O, sagen Sie es ihm! — das Traumbild wahr,
Das kühne Traumbild eines neuen Staates,
Der Freundschaft göttliche Geburt! Er lege
Die erste Hand an diesen rohen Stein!
Ob er vollende oder unterliege —
Ihm einerlei! Er lege Hand an! Wenn

[33]) „Die Religion unserer Klassiker", Tübingen 1904.

Jahrhunderte dahin geflohen, wird
Die Vorsicht einen Fürstensohn wie er,
Auf einem Thron wie seiner, wiederholen
Und ihren neuen Liebling mit derselben
Begeisterung entzünden. Sagen Sie
Ihm, daß er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird,
Nicht öffnen soll dem tötenden Insekte
Gerühmter besserer Vernunft das Herz
Der zarten Götterblume — daß er nicht
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmelstochter, lästert!"

Dies ist eine Mahnung Schillers an alle! Zumal an die Jugend. Der Kampf für die Freiheit darf nie aufhören. Vergeßt nicht — sagt Schiller — „daß ein Anschlag, den höhere Vernunft gebar, das Leiden der Menschheit drängt, zehntausendmal vereitelt, nie aufgegeben werden darf!" Darum hat der Schillerforscher Eugen Kühnemann den „Don Carlos" besonders den deutschen Jünglingen empfohlen. Er schrieb:

„In ihrer Lebensanschauung antworten die Zeiten auf die Aufgaben und Bedürfnisse der jeweiligen Epoche. Wenn nach der Lage der Zeit die meisten Menschen als stumpfe Maschinenräder vernutzt werden im großen Getriebe, wenn etwa die Aufgaben wirtschaftlicher Herrschaft und Machtentfaltung als die einzigen erscheinen, dann versteckt sich die arme Seele; die Bedeutung der Persönlichkeit und ihres Innenlebens sinkt; man erfährt den ‚Geist' nicht, also glaubt man nicht an ihn, und Begeisterung erscheint als Unwahrheit. Das ist eine traurige Notwendigkeit der Umstände. Man soll die Menschen um

ihretwillen beklagen, aber sich ihrer nicht rühmen. Und wenn die Jünglinge schon in diesen Ton einfallen, muß man sie bedauern. Sollte doch jeder Deutsche Jüngling in die Welt treten mit dem Mut des Eroberers, sollte tief durchdrungen sein von der Gewißheit: ein Korn der Zukunft bin auch ich, und auch in mir wächst die große kommende Sache der Menschheit heran. Sie braucht mich, und ihr allein will ich leben. Die Tragödie dieser echten deutschen Jünglingsgesinnung ist der ‚Carlos'. Solang es deutsche Jünglinge gibt, mögen sie sich in diesem ihrem Gedicht erkennen [34]."

Nun muß man allerdings entschuldigend sagen, daß die deutschen Jünglinge weder im Theater noch in den Werken einen ungekürzten „Don Carlos" kennenlernen können. Außerdem bemüht sich die betitelte und dotierte Literatenclique in der Zeit der „Bestseller", Schiller herabzukritisieren oder bestenfalls herabzuloben. Das erlebt man besonders beim „Don Carlos". Die Gründe dafür sind leicht durchschaubar. Schopenhauer sagte einmal über Kant: „Meine wahrheitsdurstigen Jünglinge, laßt euch nicht von den Hofräten erzählen, was in der Kritik der reinen Vernunft steht, sondern lest sie selbst." Demgemäß könnte man sagen: Laßt euch nicht von den Literaturprofessoren erzählen, was Schiller geschrieben hat, sondern lest seine Werke selbst! Da werdet ihr den wahren Schiller finden. Die Gedanken der großen Genien vertragen es nicht, durch das Gehirn eines akademischen Quisquilienkrämers filtriert zu werden. Wer Schiller kennenlernen will, lese ihn selbst. Zumal auch seine Briefe. Sehr richtig hat Herman Hefele gesagt: „Die Briefe, die er in den ersten Monaten seines Weimarer Aufenthalts an Körner und Huber

[34]) Eugen Kühnemann: „Schiller", München 1927.

richtete, sind das Beste, was je über den Weimarer Kreis geschrieben wurde und geschrieben werden konnte, und es ist ein trauriges Zeichen für die deutsche Bildung, daß diese Briefe nicht statt der üblichen Weimarer Legenden in jedem deutschen Schulbuch abgedruckt stehen. Sie sind zudem echtester Schiller [35])."

Zweifellos sind die von Schiller für die Dichtung „Don Carlos" und die „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung" durch neuere Forschungen in den Einzelheiten überholt. Aber dadurch ändert sich nichts an dem Wert und der Bedeutung der Dichtung noch an dem Gesamtbild der geschichtlichen Darstellung.

Bei der Gestaltung des „Don Carlos" wurde Schiller von dem Buch des französischen Schriftstellers Louis Sébastien Mercier (1740—1814) „Précis historiques — Portrait de Philippe second" (Amsterdam 1785) sehr ergriffen. Er schrieb darauf seinen Aufsatz „Philipp II., König von Spanien", der im 2. Heft der „Rheinischen Thalia" v. 1786 erschien. Dann hat er das Werk des Engländers Robert Watson (1730—1780) „History of the reign of Philip II. of Spain" benutzt. Dieses Buch war in einer deutschen Übersetzung unter dem Titel „Geschichte Philipps II." im Jahre 1778 in Lübeck erschienen. Für die Einzelheiten zog er das Werk des Abbé César Vichard de St. Réal (1639—1692) heran. Ein Auszug aus dessen Werk war im Jahre 1784 als „Geschichte des spanischen Prinzen Don Carlos — Aus den Werken des Abbes Saint Real gezogen" zu Eisenach herausgegeben. Am 25. 12. 1786 schrieb Reinwald an Schiller:

„Ferner hab ich Dir schreiben wollen, daß, wenn Dein

---

35) Herman Hefele, a. a. O., Seite 93.

Don Karlos noch nicht geendigt wäre, Du des Gregorio Leti" (La vie de Philippe II., Roi d'Espagne, traduite de l'italien de Gregorio Leti. A Amsterdam, chez Pierre Mortier 1734, sechs Bände) „Leben Philipps II. gut dabei brauchen könntest: denn ich habe noch nie die Geschichte des Don Karlos so umständlich gelesen als in diesem Buche, besonders die Auftritte mit der Inquisition. Das Werk hat sechs Bände in groß 12⁰. Die Geschichte von dem Gefängnis, dem Urteil und dem Tode des Prinzen steht im dritten Tome der französischen Übersetzung oder im 22. Buche des ersten Teils. Philipp wankte verschiedene Mal, eh er das Urteil unterschrieb. Die Pfaffen kamen ihm von der theologischen Seite bei und trieben ihn immer mehr in die Enge. Sie überwanden ihn einmal durch das Gleichnis mit Abraham, der seinen Sohn Isaak Gott opferte, und einmal stellten sie ihn Gott dem Vater an die Seite, der seinen Sohn fürs Heil der Welt hin in den Tod gegeben hätte [36])."

Der Versuch einer „Ehrenrettung" Philipps II. ist bereits früher unternommen worden. Ohne Erfolg. Der hintergründige Zweck solcher Bestrebungen ist, den „Don Carlos" aus der Schullektüre auszumerzen. Zugleich soll dadurch eine Herabsetzung Schillers erreicht werden, soweit dessen Werke der katholischen Kirche unerwünscht sind. Wir haben eingangs bereits einige Äußerungen prominenter Jesuiten darüber gebracht.

Über Philipp II. sagte nun — um nur einen zu nennen — der belgische Universitätsprofessor und Historiker Dr. Martin Philippson:

„Es läßt sich nicht leugnen, daß die Tatkraft, die Philipp und die Inquisition hier entfalteten, dem spanischen Pro-

---

[36]) Schnorr v. Carolsfeld: „Archiv für Literaturgeschichte", V., Seite 266 ff.

testantismus den völligen Untergang brachte. Wohl kamen noch einige Verurteilungen wegen lutherischer Ketzerei in den nächsten Jahrzehnten vor, allein größeren Umfang hat dieselbe nie wieder annehmen können. Das Schweigen des geistigen Todes breitete sich über Spanien aus; jeder hatte zu zittern, daß er nicht durch ein unbedachtes Wort, eine Gebärde dem Verdachte eines Mangels an Rechtgläubigkeit verfalle. Man kann sich vorstellen, wie schwer die intellektuelle Entwicklung des spanischen Volkes durch diesen lastenden Druck und durch die Furcht, die er verbreitete, geschädigt werden mußte. Verbot doch Philipp im Jahre 1559 seinen Untertanen sogar, ausländische Schulen oder Universitäten zu besuchen oder an denselben zu lehren, bei Strafe des Verlustes der spanischen Nationalität, der Gütereinziehung und beständiger Verbannung. Eine unübersteigliche Mauer sollte Spanien von dem europäischen Geistesleben abschließen!

Wer sich noch freieren Sinn bewahrt hatte, flüchtete in der Tat ins Ausland ... Um welchen Preis hatte Philipp die religiöse und politische Einheit der spanischen Länder erkauft! Nicht nur die geistige, auch die materielle Blüte des spanischen Volkes welkte unter der erdrückenden Wucht des weltlichen und kirchlichen Doppeldespotismus[37])!"

Nun, Schiller drückt sich nur etwas künstlerischer aus. Tatsächlich sagt er aber in seiner Dichtersprache dasselbe. Der Historiker sagt, „das Schweigen des Todes breitete sich über Spanien aus"; Schiller sagt, „die Ruhe eines Kirchhofs."

Spanische Historiker — z. B. Mod. Lafuente: „Historia

---

[37]) Martin Philippson: „Westeuropa im Zeitalter Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV.", Berlin o. J., II., Seite 84.

general de Espana“ — haben diese Zustände unter der Regierung Philipps II. bestätigt. Sie sind den Zuständen in den heutigen autoritären Staaten — seien sie nun katholisch-faschistisch oder marxistisch-bolschewistisch ausgerichtet — außerordentlich ähnlich! Aber Philippson schreibt weiter über Philipp II.:

„War jemand bei ihm in Ungnade gefallen, so hatte er nie auf Verzeihung, geschweige denn auf erneute Gunst zu rechnen. ‚Von dem Lächeln des Königs‘, sagte man damals in Spanien, ‚bis zu seinem Messer ist ein Zwischenraum von noch nicht zweier Finger breit.‘ (De la risa al cuchillo del rey no ay dos dedos.) Geradezu verhaßt war der König bei den Großen, die er, um jeden Rest ihrer Autorität zu vernichten, mit geflissentlicher Geringschätzung behandelte und von aller Teilnahme an den wesentlichen Staatsgeschäften ausschloß. Ja, noch mehr, er suchte sie arm und verschuldet zu erhalten ... Drei Angelegenheiten beschäftigten nunmehr, im Anfange der siebziger Jahre, den Herrscher hauptsächlich: die englisch-schottische, die niederländische und die französische. In allen dreien verteidigte er den Katholizismus gegen die kühne Angriffskraft der calvinistischen Ketzerei.“ (a. a. O., S. 178/9.)

Nun, Schiller drückt sich als Dichter eben etwas temperamentvoller und anschaulicher aus. Er sagt:

„Philipp machte sich zum Generalissimus des Papstes, und dieses Mittel wandte er an, um nach und nach alle Rechte umzustoßen, die seinen Götzen, den Despotismus, einschränken konnten. Er warf sich zum Monarchen der Kirche auf und erbte in der Tat die furchtbare Gewalt der Päpste!“

Es ist durchaus verständlich, daß sich General Franco, der Generalissimus und Diktator des heutigen Spaniens,

um die Ehrenrettung jenes „Generalissimus des Papstes" bemüht!

Philipp II. war Spaniens Verhängnis. Dieser König des reichsten Landes Europas hinterließ bei seinem Tode eine ungeheure Staatsverschuldung. In einer Denkschrift der Cortes aus dem Jahre 1594 heißt es:

„Die Wahrheit, die nicht bestritten werden kann, ist, daß das Reich völlig erschöpft ist, und kaum jemand hat noch Geld oder Kredit, und die es haben, verwenden es nicht in Geschäften oder zum Gewinn, sondern sparen es auf, um so kärglich wie möglich zu leben in der Hoffnung, daß es sie bis zu ihrem Ende erhalten möge. So entsteht eine allgemeine Verarmung aller Klassen ... Es gibt keine Stadt oder Flecken, die nicht an Einwohnern bedeutend verloren hat, was sich an der großen Anzahl leerstehender Häuser, sowie an dem Fall der Mieten für die noch bewohnten ersehen läßt [38]."

Aber nicht nur im Inneren, auch in anderen auswärtigen spanischen Gebieten machte sich der Verfall bemerkbar. Bereits am 4. 4. 1576 schrieb Don Juan, der Stiefbruder Philipps, an seine Schwester Margarethe von Parma über die Lage in Sizilien und Neapel:

„In Italien sind wir derartig von allem entblößt, und zumal von Geld und anderen zur Kriegführung nötigen Dingen, daß, ich versichere es Eurer Hoheit, alle Orte, die der Feind angreifen würde, nur so lange halten könnten, wie er es selbst für gut finden würde [39]."

Also auch das bis dahin so gerühmte spanische Heer ver-

---

[38]) Henry Charles Lea: „History of the Inquisition of Spain", 1906/7; übers. „Geschichte der spanischen Inquisition", Leipzig 1911/12, 3. Band, Seite 341.

[39]) L. P. Gachard: „Bulletins de l'Academie de Belgique", 27. Band, Seite 53.

fiel unter diesem König. Das sind einige Ergebnisse der neueren Forschung. Schiller hat — obgleich ihm die archivalischen Funde nicht zur Verfügung standen — Philipp II. in seiner historischen Abhandlung sowohl wie in seinem dramatischen Gedicht richtig beurteilt und gekennzeichnet.

Erst im Jahre 1787 hat Schiller den in Bauerbach begonnenen „Don Carlos“ soweit beendet, daß das Drama am 8. 4. 1788 in Mannheim aufgeführt werden konnte. Der Erfolg blieb aus. Schiller teilte Körner am 25. 4. 1788 mit:

„... daß der Carlos dort gegeben worden, aber bei weitem das nicht getan hat, was man von ihm erwartete. Dalberg setzt es in die verfehlte Einheit und in die Unverständlichkeit des Plans. Beck klagt die Schikane der Direktion und das äußerst schlechte Spiel gewisser Schauspieler an. Du wirst wissen, was aus beidem zu nehmen ist. Etwas mag freilich von Außendingen bewirkt worden sein. So ließ Dalberg zum Beispiel — ganz gegen mein Mscrpt., und ich weiß gar nicht zu was Ende — oder woher er die Bravour hat — den Domingo — den ich in einen Staatssekretär Perez verwandelte — als J e s u i t e n auftreten. Alles murmelte sich zu: P a t e r F r a n k ! Und dieser Umstand allein hätte dem Stück in einer Stadt wie Mannheim den Hals brechen können, wenn ich nicht ebenso viele Gründe dazu in seiner inneren Struktur fände. Iffland soll den König geheult, Bök den Marquis aber gut, vorzüglich gut gespielt haben. Die Königin habe niemand verstanden, weil die Schauspielerin leise und unvernehmlich sprach ...“

Die schauspielerischen Leistungen mögen ungenügend gewesen sein, wenigstens im Sinne Schillers. Aber was bewog Dalberg, den von Schiller — historisch richtig —

als Dominikaner bezeichneten „Pater Domingo" bei der Aufführung als Jesuitenpater auftreten zu lassen? — Schiller fiel nur die Wirkung dieser Abänderung im Publikum auf. Wir können die Absicht, die Dalberg dabei leitete, sehr gut verstehen und daher auch erklären.

Dieser Pater Frank — der von den Zuschauern sofort in dem im Jesuitenhabit auftretenden „Domingo" erkannt wurde — war Jesuit und besaß einen großen Einfluß auf den bayerischen Kurfürsten Karl Theodor. Als der Jesuitenorden im Jahre 1773 von dem Papst Clemens XIV. aufgelöst wurde, fand der Orden zwar auch in Bayern sein offizielles Ende, aber Pater Frank blieb der allmächtige Beichtvater und Ratgeber des Kurfürsten. Pater Frank wußte natürlich, — wie alle prominenten Jesuiten — daß die Freimaurer das Verbot des Jesuitenordens vornehmlich bewirkt hatten. Als nun der Freimaurer Dalberg eine Freimaurer-Loge in Mannheim begründen wollte, stieß er auf Schwierigkeiten. Im Jahre 1783 veranlaßte Dalberg den revolutionär denkenden Schiller zu einer Rede über den Kurfürsten. Der Dichter schrieb am 14. 11. 1783 an Frau v. Wolzogen: „Ich mache sie (die Rede) nach meiner verfluchten Gewohnheit satirisch und scharf. Heute schick ich sie an Dalberg — er ist ganz davon bezaubert und entzückt, aber kein Mensch kann sie brauchen, denn sie ist mehr ein Pasquill (Spottrede) als Lobrede auf die beiden kurfürstlichen Personen."

Vermutlich hatte man in München von solchen Umtrieben gehört. Jedenfalls erging am 10. 11. 1784 eine Verordnung des Kurfürsten, durch die jede freimaurerische Betätigung in Mannheim verboten wurde. Natürlich wußte Dalberg, wem er diese Verfügung zu danken hatte: Pater Frank! Wenn nun obendrein der Schauspieler Iff-

land den „König" in Schillers Drama sehr polternd und geräuschvoll gespielt hat, — „geheult" wie Schiller schreibt — so scheint der Freimaurer Iffland den Kurfürsten Karl Theodor gespielt zu haben, der sich bekanntlich derartig an seinem Hofe zu München benahm. In Verbindung mit dem dargestellten Pater Frank wirkte die Aufführung des „Don Carlos" gewissermaßen wie eine politische Demonstration gegen das jesuitisch-klerikale, kurfürstliche Regime in München und für die verfolgte Freimaurerei.

Ähnliche Gründe mögen Dalberg bewogen haben, die damals doch sehr revolutionär wirkenden „Räuber" zur Aufführung zu bringen. Einen Drucker, der das Wagnis des Druckes unternahm, konnte Schiller zuerst nur schwer finden. Man hat daher die Aufführung des Stückes dem Intendanten des Mannheimer Nationaltheaters, Heribert von Dalberg, besonders hoch angerechnet. Heribert von Dalberg war indessen der Bruder des späteren Coadjutor von Mainz, Karl Theodor Anton Maria von Dalberg, der damals als Statthalter in Erfurt tätig war. Dieser war ein sehr eifriger Freimaurer und Illuminat, der großen Einfluß auf Heribert besaß. Die „Erfurtische Gelehrten Zeitung" vom 24. 7. 1781 hatte Schillers „Räuber" zuerst besprochen und die große Begabung des Dichters gepriesen. Der Artikel war zweifellos von Karl Maria v. Dalberg inspiriert.

Ludwig Keller — der selbst ein prominenter Freimaurer war — schrieb indessen — und das ist in diesem Zusammenhang sehr wichtig —:

„Es ist einstweilen völlig unaufgeklärt, wodurch Schiller in die Lage gekommen ist, sich schon im Sommer 1783 öffentlich in Mannheim zu zeigen, und wie Dalberg es

wagen konnte, ohne die Rache Karl Eugens zu fürchten, den Deserteur als Theaterdichter anzustellen. Unsichtbare, aber mächtige Hände sind hier im Spiele gewesen." Allerdings!! Keller schreibt weiter:

„Wie lebhaft diese Männer sich untereinander verbunden und zu Taten der Humanität verpflichtet fühlten, das beweist eine merkwürdige briefliche Äußerung Karl Augusts über Karl Maria von Dalberg vom 11. Januar 1788: ‚Der Coadjutor — schreibt der Herzog von Weimar — ist ein guter, echter Schotte (Hochgradfreimaurer) und trägt sein Schurzfell (freimaurerisches Kleidungsstück) nicht umsonst.'"

„Karl August (der Herzog von Weimar) befand sich im Dezember 1784 zu Gast bei seinem Schwiegervater, dem Landgrafen Ludwig IX., der ebenso wie der Erbprinz, der nachmalige Ludwig X., Freimaurer war, in Darmstadt, und Schiller erhielt eine Einladung, im erbprinzlichen Palais den Fürstlichkeiten einige Szenen seines Don Carlos vorzutragen [40])."

Karl August verlieh Schiller nach dieser Vorlesung den Titel eines weimarischen Rates. Man rechnete damals fest darauf, Schiller der Freimaurerei zuführen und dann der Botmäßigkeit des Illuminatenordens unterstellen zu können. Keller sagt: „Die ‚guten Schotten' waren überall im Sinne ihrer Ideale als unsichtbare Schutzgeister tätig." Später, als es aussichtslos geworden war, Schiller in die Loge zu ziehen, erklärte Karl August, er habe gern für Schiller etwas getan, „aber er sehe voraus, daß Schiller es ihm nicht danken werde" [41]).

[40]) Ludwig Keller: „Schillers Stellung in der Entwicklungsgeschichte des Humanismus", Berlin 1905, Seite 56 und 63.

[41]) Portig: „Schiller und die Freundschaft" Hamburg und Leipzig 1894, Seite 410.

Sehr richtig sagt Ludwig Keller dazu, „man muß an solche Zwischenfälle erinnern".

Wir sehen bereits an diesen Kleinigkeiten, wie unerläßlich die Kenntnis des verschachtelten Geheimordenswesens des 18. Jahrhunderts ist, um die Hintergründe der Ereignisse zu verstehen. Daher müssen wir darauf eingehen, um die politischen, gesellschaftlichen und geistigen Strömungen und die Handlungsweise der Menschen beurteilen zu können. Wir sehen aber auch, daß das Theater keine „moralische Anstalt" war, wie Schiller wollte; es war eine politische Anstalt. Und daher war auch der Theater-Dichter gewissermaßen eine politische Persönlichkeit. In Frankreich, dem Ursprungsland der Revolution, trat das noch viel deutlicher hervor. Das revolutionäre Stück „Le mariage de Figaro" von Beaumarchais (1732—1799) hat mehr zum Ausbruch der Revolution beigetragen als die Reden der Politiker.

Übrigens sollten die Menschen von heute dafür Verständnis besitzen. Denn auf unseren Bühnen sind ja die politischen Tendenzstücke — man denke nur an „Anne Frank" usw. — eine häufige Erscheinung. Ein Dichter, der sich den herrschenden politischen Meinungen nicht fügt — und wäre er der genialste und größte — wird heute auch nicht gefördert, und seine Dramen werden nicht aufgeführt. So ist es heute in autoritären Staaten, so ist es in sog. „Demokratien", und so war es auch im 18. Jahrhundert.

Am 2. 5. 1788 schrieb Schiller an den Buchhändler Schwan, dem er den Bericht über die Aufführung des „Don Carlos" in Mannheim verdankte:

„Aufrichtig zu sprechen, große Erwartungen habe ich mir überhaupt von keiner Vorstellung des Carlos gemacht, und ich weiß auch warum. Also hätte sich auch Herr

von Dalberg die Mühe ersparen können, mir — sein Exercitium von Kritik aufzusagen, warum das Stück die erwartete Wirkung nicht tat. Warum es diese Wirkung nicht tun konnte, wußte ich, ehe er den Carlos zu Gesicht bekam. Es ist nicht mehr als billig, daß sich die theatralische Göttin für die wenige Galanterie, die mich beim Schreiben für sie beseelte, an mir gerächt hat. Indessen, wenn mein Carlos auch ein noch so verfehltes Theaterstück ist, halte ich doch dafür, daß unser Publikum ihn noch zehnmal wird aufführen sehen können, ehe es das Gute begriffen und ausgeschöpft hat, was seine Fehler aufwägen soll ... Übrigens kann niemand mehr überzeugt sein als ich, daß der Carlos aus Ursachen sowohl, die ihm Ehre als die ihm Unehre bringen, keine Spekulation für die Schaubühne ist. Schon allein seine Länge könnte ihn davon verbannen. Ich habe ihn wahrlich auch nicht aus Zuversichtlichkeit oder Eigenliebe auf die Bühne genötigt ..."

Schiller wußte sehr gut, daß der „Don Carlos" viel mehr als ein bloßes Theaterstück war. Der revolutionäre Inhalt ist erst nach mehrmaligem Lesen ganz zu erfassen. Ein Inhalt, der heute noch nicht ausgeschöpft ist. Wenn das Theaterpublikum dieses gewaltige dramatische Gedicht auch nicht verstand, so verstanden es diejenigen um so besser, die den revolutionären Geist nährten und alle irgendwie brauchbaren Förderer dieses Geistes zu organisieren strebten. Das waren die Oberen der vielen Geheimorden, zu denen auch die Freimaurer gehörten.

Die Freimaurer haben erklärt: „Schiller war kein Freimaurer, obgleich in seinen Anschauungen dem Bunde verwandt ... Deshalb hat sein Don Carlos viele Anklänge an die Freimaurerei [42])."

Schiller hatte bereits mit Frau v. Wolzogen wegen des Eintritts in eine Freimaurerloge gesprochen, als diese den mittellosen Flüchtling i. J. 1783 in Bauerbach aufnahm. Als der Dichter dann nach Mannheim zurückgekehrt war und er erwartete, am Nationaltheater ein Auskommen zu finden, wurde er wiederum aufgefordert, einer Loge beizutreten. Er schreibt am 11. 9. 1783 an Frau v. Wolzogen:

„Das Jahr, das jetzt vor mir liegt, muß über mein ganzes Schicksal entscheiden. — Wir haben einmal von der Freimaurerei miteinander gesprochen. Vor einigen Tagen hat mich ein reisender Maurer besucht, ein Mann von der ausgebreitetsten Kenntnis und einem großen verborgenen Einfluß, der mir gesagt, daß ich schon auf verschiedenen Freimaurerlisten stünde, und mich inständigst gebeten hat, ihm jeden Schritt, den ich hierin tun würde, vorher mitzuteilen, er versichert mich auch, daß es für mich eine außerordentliche Aussicht sei."

Wer die näheren Verhältnisse nicht kennt, wird sich zweifellos wundern, daß man Schiller, ohne seine Zustimmung einzuholen, in die Listen künftiger Freimaurer aufgenommen hatte. Das hatte — wie auch die Aufforderung selbst — geheime Ursachen.

Aus den von der bayerischen Regierung im Jahre 1787 veröffentlichten Geheimakten des Illuminatenordens wissen wir, daß die Karlsschule zu Stuttgart eine Pflanzschule dieses Ordens und damit der Freimaurerei war, denn jeder Illuminat mußte Freimaurer sein. Zumal der Schiller auf der Akademie fördernde Professor Abel war

---

[42]) „Allg. Handbuch der Freimaurerei", 3. Auflage von Lennings „Enzyklopädie der Freimaurerei", herausgegeben vom Verein deutscher Freimaurer, 2. Band, Seite 317; Leipzig 1901.

ein führender Illuminat. Sein Geheimname — alle Illuminaten führten Geheimnamen — war „Pythagoras". In seinem Provinzialbericht an den Ordensoberen meldete der Baron Schröckenstein, daß die „Akademie" zu Stuttgart durch das eifrige Wirken „Phirros" eine Pflanzstätte des Geheimordens geworden sei. Als dieser „Phirro" abberufen worden sei, wäre Prof. Abel sein Nachfolger geworden. „Pythagoras" (Abel) — so heißt es in dem Bericht — „ist Oberer einer Versammlung aus den edelsten Jünglingen, aber ein unbekannter Oberer, denn selbst einer dieser Jünglinge führt und bildet sie. Sie stellen weder Revers noch sonst etwas aus, sondern werden bloß mit der Hoffnung genährt, daß bei ihrem Austritt sie, wenn sie folgsam sind, in eine Verbindung der besten Menschen kommen sollen [43])."

Außer Abel gehörten die Professoren Drück, Offterdinger, Fuchs, Hoffmann dem Illuminatenorden an. In Württemberg bestanden zwar die Logen „La parfaite union" zu Ludwigsburg und die Loge „Zu den 3 Cedern" zu Stuttgart. Aber diese Logen wurden von dem katholischen Herzog nur mit äußerstem Mißtrauen geduldet und schließlich am 7. 7. 1784 verboten. Daher hatte sich unter den Schülern der Karlsschule, mit Unterstützung der Lehrer, jener geheime politische Club gebildet, der in dem

[43]) „Nachtrag von weiteren Originalschriften, welche die Illuminatensekte überhaupt . . . entdeckt usw." 1. Abt., Seite 161, München 1787.

Dr. Ludwig Keller (Geh. Archivrat und Freimaurer) sagt dazu: „Daß diese Männer (die Lehrer der Akademie) in ihrer Gesamtheit der Akademie trotz der autokratischen und kirchlichen Einflüsse, die nebenher wirksam blieben, ein bestimmtes Gepräge gaben, erhellt aus der Tatsache, daß alle genannten Professoren ohne eine einzige Ausnahme Mitglieder des Maurerbundes gewesen sind. Um dies zu verstehen, muß man die Geschichte dieses Bundes im allgemeinen und insbesondere in Württemberg etwas näher ins Auge fassen." (Ludwig Keller: „Schillers Stellung in der Entwicklungsgeschichte des Humanismus", Berlin 1905, Seite 13.)

Provinzialbericht an den unbekannten Oberen des Illuminatenordens erwähnt wird. Der Herzog Karl Eugen ahnte natürlich nicht, daß die Zöglinge seiner Akademie mit revolutionären Gedanken erfüllt wurden. Man kann sich aber unter diesen Umständen vorstellen, wie die „Räuber" auf Schillers Kameraden gewirkt haben. Aber auch die Unterstützung Schillers durch Abel ist erklärlich. Nach dem Ausbruch der französischen Revolution im Jahre 1789 wurde Stuttgart eine revolutionäre Propagandazentrale. Justinus Kerner hat uns einen propagandistischen Streich der Karlsschüler übermittelt. Dieser zeigt, wie sehr man in den Schülerkreisen für die französische Revolution eingenommen war und wie eifrig man Propaganda betrieb. Es geschah auf einem Maskenfest. Kerner erzählt:

„An dem dazu bestimmten Abende erschien im Redoutensaal eine Maske, die Zeit vorstellend, eine Urne im Arm, die durch ihre Schönheit allgemeines Aufsehen erregte. Stumm durchschritt sie den Saal und setzte sich endlich während des Tanzes auf eine Seitenbank. Kerner (Georg Kerner) setzte sich zu ihr und lehnte, indem er dem Tanze zusah, den Arm auf die Urne, die die Maske neben sich gestellt hatte. Plötzlich stand diese auf, ohne jene mitzunehmen, und verließ den Saal. Als Kerner sie in Sicherheit wußte, stand auch er auf und stieß wie aus Ungeschicklichkeit die Urne um. Kaum fiel sie auf den Boden, so entrollten ihr ein Anzahl Zettel, die Menge strömte herbei, jedes erhaschte davon; sie enthielten die ärgsten Freiheitslehren, wie sie damals die französischen Zeitungen gaben, besonders Angriffe gegen die damals in Stuttgart anwesenden Prinzen. Diese eilten zum Herzog und beschwerten sich bitter [44]."

Die Polizei wurde eingesetzt. Man suchte vergeblich

nach jener Maske. Kerner berichtet: „Dannecker (der Bildhauer der großen Schillerbüste) und Koch, beide in der Akademie, waren die Verfertiger und rühmten sich dessen in späteren Jahren noch mit Entzücken".

Daher kam es, daß die meisten Karlsschüler nach ihrem Abgang einer Freimaurerloge beitraten und „folgsam" waren, wie sich der Illuminat v. Schröckenstein ausdrückte. Man setzte ihre Namen ohne weiteres auf die Freimaurerlisten. Schiller war durch seine Flucht in Bedrängnis geraten. Außerdem bewies er einen revolutionären Geist, und obendrein erkannte man seine zukünftige Bedeutung. Daher suchte ihn jener reisende Freimaurer mit dem „großen verborgenen Einfluß" auf und stellte ihm eine entsprechende Förderung in Aussicht. Aber Schiller war nicht „folgsam". Jetzt trat der Freimaurer Gottfried Körner mit ihm in Verbindung. Körner entriß ihn seiner wachsenden Not. Er lud ihn nach Leipzig ein, bestritt seinen Unterhalt und ermöglichte die Beendigung des „Don Carlos".

In Leipzig, unter dem Einfluß Körners, dichtete Schiller auch das Lied „An die Freude". Dieses Gedicht ist durch die Freimaurer dann sehr berühmt geworden. Sie wählten es zu ihrem vornehmsten Logengedicht. Es enthält freimaurerische Gedanken und Stimmungen. Aus diesem Grunde hat Schiller dieses Gedicht später vollständig verworfen. Als er es in die von ihm veranstaltete Sammlung seiner Gedichte (1800—1801) nicht aufnehmen wollte, schrieb er am 21. 10. 1800 an den betrübten Körner:

„Die Freude hingegen ist nach meinem jetzigen Gefühl durchaus fehlerhaft und ob sie gleich durch ein gewisses

---

[14]) Justinus Kerner: „Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit", Frankfurt/O. 1893, Seite 44.

Feuer der Empfindung empfiehlt, so ist sie doch ein schlechtes Gedicht und bezeichnet eine Stufe der Bildung, die ich durchaus hinter mir lassen mußte, um etwas ordentliches hervorzubringen. Weil sie aber einem fehlerhaften Geschmack der Zeit entgegenkam, so hat sie die Ehre erhalten, gewissermaßen ein Volksgedicht zu werden. Deine Neigung zu diesem Gedicht mag sich auf die Epoche seiner Entstehung gründen; aber diese gibt ihm auch den einzigen Wert, den es hat, und auch nur für uns und nicht für die Welt, noch für die Dichtkunst [45])."

Dennoch wurde später an dem Hause zu Leipzig-Gohlis, wo Schiller das Lied „An die Freude" dichtete, eine besondere Tafel angebracht. Die Inschrift lautet:

„Hier wohnte Schiller und schrieb das Lied an die Freude im Jahre 1785."

Im unteren Stück der Umrahmung befinden sich, in die Ornamente eingebettet, zwei Masken, von denen die eine von einem Dolch durchbohrt ist. Die Masken sind — da es sich ja nicht um eine dramatische Dichtung handelt — völlig unbegründet angebracht. Wenn man Schillers Absage an die Freimaurerei und seine unmißverständliche Abkehr von diesem Gedicht kennt, so ist diese Anbringung einer solchen Tafel mit dem Dolch recht eigenartig. Zumal wenn man die Bedeutung des Dolches in der Freimaurerei kennt und dabei berücksichtigt, daß Schiller, nachdem er die wiederholt an ihn ergangenen Aufforderungen, einer Loge oder dem Illuminatenorden beizutreten, abgelehnt hatte, ja die französische Revolution bekämpfte.

Die freimaurerische Zeitschrift „Latomia" schrieb im Jahre 1865 zu dem Vorschlag, die Hochgrade abzuschaffen:

---

[45]) „Schillers Briefe", Kritische Gesamtausgabe herausgegeben von Fritz Jonas, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, 6. Band, Seite 211.

„Der Verdacht wird immer bleiben, wenn man bei höheren Graden, namentlich den Rachegraden, verharrt, daß, wie früher der Dolch praktisch gebraucht wurde, derselbe auch jetzt noch seine Anwendung finden könne [46])."

Daher ist denn auch unser Verdacht, jener Dolch auf der Gedenktafel könnte eine besondere Bedeutung haben, durchaus gerechtfertigt. Aber Körner konnte Schiller nicht dazu bewegen, Freimaurer zu werden. Da trat der illuminatus dirigens, der Hochgrad-Illuminat und politische Geheimagent Johann Joachim Christoph Bode, an den Dichter heran. Bode mochte denken, Schiller in Weimar gewinnen zu können, denn dieser bemühte sich um die Verbindung mit den schriftstellerischen Größen. Außerdem war die Not des Dichters so groß, daß er sich im Winter ohne Mantel behelfen mußte und zuweilen nur einige Groschen in der Tasche hatte. Am 3. 9. 1787 berichtet Schiller in einem kurzen Brief an Körner von einem „Rausch, der seinen Kopf ganz abscheulich verwüstet" und den er sich „gestern Nacht in einem tête-à-tête mit Bode geholt habe". Am 10. 9. 1787 schreibt er Näheres über dieses nächtliche Erlebnis. Er berichtet u. a.: „Bode sagte mir, daß er in Betreff der Maurerei aus Paris etwas Erhebliches mitgebracht habe. Er ist sehr mit den Berlinern über die drohende Gefahr des Katholizismus einig. — Die jetzige Anarchie der Aufklärung, meint er, wäre hauptsächlich der Jesuiten Werk ... Bode hat mich sondiert, ob ich nicht M. (Maurer) werden wolle. Hier (in Weimar) hält man ihn für einen der wichtigsten Menschen im ganzen Orden. Was weißt du von ihm?"

In seiner Antwort vermutet Körner sehr richtig, daß

---

[46]) „Latomia", freimaurerische Vierteljahresschrift, 24. Band, Seite 308, Leipzig 1865.

Bode Schiller für die Illuminaten anwerben wolle. Dieser Bode hatte bereits den Herzog Karl August, Goethe, Wieland, Herder und andere für diesen gefährlichen aber gut getarnten Orden gewonnen. Der Weimarer Kammerrat Ernst Aug. von Göchhausen hatte die Illuminaten allerdings durchschaut. Er schrieb zu diesem Wechselbalg Illuminatismus-Jesuitismus:

„Lassen Sie die Jesuiten, als geistlichen- oder Priester-Orden gantz hinter sich liegen, Sie haben d i e s e Livree abgelegt... Der W e l t b ü r g e r - R o c k ist das Gewand, das sie itzt tragen, und nie würkten sie sicherer, als eben da, wo man sie noch für execulierte Trabanten und Sklaven eines fanatischen Ober-Priesters hält, dem es nur darum zu thun wär, die gantze Christliche und nicht-Christliche Welt unter dem Staab der heiligen catholischen Kirche allein zu führen. Machen Sie nicht eine Albernheit! legen Sie den theologischen Confessionsbegrif von Kirche ab. Dencken Sie sich bey der Kirche allzeit Rom; bey Rom den Sitz der Cäsarn, und der Universalmonarchie, bey Catholizism, Cosmopolitism; bey Jesuiten Cosmopoliten, und bey Freymaurerey Jesuiterey. Das ist der rechte Schlüssel [47])!"

Im Illuminatenorden wirkten also Jesuiten und Freimaurer zusammen. Da beide das geistige, seelische und wirtschaftliche Kollektiv erstrebten, war eine solche Zusammenarbeit zunächst einmal sehr gut möglich.

---

[47]) „Enthüllung des Systems der Weltbürger-Republik. In Briefen aus der Verlassenschaft eines Freymaurers...", Rom (d. i. Leipzig) 1786, Seite 270 f.

Nachdem Bode dieses Buch gelesen hatte, schrieb er am 5. 6. 1787 in sein Tagebuch, mit der „Weltbürgerrepublik" habe Göchhausen zweifellos den Illuminatenorden gemeint. (Joh. Joachim Chr. Bode: „Journal einer Reise von Weimar nach Frankreich. 1787" 5. Juni 1787; Sächs. Landesbibliοth. Dresden. Karl August Böttigers handschriftl. Nachlaß. Msc. Dresd. h. 37, Folioband 3.)

Auch von anderer Seite mag Schiller zum Eintritt in die Loge bewogen worden sein. Wahrscheinlich hat man dabei gerade auf den „Don Carlos" hingewiesen. In den „Briefen über Don Carlos" erteilt der Dichter darauf eine klare Antwort. Er schreibt:

„Ich bin weder Illuminat noch Maurer, aber wenn beide Verbrüderungen einen moralischen Zweck miteinander gemein haben, und wenn dieser Zweck für die menschliche Gesellschaft der wichtigste ist, so muß er mit demjenigen, den der Marquis Posa sich vorsetzte, wenigstens nahe verwandt sein. . . . Nennen Sie mir, lieber Freund, — um aus den unzähligen Beispielen nur eines auszuwählen — nennen Sie mir den Ordensstifter oder auch die Ordensverbrüderung selbst, die sich — bei den reinsten Zwecken und bei den edelsten Trieben — von Willkürlichkeit in der Anwendung, von Gewalttätigkeit gegen fremde Freiheit, von dem Geiste der Heimlichkeit und der Herrschsucht immer rein erhalten hätte? Die bei Durchsetzung eines von jeder unreinen Beimischung noch so freien moralischen Zweckes, insofern sie sich nämlich diesen Zweck als etwas für sich Bestehendes denken und ihn in der Lauterkeit erreichen wollten, wie er sich ihrer Vernunft dargestellt hatte, nicht unvermerkt wären fortgerissen worden, sich an fremder Freiheit zu vergreifen, die Achtung gegen anderer Rechte, die ihnen sonst immer die heiligsten waren, hintanzusetzen und nicht selten den willkürlichsten Despotismus zu üben, ohne den Zweck selbst umgetauscht, ohne in ihren Motiven ein Verderbnis erlitten zu haben. Ich erkläre mir diese Erscheinung aus dem Bedürfnisse der beschränkten Vernunft, sich den Weg abzukürzen, ihr Geschäft zu vereinfachen und Individualitäten, die sie zerstreuen und verwirren, in Allgemeinheit zu

verwandeln; aus der allgemeinen Hinneigung unseres Gemütes zur Herrschbegierde oder dem Bestreben, alles wegzudrängen, was das Spiel unserer Kräfte hindert."

Eine weitere und bedeutende Frucht von Schillers Studien zum „Don Carlos" war der Roman „Der Geisterseher". In diesem Roman führt uns der Dichter in das Geheimordenswesen des 18. Jahrhunderts. Man wird dieses Werk wahrscheinlich — um es in den Augen der urteilslosen Leute herabzusetzen — „tendenziös" nennen. Der Roman ist indessen nicht „tendenziöser" als Goethes „Wilhelm Meister". Denn auch Goethe schildert ja in diesem Roman das Wirken der Geheimorden „in der geheimnisvollen Tätigkeit, die in ‚Wilhelm Meister' von den Männern des Turmes entwickelt wird", wie der bekannte dänische Literaturhistoriker Georg Brandes sehr richtig erkannt hat. „Es sind" — so schreibt er weiter — „die Männer im Turme, die geheime Gesellschaft der Allwissenden, mit dem Abbé an der Spitze. Das 18. Jahrhundert war ja die Zeit der Jesuiten, Freimaurer, Rosenkreutzer und zahlreicher geheimer Gesellschaften [48])."

Diese „Männer im Turm", diese „geheime Gesellschaft", leiten die Geschicke Wilhelm Meisters und gestalten die Ereignisse, für die Beteiligten unbemerkt, nach einem wohlüberlegten Plan.

Während Goethe jedoch als Illuminat und Freimaurer, den geschworenen Eiden getreu, das Wirken der Geheimorden verherrlicht, greift Schiller sie an und enthüllt — wenigstens nach einer Seite — ihre geheimen Ziele. Mit voller Berechtigung hat der bereits genannte katholische Literaturhistoriker Herman Hefele von Schillers Roman geschrieben:

---

[48]) Georg Brandes: „Goethe", Berlin 1922, Seite 375.

„Der Geisterseher ist, wie die Novellen Schillers, nie in den Bildungsbesitz des deutschen Volkes eingegangen; fast niemand kennt diesen merkwürdigsten aller Konversationsromane. Und doch ist er ein *vollendetes Kunstwerk* von höchstem Wert, *die Freude und das Entzücken jedes Kenners*; den ‚Torso eines vortrefflichen Romans' nennt ihn der erfahrene und kritische Tieck. In keinem anderen Werk gibt Schiller so leuchtende Proben seines dichterischen und mehr noch seines literarischen Könnens. Es ist die erste seiner größeren Dichtungen, die er mit dem neuen Willen zum Konkreten, zum Anschaulichen, zum Wirklichen gefüllt hat."

Schillers „neuer Wille" galt aber auch dem Kampf gegen die Geheimorden und deren politische Tätigkeit. Dieser Kampf kommt im „Geisterseher" unverkennbar zum Ausdruck. Daher entstand das Werk folgerichtig im Anschluß an Schillers Absage an die Freimaurer und Illuminaten. Auch Johannes Scherr schrieb:

„Der Geisterseher ist ein *ganz vortrefflicher Roman*, und wir haben nur zu beklagen, daß er unvollendet geblieben. Er ist so recht aus dem 18. Jahrhundert heraus geschrieben, nicht weniger als der Wilhelm Meister. Heutzutage würde man das Buch einen Tendenzroman nennen, und zwar mit dem Grund; denn der Dichter ging von der ganz bestimmten Tendenz aus, die religiösen Verirrungen seiner Zeit zu zeichnen ... Der Geisterseher ist ein poetisches Spiegelbild der großen Verschwörung des Obskurantismus gegen die Aufklärung des 18. Jahrhunderts, ein Spiegelbild der Zeit, wo die Bedürfnisse des Gemütes und die Forderungen der Phantasie, von den Industrierittern von damals sofort zur Grundlage ihrer Operationen gemacht, gegen die Philosophie des gesunden

Menschenverstandes reagierten, und zwar mit einem Erfolg, welcher unbegreiflich wäre, wüßte man nicht, daß die Extreme überall sich berühren, weil die menschliche Natur, von dem einen Extrem abgestoßen, sich nur gar zu gerne dem entgegenstehenden überliefert. Machen wir hier einen kurzen Halt, um dieses dem 18. Jahrhundert so wesentliche kulturgeschichtliche Moment etwas näher ins Auge zu fassen [49]."

Und — um noch ein maßgebliches Urteil zu erwähnen — der große Literaturhistoriker und Forscher Hermann Hettner schreibt:

„Der ‚Geisterseher' ist für Schillers Charakterbild wesentlich. Schiller nimmt hier das Motiv wieder auf, das die letzte Gestaltung des ‚Don Carlos' fallengelassen oder doch nur zum Nebenmotiv herabgedrückt hatte. Es ist der Kampf gegen die Tyrannei der Kirche und des Pfaffentums; und zwar mit unmittelbarster Beziehung auf die nächsten Tagesereignisse.

Schillers ‚Geisterseher' ist ein Tendenzroman gegen die jesuitische Propaganda, die in den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts wieder um so arglistiger und geschäftiger ihr unheimliches Wesen trieb, je mehr sie durch die großen Aufklärungskämpfe an Boden verloren hatte und verzweifelt um Leben und Tod kämpfte [50]."

---

[49]) Johannes Scherr: „Schiller und seine Zeit", 2. Buch, Seite 305, Leipzig 1859.

[50]) Hermann Hettner: „Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert", Neudruck Leipzig 1928, 3. Teil, Seite 225.

Das Geheimordenswesen des 18. Jahrhunderts

Wir können, ja, wir müssen — um zum Verständnis des „Geistersehers“ vorzudringen — den Vorschlag Scherrs aus dem vorigen Abschnitt annehmen. Machen wir also „hier einen kurzen Halt“, um einen Blick in jenes Geheimordenswesen des 18. Jahrhunderts zu werfen, das auf die politische, kulturelle und soziale Entwicklung einen so starken Einfluß gehabt hat.

Ein großer Teil der Geschichte der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts — so schrieb ein freimaurerischer Schriftsteller in der freimaurerischen Zeitschrift „Latomia“ (Band 22, S. 25, Leipz. 1863) — ist „die Geschichte der geheimen, zu dieser Zeit tätigen Gesellschaften“. Sehr richtig! Wer daher diese Geschichte darstellen wollte, ohne diese Wirksamkeit jener Geheimorden zu berücksichtigen, würde dem Affen jener Fabel gleichen, der die Bilder einer Laterna magica vorführen wollte, ohne das Licht dahinter anzuzünden. Der Deutschland bereisende französische Freimaurer Graf Mirabeau schrieb nach seinen Beobachtungen in jener Zeit:

„Im Schoße der dicksten Finsternis hat sich eine Gesellschaft von ganz neuem Wesen gebildet, die sich kennen, ohne sich gesehen, die sich verstehen, ohne sich erklärt, die sich dienen und verbinden, ohne je Empfindungen der Ach-

tung und Freundschaft für einander gehabt zu haben. Der Zweck, nach welchem diese Gesellschaft hinarbeitet, ist: die Welt zu beherrschen, das Ansehen der Regenten an sich zu reißen und den Wirkungskreis ihrer Throne bis auf die eitle Ehre, eine Krone zu tragen, zu verengen. Blinder Gehorsam gegen die Befehle der Oberen, und Grundsätze, selbst Könige zu ermorden, hat diese Sekte von den Jesuiten, die Proben und äußerlichen Gebräuche von den Freimaurern, die Geisterbeschwörungen aber und die unglaubliche Kühnheit von den Tempelherren entlehnt [51]."

Ein neuerer Schillerforscher hat mit erfreuender Offenheit gesagt:

„Wogegen sich aber Schiller mit all der ihm verfügbaren Kraft und auch Schärfe wandte, das war das Bestreben, durch Religion andersartige Tendenzen zu verfolgen, besonders aber: die Religion dazu zu benützen, um die Menschen zu beherrschen. Daher seine Angriffe auf die Kirche, das Priestertum, geistliche Ordensgemeinschaften und Freimaurerei, wenn diese über ihr eigentliches Gebiet griffen. Aus keinem an-

---

[51]) Jean Pierre Louis de la Roche du Maine: „Essai sur la secte des illuminées", Paris 1789. „Histoire secrète de la cour de Berlin, ou correspondence d'un voyageur françois depuis le 5 juillet 1786 jusqu'au 19 janvier 1787. Ouvrage posthume T. 3, S. 42). Deutsche Übers. „Versuch über die Sekte der Illuminaten. Nach dem Französischen". Von Michael Heinrich, Freiburg u. Annaberg 1790, Seite 42.

Diese Berichte beziehen sich auf die Illuminaten. Die Verbindung der „Tempelherren" mit den Jesuiten wurde nach einem handschriftlichen Geheimbericht aus dem Jahre 1763, auf einem Consilium zu Köln am 19. 6. 1732, beschlossen und von dem Baron v. Hund gefördert. Der 7. Grad der Tempelherren verpflichtete den Träger auf die Regel des heiligen Bernhard. Das Ritual war lateinisch und völlig katholisch, so daß „man sich fast wundern möchte, daß manche Protestanten, nebst Fürsten ihn (diesen Grad des „Eques professus") annahmen." („Allg. Handbuch der Freimaurerei", Leipz. 1900/01, 2. Band, Seite 452).

deren Grunde aber tat Schiller dies, als weil er so stark erfühlte und erlebte, daß es jetzt darauf ankomme, daß jeder einzelne Mensch sich selbst führen und leiten müsse, aber einer Bevormundung nicht mehr bedürfe, die seiner unwürdig sei. Die Anlage zur Gottheit fand er ja in jedem Menschen; sie auszubilden hielt er als Forderung der kommenden Zeit an jeden einzelnen Menschen gerichtet. Ihr zur Verwirklichung zu helfen, das war sein Dienst an der Menschheit.

Ganz anders als Goethe verhielt sich ja Schiller gegenüber den sog. Geheimbünden der damaligen Zeit. Während Goethe die in ihnen fortlebenden Traditionen aus seinem Drinnenstehen selbst kennenlernte, sie dann in seinen eigenen Gestaltungen aber so umzuformen vermochte, daß wirkliches geistiges Leben in Reinheit darin zum Ausdruck kommen konnte, nahm Schiller, besonders bis zu seiner Freundschaft mit Goethe, auf seine eigene Weise den Kampf dagegen auf. Und an diesem Geisteskampfe Schillers wird die kommende Schiller-Forschung auch nicht mehr mit Stillschweigen vorübergehen können, denn gerade hier offenbart sich ja ganz eminent Schillers Denken: gegen seine Zeit im Dienste der kommenden Zeit[52])."

Es ist nun nicht unsere Aufgabe, Goethes Stellung innerhalb der Freimaurerei bzw. des Illuminatenordens zu schildern, um zu erläutern, ob und wie er die freimaurerischen Gedanken „in seinen eigenen Gestaltungen so umzuformen vermochte, daß wirkliches geistiges Leben darin

[52]) Otto Wiemer: „Wie kommen wir zum lebendigen Erfassen von Schillers Persönlichkeit?", 35. Rechenschaftsbericht des Schwäb. Schillervereins Marbach/Stuttgart, S. 30; Stuttgart 1931.

zum Ausdruck kam". Namhafte Freimaurer haben wiederholt betont, „daß Goethes Werke nur derjenige restlos zu erfassen und erklären vermag, der . . . die Geheimnisse unserer K. K. (Königl. Kunst = Freimaurerei) kennt". Es ist immerhin recht beachtlich, daß der bekannte Freimaurer Br. Otto Hieber im Jahre 1900 in einem Vortrage sagte: „Friedrich der Große, Lessing, Herder, Fichte zogen sich vom Logenleben und aus der Verbindung mit den Brüdern gänzlich zurück, einerseits abgeschreckt durch das zerfahrene Systemwesen, andererseits wohl unbefriedigt, weil der Kreis der Brüder ihrem Geistesfluge nicht folgen konnte. Ganz anders Goethe..." Nun, Hieber hätte hier erst recht Schiller nennen müssen, der gar nicht erst Freimaurer wurde, weil er die Freimaurerei durchschaute. Lessing verließ die Loge, indem er sagte, er habe keine Lust, „mit Narren zu konferieren". Und Friedrich d. Gr. drückte sich ähnlich aus. Dennoch war der Narrenkram des freimaurerischen Rituals nur eine Tarnung für die politischen Ziele, wie die Religion eine Tarnung für die politischen Ziele des Jesuitenordens ist. Der Jesuit Koch hat eine im großen und ganzen richtige Darstellung über das Verhältnis des Jesuitenordens zur Freimaurerei gegeben. Er schreibt:

„Nicht selten hat man den Freimaurerbund mit dem Jesuitenorden verglichen. Nicht mit Unrecht; denn beide verhalten sich zueinander wie Pol und Gegenpol. Beide Verbindungen stammen aus der Periode des untergehenden Mittelalters; während der Jesuitenorden sich für die mittelalterliche Idee der kirchlichen Hierarchie begeisterte, fingen die Freimaurer an, in ihrer Weise an dem großen Neubau der modernen Gesellschaft zu arbeiten. Beide Vereine haben sich von Anfang an über die lokale und

nationale Beschränkung erhoben, der Jesuitenorden als ein christliches Institut, die Freimaurerei als ein rein menschlicher Verein ... Die Gegner fanden sich; im 18. Jahrhundert, dem Aufklärungs- und Geheimbund-Jahrhundert, sammelten sie sich unter dem Zeichen der Maurer, und bald stellten sie eine Macht ins Feld, nicht minder geschlossen, nicht minder zielbewußt als die des Gegners, stärker aber dadurch, daß diese Macht nicht im hellen Tageslicht wirkte, sondern in dem geheimnisvollen Zwie- und Dämmerlicht der Logen. Diese Macht hatte ihre Verbündeten an jedem Hof; an jedem ‚aufgeklärten' Bischofssitz; in jedem Domkapitel saßen ihre Getreuen[53])."

Ohne weiter auf die beiderseitigen Ideologien einzugehen, stellt der Jesuit nur die Gegnerschaft zwischen dem Jesuiten- und dem Freimaurerorden fest. Der bekannte Literaturhistoriker Hermann Hettner hat die entstandenen Verhältnisse folgendermaßen dargestellt:

„Als der Katholizismus durch das Wiederaufleben der klassischen Altertumsstudien und durch die Stürme der Reformation in seinen tiefsten Grundfesten erschüttert war, hatte die Errichtung des Jesuitenordens das Gebäude der römischen Kirche nicht nur wiederhergestellt, sondern es sogar mit neuem, fast unerhörtem Glanz ausgestattet.

Und als in England eine freisinnige, über die kirchlichen Glaubenssätze hinausschreitende Philosophie erstand, erlangte sie durch die Errichtung des Freimaurerordens eine Macht, welche unter der herz- und phantasieansprechenden Form eines neuen religiösen Kultus die neuen freien Gedanken schnell über die ganze Erde

[53]) Koch S. J.: „Jesuitenlexikon", Paderborn 1934.

trug und von Jahr zu Jahr an Verbreitung und weitwirkender Bedeutung zunahm.

Beide Orden hatte die deutsche Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts lebendig vor Augen. Der Jesuitenorden wurde 1773 aufgehoben; aber gerade damals zeigte sich schreckhaft, wie weitverzweigt, mit wie unangreifbaren und unvertilgbaren Banden die immer wache Schlauheit dieser streitenden Kirche alle Kreise der menschlichen Gesellschaft umschlungen hatte. In der deutschen Maurerei waltete die rastloseste Rührigkeit. Namentlich in Norddeutschland gehörte ihr die Mehrzahl aller Gebildeten an... Das Freimaurertum war im deutschen Protestantismus eine Kirche neben der Kirche geworden. Vornehmlich in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war diese Lust an Ordensbündnissen und Verbrüderungen überall rege [54]."

Da das verworrene und verschachtelte Geheimordenswesen des 18. Jahrhunderts nun aus dem Gegensatz und dem Kampf zwischen dem Jesuitismus und der Freimaurerei hervorgegangen ist, müssen wir uns die Verhältnisse — soweit das in diesem engen Rahmen möglich ist — klar machen. Denn das folgenreichste politische Ereignis dieses Jahrhunderts — die französische Revolution von 1789 — hängt damit zusammen. Diese Revolution hat wiederum Schillers politische Gedanken wesentlich beeinflußt. Daher hat der Literaturhistoriker Otto Wiemer vollkommen recht, wenn er sagte, „an diesem Geisteskampfe Schillers wird die kommende Schiller-Forschung auch nicht mehr mit Stillschweigen vorübergehen können", wie sie es bisher getan hat und immer noch tun möchte. Denn da die

---

[54]) Hermann Hettner: „Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert", Leipzig 1928 (Neudruck), 2. Teil, Seite 200.

Stämme jener Geheimorden — der Jesuiten- und Freimaurerorden — heute noch wirksam sind, birgt eine solche Darstellung nicht nur Schwierigkeiten, sondern gewisse Gefahren für den Darsteller. So schrieb z. B. der Verfasser der „Allgemeinen Geschichte der Jesuiten", der Professor Peter Philipp Wolf (1761—1808), in der Vorrede zum 3. Band seines Werkes: „Meine Freunde sind erschrokken, als sie dem zweiten Bande dieser Geschichte meinen Namen vorgesetzt fanden. Sie haben mir über diese Unvorsichtigkeit mündlich und schriftlich die betrübensten Folgen für meine Ehre, für mein Leben und ... für mein bürgerliches Glück prophezeit[55]."

Nachdem nun die Gegnerschaft zwischen Jesuiten und Freimaurern festgestellt worden ist, müssen wir uns auch darüber klar sein, was der Jesuitenorden war und wollte. Es wurde und wird nämlich noch immer allgemein angenommen, der Jesuitenorden sei lediglich eine religiöse Vereinigung. Diese Meinung wird heute — wo der Jesuitenorden wiederum eine gewaltige Machtstellung eingenommen hat — in der Presse verbreitet. Dagegen hat der Jesuit Koch uns bereits gesagt, daß sich der Jesuitenorden „für die mittelalterliche Idee der kirchlichen Hierarchie begeisterte". Kirchliche Hierarchie heißt und bedeutet aber in deutscher Sprache: absolute Priesterherrschaft auf allen Gebieten des Daseins. Um nun nicht in den Verdacht zu geraten, pro domo zu sprechen und den Leser so kurz wie möglich über das Wesen und Wirken des Jesuitismus zu unterrichten, lassen wir hier die eindrucksvolle Darstellung folgen, die der Kulturhistoriker Johannes Scherr in der Vorrede zu seinem lei-

---

[55]) „Allg. Gesch. d. Jesuiten", 3. Bd., Vorrede; Zürich 1791.

der unvollendeten Werk „Jesuiten und Freimaurer" gegeben hat. Er schreibt:

„Der Jesuitismus wollte die ganze Erde zu einem sogenannten Gottesstaat machen, dessen Verfassung das römisch-katholische Dogma war, zu einer Domäne des Papsttums, welches aber nur ein Werkzeug in den Händen des Ordens sein sollte und gewöhnlich auch war. Jedem zweifelnden und rebellischen Gedanken nicht nur, nein, dem Gedanken überhaupt auf den Kopf zu treten, an die Stelle des Denkens ein verschwommenes Fühlen zu setzen, mit unerhörter Systematik und eiserner Folgerichtigkeit die Verdumpfung und Verknechtung der Massen durchzuführen, die gescheiten Köpfe, wie die Reichen und Mächtigen, die einflußreichen Leute jeder Art durch blendende Vorteile an sich zu fesseln, die vornehme Gesellschaft zu gewinnen mittels einer Moraltheorie, welche durch ihre Klauseln und Vorbehalte leicht in ein Lehrbuch des Lasters sich verwandelte, die Armen durch Beachtung ihrer materiellen Bedürfnisse zum Danke zu verpflichten, hier der Sinnlichkeit, dort der Habsucht, heute der Gemeinheit, morgen dem Ehrgeize zu schmeicheln, alles zu verwirren, um alles zu beherrschen, die Zivilisation allmählich herabzudrücken zu einer bloßen Vegetation und die Menschheit schließlich umzuformen zu einer Schafherde —: Darauf ging die Gesellschaft Jesu aus.

Ihre Organisation war ein politisches Kunstwerk höchster Potenz, großartig im Entwurf, vollendet, geschickt in der Ausführung. Hier ist im vollendeten Gegensatze zu der in ihrer Ursprünglichkeit auf die Selbstbestimmung des Menschen gerichteten Idee der Reformation das völlige Aufgehen der einzelnen Persönlichkeit in einem sozia-

len Ganzen durchgeführt, und darum berührt sich der Jesuitismus des 16. Jahrhunderts so nahe mit dem Sozialismus des 19...

In vielfältiger Proteuswandlung und dennoch stets dieselbe, so führte sie (die Gesellschaft Jesu) nimmerrastenden Krieg gegen den neuzeitlichen Geist. Alles wurde auf diesen Zweck bezogen, und alles mußte demselben dienen. Der Jesuit war Gelehrter, Staatsmann, Krieger, Künstler, Erzieher, Beichtiger, Arzt, Jurist, Missionar, Krankenpfleger, Kaufmann, je nach den Umständen und dem Gutbefinden seiner Oberen, aber allzeit blieb er Jesuit. Er verband sich heute mit den Fürsten gegen die Völker, um vielleicht morgen schon, wenn bei veränderter Konstellation der Vorteil seines Ordens es heischte, mit den Völkern wider die Fürsten zu stehen und zu gehen. Es verschlug ihm nichts, die Empörung zu predigen und zugleich zur Errichtung von Schafotten für die Empörer anzueifern. In Zeiten, wo die Staatskunst den Meuchelmord für ein selbstverständliches Auskunftsmittel ansah, machte sich auch die Politik der Jesuiten nichts daraus, den Dolch und die Giftphiole, wenn nicht selber zu handhaben, so doch in den Händen von Attentätern zu lenken. Die äußere Verwandlungsfähigkeit und das Anbequehmungstalent des Jesuitismus waren in Betracht der Starrheit seines Prinzips doppelt erstaunlich.

Der Jesuit überschiffte Meere und durchwanderte Wüsten, um unter tausend Gefahren in Indien, China und Japan das Christentum zu verbreiten und sich mit von Begeisterung leuchtender Stirne zum Märtyrertode zu drängen. Er führte drüben in Südamerika das Beil des Ansiedlers und den Spaten des Pflanzers, um in der Urwaldwildnis einen Staat zu gründen, während er hüben

in Europa Staaten untergrub und über den Haufen werfen half . . . Er beschwichtigte das Gewissen des vornehmen Herrn, welcher seine Stieftochter verführt hatte, wie das der großen Dame, welche mit ihrem Lakaien Ehebruch trieb. Für alles wußte er Rat oder Trost, für alles Mittel und Wege. Er entwarf mit gleicher Geschicklichkeit Staatsverfassungen, Feldzugspläne und riesige Handelskombinationen . . . Seine nieversagende Findigkeit imponierte den Männern, sein weltmännischer Schick und Schliff den Frauen. Mit Politikern sprach er wie ein Politiker, mit Gelehrten als ein Gelehrter, mit Soldaten wie ein Soldat, mit Bauern als ein Bauer. Er war ebenso gewandt im Beichtstuhl, Lehrzimmer und Ratssaal, wie auf der Kanzel und auf dem Disputierkatheder. Er vermochte abwechselnd als Zelot oder Freigeist, als Kuppler oder Moralist, als hingebend aufopfernd oder tödlich hassend, als Teufel oder Engel sich aufzuspielen — alles ‚zur größeren Ehre Gottes‘, d. h. zur Förderung des Endziels der ‚Compagnie‘. überall war er daheim, denn er hatte kein Vaterland, keine Familie, keine Freunde —: Das alles mußte ihm der Orden sein, für welchen er mit bewunderungswürdiger Selbstverleugnung und Tatkraft lebte und starb. Nie, fürwahr, hat der Menschengeist ein ihm gefährlicheres Institut geschaffen als den Jesuitismus, und nie hat ein Kind mit so rücksichtsloser Entschlossenheit seinem Vater nach dem Leben gestrebt wie dieses [56])."

Scherr hat diese hervorragende Charakteristik des Jesuitismus nach einem 40jährigen Studium der Geschichte und Literatur und seiner vielseitigen praktischen Erfah-

---

[56]) Johannes Scherr: „Letzte Gänge", 2. Auflage Berlin 1887; Seite XII—XVII.

rung in der Politik aufgestellt. Die einzelnen Züge und Bilder lassen sich Punkt für Punkt durch Belege dokumentarisch nachweisen. Einige dieser Merkmale treffen aber auch auf die Freimaurerei, zumal auf die Freimaurerei des 18. Jahrhunderts zu. Denn da dieser Geheimorden den Europa beherrschenden Jesuitenorden verdrängen wollte, mußte er schon zu entsprechenden Maßnahmen greifen. Das gilt sowohl für die Ideologie wie auch für die Organisation. War das Ziel des Jesuitenordens der „Gottesstaat", der „civitas Dei" des Augustinus bzw. des Thomas von Aquin, d. h. die vollendete Hierarchie, so war das Ziel der Freimaurerei die „Weltrepublik", das Weltbürgertum. Denn für „beide Vereine" — sagt der Jesuit Koch — gab es keine „lokale und nationale Beschränkung", d. h. sie wirkten international und überstaatlich.

Wir haben schon auf die Rekatholisierungsbestrebungen des Jesuitenordens im 16. und 17. Jahrhundert hingewiesen. Zu diesem Zweck war seine Gründung erfolgt. In England nahmen diese Bestrebungen nach dem Tode Cromwells (1660) unter den wieder eingesetzten Stuartkönigen immer drückendere Formen an. Der große englische Philosoph John Locke (1632—1704) — der Vorläufer Immanuel Kants — sah sich veranlaßt, nach Holland auszuwandern. Er trat für absolute Tolerierung aller Religionen ein, mit Ausnahme des Katholizismus. Denn — so erklärte er erfahrungsgemäß — die Katholiken würden überall einen Staat im Staate bilden. Die für Duldsamkeit und Geistesfreiheit kämpfenden Engländer gerieten in wachsenden Gegensatz zu der tyrannischen Regierung des fanatisch-katholischen Königs Jakob II. (1685—1688), der von dem Jesuiten Warner beherrscht wurde. Seine Politik folgte den Lehren des Sir Robert Filmer. Diese vertraten die

absolute, unantastbare Herrschaft des Königs und verlangten den unbedingten, sklavenhaften Gehorsam des Volkes. Es war die gleiche Auffassung, wie sie von Ludwig XIV. in Frankreich vertreten wurde. Auch der französische König war völlig in den Händen seiner jesuitischen Beichtväter und Ratgeber.

In jenen religiös-politischen Kämpfen in England fanden sich die Männer, die im Jahre 1717 die erste Freimaurerloge zu London gründeten. Damit tritt die Freimaurerei in die Erscheinung. Sie breitete sich nicht nur in England sondern auch auf dem Festland überraschend schnell aus. Sie fand einen geistigen Rückhalt in den Freethinkers (Freidenkern). Diese bekämpften in zahlreichen Schriften das dogmatische Christentum und verwarfen die Vorstellungen von einem persönlichen Gott. Ihre teilweise sehr scharfen Schriften, ihre Kritik der Bibel trugen ihnen die Gegnerschaft und Verfolgung der Geistlichkeit ein.

Nachdem die erste Loge in Deutschland im Jahre 1737 zu Hamburg eröffnet worden war, erließ Papst Clemens XII. am 28. 4. 1738 die Bulle „In eminenti" gegen die Freimaurer. Darin bezeichnete er den Freimaurerbund „als eine der Ketzerei und des Aufruhrs verdächtige Gesellschaft, in der Menschen aller Religionen und aller Sekten durch ein enges und geheimnisvolles Bündnis, nach vereinbarten Gesetzen und Gebräuchen, sich miteinander genauer vereinigen." Am 18. 5. 1751 schleuderte Papst Benedikt XIV. die Bulle „Providas" gegen die Freimaurer. Das hatte für die einzelnen Freimaurer in den katholischen Ländern oft schlimme Folgen. Sie wurden exkommuniziert und mit dem großen Kirchenbann belegt. Sie hatten Güterbeschlagnahme, Deportation, Folter und sogar Hinrichtung zu erwarten. In Spanien verfielen sie der Inquisition.

Diese Verfolgungen der Freimaurer in England vor der Vertreibung Jakobs II. und später in den katholischen Ländern machen ihre Institution als Geheimorden verständlich. Auch die Schweigepflicht und die Eide mit den furchterregenden Strafandrohungen sind darauf zurückzuführen. Als aber jene Verfolgungen nachließen, blieben die Eide notwendig, um die geheime revolutionär-politische Wirksamkeit zu sichern.

Wollten die Freimaurer mit den Jesuiten rivalisieren, bedurften sie einer Ideologie, welche die Menschen ansprach. Man bedurfte außerdem der Unterstützung der Fürsten. Man brauchte angesehene Leute jeder Art: Künstler, Gelehrte, Dichter und Philosophen. Die Freimaurerei trat für Geistesfreiheit und Duldsamkeit ein. Dadurch gewann sie die geistig regsamsten Menschen, die unter dem empörenden kirchlichen Druck litten. War der stupideste christliche Glaube und Aberglaube die Grundlage des Jesuitismus, so förderte die Freimaurerei die Aufklärung, wie sie ihrerseits von den Freidenkern gefördert wurde. Andererseits suchten aber auch abenteuerlich und mystisch veranlagte Menschen die Logen auf. Man versprach ihnen die Offenbarung tiefster Geheimnisse. Rätselhafte Rituale, mystische Zeremonien, okkulte Lehren und geheimnisvolle Zeichen verwirrten sie. Fürchterliche Eide mit grauenhaften Morddrohungen verpflichteten sie zur Schweigsamkeit und banden sie an die Ordensziele, die nur die unbekannten Oberen kannten. Zweifellos übten die Freimaurer eine gewisse Wohltätigkeit, wie sie sich auch gegenseitig unterstützten. Aber ebenso gewiß verfolgte die Freimaurerei revolutionäre politische Ziele, die — je weiter sie sich ausbreitete — in der „Weltrepublik" gipfelten.

Der Jesuit Hermann Gruber schrieb im 2. Bande des

Staatslexikons der Görresgesellschaft u. a. über die Freimaurerei:

„Die Freimaurerei hat ihrem Wesen nach, weil sie nur so ihre Ziele erreichen kann, das Bestreben, einen Staat im Staate zu bilden, eine geheime Nebenregierung zu sein, welche der wirklichen Regierung entgegenarbeitet ... Mit Vorliebe sucht die Loge in friedlichen Zeiten Leute an sich zu fesseln, welche, wie Professoren, Lehrer, Publizisten, Künstler, in der Lage sind, für die freimaurerischen Ideen wirksame Propaganda zu machen. In ruhigen Zeiten sucht sie besonders auch Offiziere für sich zu gewinnen. Ihre Lockmittel hierbei sind Vorspiegelung höherer Erkenntnisse und wichtiger Geheimnisse, die im Orden mitgeteilt würden, Verheißung mannigfacher Vorteile . . . In seiner vieldeutigen Symbolik, verbunden mit ebenso vielsinnigen Schlagworten, und in seinem Gradwesen hat der Freimaurerbund das Mittel, seine Leute, ohne sich selbst zu verraten, weiter auszukundschaften, zu sieben und zugleich für seine Zwecke zu erziehen ... Führen die friedlichen Mittel der Propaganda nicht zum Ziele, so schreckt die Freimaurerei auch vor Anwendung der Gewalt nicht zurück [57])."

Ergänzend schrieb derselbe Verfasser in der Zeitschrift „Stimmen der Zeit" (Jahrg. 1917):

„Bei gebührender Beachtung aller dieser Tatsachen begreift man den Einfluß, welchen der Freimaurerbund als weltumspannender, seine Mitglieder nach Millionen zählender, Angehörige der verschiedensten einflußreichen Volkskreise — Journalisten, Künstler, Schriftsteller, Lehrer aller Unterrichtsstufen, Politiker, Staatsmänner, Di-

[57]) Staatslexikon der Görresgesellschaft, 1. Auflage, 2. Band, Seite 1254—1286.

plomaten, Finanzmänner, Industrielle, Kaufleute, Agenten und Agitatoren — umfassender Geheimbund auf die geistige, politische und soziale Entwicklung seit 1740 auszuüben vermochte. Bei der Vorbereitung und Durchführung der französischen Revolution von 1789 und bei der ganzen durch diese Revolution eingeleiteten großen Revolution der Neuzeit spielte die geschilderte freimaurerische Propaganda zweifellos eine sehr erhebliche Rolle."

Nun wurde der Jesuitenorden mit dem Breve „Dominus ac Redemptor noster" vom 21. 7. 1773 von Papst Clemens XIV. aufgelöst. Infolgedessen wurde er in den meisten Ländern verboten. Seine Mitglieder wurden teilweise grausam verfolgt. Die Erbitterung gegen den Orden, gegen seine freiheitmordenden Grundsätze und heimtückischen Maßnahmen war auf das äußerste gestiegen. Zweifellos hat der freimaurerische Einfluß zu der Auflösung des Ordens beigetragen. Ein äußerer Anlaß war der schwindelhafte Riesenkonkurs der ausgedehnten jesuitischen Handelsniederlassung auf der Insel Martinique. Sehr viele einflußreiche Franzosen wurden dadurch zu Bettlern.

Die Jesuiten hatten längst erkannt, welche Gefahr ihnen durch die Freimaurerei erwachsen war. Wenn der Jesuit Koch sagte, daß die Freimaurer „an jedem ‚aufgeklärten' Bischofssitz, in jedem Domkapitel ihre Getreuen" hatten, so gilt das auch umgekehrt von den Jesuiten und ihrem Einfluß in den Freimaurer-Logen. Jetzt, nach dem Verbot, tauchten die Exjesuiten in der Freimaurerei unter. Seit zwei Jahrzehnten hatten sich die Jesuiten der freimaurerischen Formen bemächtigt, um ihrerseits jesuitisch gelei-

tete Logen zu bilden. Sie hatten u. a. den „Templerorden" gegründet und das System der „strikten Observanz" aufgebaut. In diesem System wurden, wie Johannes Scherr von jener Zeit schreibt: „... eine Menge höherer Weihungen statuiert und mit rosenkreuzerischen Symbolen, mit Hieroglyphen, Eidschwüren und phantastischem Zeremoniell kurzsichtige Mysteriensüchtlinge geblendet und genasführt. Zu striktem Gehorsam gegen ihre unbekannten ‚Oberen' verpflichtet, deren geheimnisvolles Haupt unter dem Titel des Ritters von der roten Feder (eques a penna rubra) verehrt wurde, waren die Maurer der strikten Observanz nur Marionetten an den Drähten der obskurantistischen Kabale, welche sich insbesondere die Vernichtung des Protestantismus vorgesetzt hatte ... Die Sucht der Geheimbündelei war so epidemisch, daß fast kein Stand von ihr verschont blieb ... Das ganze Ordenswesen war ein ungeheures Gedränge von Betrügern, Betrogenen und betrogenen Betrügern geworden [58])."

Ein Zeitgenosse, Peter Philipp Wolf, sagte dazu: „Gefährlicher als das Proselytenmachen ist die Verbindung der Jesuiten mit den Rosenkreutzern und anderen geheimen Gesellschaften und Logen. Sie wirken als unsichtbare Obere solcher heimlichen Orden auf eine sehr zahlreiche Menge Menschen, täuschen die Schwachen und berücken die Klugen durch vorgebliche Geheimnisse [59])."

Auf diese Weise entstand ein vielfach verschachteltes unentwirrbares Durcheinander und Nebeneinander von Geheimorden, Logen, Sekten und Bünden. Aber die meisten dieser Geheimorden — zumal die größeren Verbände

[58]) Johannes Scherr: „Schiller und seine Zeit", Leipzig 1859, 2. Buch, Seite 110.

[59]) „Allg. Geschichte d. Jesuiten", Zürich 1792, 4. Band, Seite 327.

— verfolgten neben den tarnenden und sinnverwirrenden Ritualen, Lehren und okkultem Wahn sehr wirklichkeitsnahe politische Ziele. Diese Ziele waren jedoch nur den unbekannten Oberen bewußt. Aber mancher mochte etwas davon ahnen. So schrieb Goethe — nachdem er im Jahre 1780 durch Bode in die Freimaurerloge aufgenommen und den Gesellengrad erhalten hatte — am 22. 6. 1781 an Lavater:

„Ich habe Spuren, um nicht zu sagen N a c h r i c h t e n, von einer großen Masse Lügen, die im Finstern schleicht, von der Du noch keine Ahnung zu haben scheinst. Glaube mir, unsere moralische und politische Welt ist mit unterirdischen Gängen, Kellern und Cloaken minieret, wie eine große Stadt zu sein pflegt, an deren Zusammenhang und ihrer Bewohnenden Verhältnisse wohl niemand denkt und sinnt; nur wird es dem, der davon einige Kundschaft hat, viel begreiflicher, wenn da einmal der Erdboden einstürzt, dort einmal Rauch aus einer Schlucht aufsteigt und hier wunderbare Stimmen gehört werden."

Es ist zu beachten, daß Goethe hier von der „moralischen und p o l i t i s c h e n Welt" spricht! Es handelte sich also um politische Machenschaften, die durch jene Geheimorden durchgeführt wurden. Die ahnungslosen Zeitgenossen kannten diese „unterirdischen Zusammenhänge" nicht. Die Eingeweihten dagegen begriffen solche Ereignisse ohne weiteres.

Ernst Moritz Arndt hat von jener Zeit geschrieben:

„Mystische und gaukelnde, ehrliche und trügerische Verbrüderungen, die zum Teil nur den Mantel einer unschuldigen Mystik annahmen, während sie etwas ganz anderes treiben, entstanden in dieser Zeit, und mancher Fromme, von einem geheimen Bewußtsein getrieben, manche Schwachköpfe, die in solchen Brüderschaften den Stein

der Weisen oder doch Wahrheit und Ruhe zu finden hofften, gesellten sich ihnen zu. So entstanden oder wuchsen doch immer mehr, wie das Jahrhundert ablief, Freimäurer, Illuminaten, Rosenkränzler, Swedenborgianer und eine Menge anderer geheimer Gesellschaften, die sich in der Zahl verlieren und deren jede sich geheimer Offenbarungen und hoher Mysterien rühmte [60])."

Als Schiller zu schreiben begann, war der Jesuitenorden bereits aufgelöst. Das geschilderte Geheimordenswesen war üppig aufgeblüht. Der junge, von Rousseau begeisterte Schiller war der Freimaurerei als Dichter und Schriftsteller zweifellos sehr willkommen. Seine Forderung nach der Republik, sein Kampf gegen den fürstlichen Absolutismus, seine Ablehnung des Kirchenchristentums, sein Bekenntnis zum Deismus und die Verherrlichung des Weltbürgertums — das alles lag in der Richtung der freimaurerischen Ideologie. Zumal als der „Don Carlos" erschien, fühlten sich gerade die ideal denkenden Freimaurer angesprochen. Um so mehr mußten sie über Schillers Weigerung, einer Loge beizutreten, enttäuscht sein. Aber gerade durch die Arbeiten am „Don Carlos" war die Erkenntnis des Dichters erwachsen, daß die von ihm erstrebte Freiheit nicht in den Logen zu finden wäre und auch nicht durch die Freimaurerei herbeigeführt werden könnte. Zwang, Heimlichkeit und Herrschsucht der Geheimorden stießen ihn ab. Das zeigen die „Briefe über Don Carlos". Er sah in dem Geheimordenswesen das Widerspiel der wahren Aufklärung und Geistesfreiheit. Denn — das hat Max v. Boehn, einer der besten Kenner des 18. Jahrhunderts, sehr richtig gesehen:

---

[60]) Ernst Moritz Arndt: „Germanien und Europa", Altona 1803, Seite 133.

„Wie die Satyrkomödie das antike Trauerspiel, so begleitet der Hang nach dem Übernatürlichen die Aufklärung ... An allen Orten und in allen Kreisen entstehen geheime Gesellschaften und geheime Ordensverbindungen; niemand weiß, woher sie stammen, niemand weiß, wohin sie wollen, um so größer ist der Zulauf, den sie finden, und die Erwartungen, die sie wecken. Jeder hofft dabei auf irgend etwas ganz Überraschendes und Ungeahntes, mindestens auf geheime Wahrheiten und intime Bekanntschaft mit dem Übersinnlichen ... In der Literatur der Zeit hat das Ordenswesen mit seinen geheimnisvollen Äußerlichkeiten, die niemals einen echten und rechten Kern enthielten, einen starken Niederschlag gefunden. ... Goethes Großkophta zielt, wie bekannt, auf Cagliostro, der in Deutschland übrigens keine Rolle spielte; das Libretto der Zauberflöte setzt harmlose Gemüter ja noch heute durch die Seltsamkeit seines Inhalts in Erstaunen; es beruht auf Voraussetzungen von Geheimbündlerei, die damals jedermann ebenso vertraut waren, wie sie heute unverständlich geworden sind."

Von den vielen in diesem Ordenswesen auftauchenden Schwindlern nennt v. Boehn außer dem sog. „Grafen Cagliostro" — für den sich Goethe so sehr interessierte, daß er dessen Abkunft zu erforschen suchte — den „Grafen Saint-Germain" und den „Baron Frank". Diese beiden — schreibt er — „hatten in Deutschland selbstverständlich umso größeren Erfolg, je ausländischer sie sich gebärdeten. Der Elsässer Jude Wolff, der als Graf Saint-Germain ganz Europa düpierte, hat schließlich, als ihm die große Welt untreu wurde, seine Tage ohne Sang und Klang auf dem holsteinischen Gute eines seiner Gönner beschlossen. In Offenbach trat der galizische Jude Dobrusky als Baron

Frank mit großem Gefolge prächtig gekleideter Leute und einer Leibwache von 70 Mann auf und lebte als Stifter einer neuen Religion in fürstlichem Stil von den Geldern, die ihm in Strömen von seinen Gläubigen zuflossen . .

Ein Jude, Johann Samuel Leuchte, der sich Baron von Johnson nannte, ein gemeiner Verbrecher, der schließlich im Gefängnis auf der Wartburg gestorben ist, trat als ‚Großprior des höchsten, wahren und verborgenen Großordenskapitels der ganzen Welt' auf, errichtete auf dem Hundtschen Gute ein Hochkapitel, in das er mit pomphafter Feierlichkeit Ritter aufnahm, die 500 Taler für diese Ehre zahlen mußten, und verrückte dem armen Freiherrn vollends den Kopf. Dann trat noch ein gewisser Johann August Starck mit einem geistlichen Zweig der Templer hervor, zu dessen Kanzler er sich aus eigener Machtvollkommenheit ernannt hatte. Er schlug als solcher St. Andreas-Ritter, Jungschotten, Provinzial-Kapitulare vom roten Kreuz, Ritter der Klarheit und des Lichts und hielt darauf, daß die Herren sich bei ihren Versammlungen in echt antikem Rittergeschmack kleideten. Dieser Starck wurde schließlich Oberhofprediger in Darmstadt, und als er starb, zeigte sich, daß der evangelische Geistliche ein Katholik war [61])."

Dieser evangelische Geistliche war sogar Jesuit. Wir sehen also, wie dieses Geheimordenswesen nicht nur von Schwindlern, des Geldes wegen, sondern auch von Betrügern, der Politik wegen, ausgebeutet wurde. Die Freimaurerei entwickelte sich unter der Leitung von unbekannten Oberen mehr und mehr zu einer politisch-revolutionären Bewegung.

---

[61]) Max v. Boehn: „Deutschland im 18. Jahrhundert", Berlin 1922, 2. Band, Seite 91/2, 96, 98 und 103.

Von den Illuminaten hat der Literaturhistoriker Hermann Hettner gesagt: „Fast erscheint es wunderbar, daß der Illuminatenorden bei so unklaren Phantastereien und bei so weiten Zielen nichtsdestoweniger eine so rasche und allgemeine Verbreitung gewann. Und doch ist diese rasche und allgemeine Verbreitung geschichtliche Tatsache. Nicht bloß im katholischen Süden, sondern ebenso im protestantischen Norden, ja in Dänemark, Schweden und Rußland; in allen Ständen und Bildungsschichten. Es überrascht, Karl August, den Herzog von Weimar, unter dem Namen Äschylus, den Herzog Ernst von Gotha unter dem Namen Timoleon, den Erbprinz August von Sachsen Gotha unter dem Namen Walter Fürst, den Herzog Ferdinand von Braunschweig unter dem Namen Aaron, den Fürsten von Neuwied, den Koadjutor Dalberg, den Grafen Pappenheim, Gouverneur von Ingolstadt, den Grafen Sinsheim, Minister in München, die Göttinger Professoren Koppe, Feder und Mertens, Johann Georg Schlosser in Emmendingen und Pestalozzi in der Schweiz unter den Mitgliedern zu sehen; es überrascht noch mehr, wenn Perthes in seinem trefflichen Buch ‚Das deutsche Staatsleben vor der Revolution' nach handschriftlichen, durchaus glaubwürdigen Verzeichnissen die freilich kaum zutreffende Mitteilung macht, daß auch Goethe und Herder dem Orden angehörten."

Allerdings! Das ist kaum glaublich. Und doch war es so, wie einwandfrei festgestellt ist. Ja, auch Chr. Martin Wieland, der weimarische Prinzenerzieher, war Illuminat. Der Freimaurer Ph. Jakob Cretzschmar schrieb über die Methoden der Illuminaten und ihre Absichten:

„Es kann überhaupt nicht bezweifelt werden, daß der Illuminaten-Orden dahin im Gehei-

men gestrebt habe, durch die geistige Überwiegenheit seiner Mitglieder und unter dem Schirme strengster Sittlichkeit sich der Herrschaft über die weltlichen und geistlichen Behörden zu bemächtigen. Wir könnten dieses aus den vorliegenden Aktenstücken bis zur Evidenz beweisen; doch halten wir es für überflüssig, da dieser Beweis schon längst geführt worden ist. Damit dieser Zweck aber um so gewisser erreicht werde, hat jener Orden unablässig dahin gewirkt, sich alle Freimaurerlogen, durch die Anwerbung ihrer ausgezeichnetsten Mitglieder, zu unterwerfen. Man kann daher nicht in Abrede stellen, daß durch solche Bestrebungen der Freimaurerbund mit großer Gefahr für sein Bestehen im Staate durch die Illuminaten bedroht wurde [62]."

Die Geheimhaltung wurde erreicht durch die Decknamen und außerdem durch die geschworenen Eide. In einem Aufnahme-Protokoll des Illuminatenordens wird der Novize gefragt: „Ob er dieser Gesellschaft oder Orden auch das jus vitae et necis, aus was Gründen, oder nicht zugestehe." In Beantwortung dieser Frage hatte ein für die Aufnahme vorgesehener Jurist geschrieben, er gestehe dem Orden jenes Recht über Leben und Tod „aus eben dem Grunde (zu, wie) ich den Regenten der Welt zugestehe, daß sie die Gewalt über Leben und Tod der Menschen haben, aus eben diesem gestehe ich es auch ganz gerne meinem Orden zu, der eben sowohl, wie die Regenten der Welt sollen, das Beste befördert [63]."

Der Illuminat stand also unter der Jurisdiktion des

---

[62]) Ph. Jakob Cretzschmar: „Religionssysteme und Freimaurerei", Manuskript für Brüder, 2. Teil, Seite 199, Frankfurt a/M. 5844 (1844).

[63]) „Einige Originalschriften des Illuminatenordens usw.", München 1787, Seite 82 ff. und 98.

Ordens und hatte in besonderen Fällen sein Leben verwirkt. Daher warb der Orden besonders gerne Ärzte und Apotheker an. Der ehemalige Illuminat, der bayerische Hof- und Kammerrat Baron v. Mändl, hat später unter Eid ausgesagt, daß der Orden sich bemüht habe, „mittels der angeworbenen Medicarum und Apotheker auch jene aus dem Wege zu räumen, welche diesen Absichten hinderlich sind." In dem von ihm am 24. 8. 1787 beschworenen Protokoll heißt es unmißverständlich: „Weiteres seye nichts gewisser, als daß, wenn S. Churfürstl. Durchlaucht (Karl Theodor von Bayern) diesem Ungeheuer nicht zuvorkommen, die Illuminaten ihre Sach mit Gift und Dolch durchsetzen trachten werden, wovon ersteres durch habende medicos und Apotheker . . . ganz leicht bewerkstelligt werden kann . . . Belangend aber das jus vitae et necis ist dieses für die Illuminaten kein neuer Vertrag, denn alle Freymaurer Logen auf Gottes Erdboden exercieren das jus gladii (das Mordrecht) und haben sogar ihre Kerker, um denen nach ihrem System fehlenden den Prozeß zu machen . . .[64])"

Der ehemalige Illuminat Joseph v. Utzschneider erklärte: „Die Oberen sind im Stande alles zu wissen, was in den Kabinetten der Regenten und Fürsten, der Minister und Generale vorgeht, was in jedem Dicasterio abgeurteilt, was bei jedem Regimente befohlen wird. Sie wissen die Geheimnisse der Familien, die ihnen bald durch den Sohn, bald durch die Hausgenossen verraten werden[65])."

Der Freimaurer Ph. Jakob Cretzschmar hat geschrieben:

[64]) Leopold Engel: „Geschichte des Illuminaten-Ordens. Ein Beitrag zur Geschichte Bayerns", Berlin 1906, Seite 334 und 337.

[65]) „Drey merkwürdige Aussagen usw.", München 1786, Seite 39 ff. Diese Anführungen — die vermehrt werden könnten — mögen hier genügen.

„Die Zeit, in welche der Illuminaten-Orden fällt, ist überreich an mystischen Tendenzen aller Arten, von denen jedoch die meisten ihr geheimes Wirken nur als spanische Wand gebrauchten, um damit den eigentlichen Zweck, d. h. ihre Beziehung zu dem öffentlichen Leben zu verdecken. *Der Zweck heiligt die Mittel, und dem Menschen ist die Sprache gegeben, damit er seine Gedanken und Gefühle verbergen könne.* — Das sind Lehren, von denen die eine das Kind der Hierarchie, die andere ein Zögling der Politik genannt werden kann. Beide sind sehr alt und spielen eben so große Rollen in der alten, wie in der neuen und neuesten Geschichte. Allerdings haben die *früheren*, geistlichen und weltlichen Machthaber den Grundsatz, den sie beim Handeln befolgten, um den Zweck zu erreichen, *im Innern bewahrt und geschickt zurückbehalten*, — sie waren des Erfolges um so sicherer; — späterhin ist er dagegen ohne Vorbehalt *ausgesprochen* worden, gleichsam als ob er der anstrebenden Welt zum Unterricht dargeboten werden sollte. Als jedoch die *geheimen Orden* auftauchten und nach Art mancher geistlichen Orden in der Gesellschaft Platz nahmen und sich Bedeutung zu verschaffen suchten, da wurde das *frühere Verfahren* wieder hervorgesucht und wenigstens so lange der *Zweck in das Geheimnis* gehüllt, bis alle Vorbereitungen getroffen waren und die Opportunität der Umstände es ratsam machte, *mit dem eigentlichen Zweck an das Licht zu treten*... Die Jesuiten . . . haben von jeher eine allgewaltige Macht im Staate zu erlangen gesucht, indem sie die Religion an sich nicht nur aufrecht zu erhalten bemüht waren, sondern sie auch scheinbar dem Staatszweck unterordneten, während

sie mit dieser Macht auch die Herrschenden selbst beherrschen zu können wähnten und in dieser Bedeutung sich zu dem Zentralpunkt der geistlichen und weltlichen Gewalt aufgeworfen hatten. — Die Illuminaten endlich bilden den Schlußstein aller dieser in der Geschichte der gesellschaftlichen Zustände hervorragenden Verbindungen und ihrer Beziehungen zu dem Staate und der Kirche [66])."

Die Pläne der Illuminaten — und das gilt natürlich auch für die Freimaurerei — durften nur zur Kenntnis weniger gelangen. „Daher" — so sagt jener Freimaurer von den Illuminaten — „die leitenden Oberen, die allein Wissenden, und die Macht über den ganzen Orden in den Händen eines Oberhauptes, von dem alle Anordnungen und Befehle ausgingen."

Diese Hinweise und Erklärungen von ehemaligen Illuminaten und Freimaurern müssen hier genügen. Selbstverständlich sind wir durchaus in der Lage, weitere zeitgenössische Aussagen und unbeeinflußte Darstellungen zu geben. Es kommt aber hier nur darauf an, nicht allein Schillers Beweggründe zu verstehen, einen solchen aktuellen Tendenzroman wie den „Geisterseher" zu schreiben, sondern auch dessen politische Bedeutung für die damalige Zeit zu erkennen.

Schillers „Geisterseher" erhebt sich eben dadurch über derartige Bücher jener Zeit, daß er trotz der spannenden Romanschilderung auf die großen Gefahren dieser Zeiterscheinungen hinweist. Der Dichter erklärt, die Erzählung wird „als ein Beitrag zur Geschichte des Be-

[66]) Ph. Jakob Cretzschmar: „Religionssysteme und Freimaurerei", Manuskript für Brüder, 2. Teil, Seite 203/05, Frankfurt a/M. 5844, d. i. 1844.

truges und der Verirrungen des menschlichen Geistes vielleicht wichtig sein. Man wird über die Kühnheit des Zweckes erstaunen, den die Bosheit zu entwerfen und zu verfolgen imstande ist; man wird über die Seltsamkeit der Mittel erstaunen, die sie aufzubieten vermag, um sich dieses Zweckes zu versichern".

Hier stoßen wir auf den gleichen Gedankengang, den wir in Schillers Vorrede zu dem von ihm herausgegebenen Werk: „Merkwürdige Rechtsfälle als ein Beitrag zur Geschichte der Menschheit", finden (Jena 1792). Der Dichter wendet sich dort gegen „geistlose, geschmack- und sittenverderbende Romane". Dafür bringt er tatsächliche Fälle aus dem französischen Werk des Pitaval und schreibt:

„Das geheime Spiel der Leidenschaft entfaltet sich hier vor unsern Augen, und über die verborgenen Gänge der Intrige, über die Machinationen des geistlichen sowohl als weltlichen Betruges wird mancher Strahl der Wahrheit verbreitet. Triebfedern, welche sich im gewöhnlichen Leben dem Auge des Beobachters verstecken, treten bei solchen Anlässen, wo Leben, Freiheit und Eigentum auf dem Spiele stehen, sichtbarer hervor, und so ist der Kriminalrichter imstande, tiefere Blicke in das Menschenherz zu tun ... So enthüllt uns oft ein Kriminalprozeß das Innerste der Gedanken und bringt das versteckteste Gewebe der Bosheit an den Tag."

Aus einem hinterlassenen Entwurf — „Die Pariser Polizei" — ist ersichtlich, daß Schiller in diesem Zusammenhang auch die Geheimorden und Illuminaten dramatisch behandeln wollte. Der Entwurf scheint aus dem Jahre 1792 zu stammen und wurde i. J. 1804 zugunsten des „Demetrius" zurückgestellt.

Es handelt sich im „Geisterseher" um die Rekatholisierung eines Prinzen, der als Thronfolger eines protestantischen Landes eine katholische Dynastie begründen soll. Dieser Prinz wird während seines Aufenthaltes in Venedig durch geheimnisvolle Machenschaften, eine Geisterbeschwörung und eine geheime Gesellschaft verwirrt. Man verwickelt ihn in äußere Schwierigkeiten, man führt ihm ein abgerichtetes Mädchen zu und bewirkt schließlich seinen widerstandslosen Übertritt zur katholischen Kirche. Der geheime Leiter der planvoll durchgeführten Aktion ist ein hoher Jesuit. Er bedient sich dabei der Methoden, die in den Geheimorden jener Zeit üblich waren. Schiller „verlangte das Sinnbild der Freiheit" als Titelvignette für seinen „Geisterseher", wie er am 20. 8. 1788 an Körner schreibt. Daraus erkennt man, was er mit dem Roman bezweckte. Denn — so schreibt der Literaturhistoriker Hermann Hettner von den Geheimorden jener Zeit — „hätten nicht noch die Edlen und Auserwählten im Hintergrund gestanden und das krachende und sinkende Gebäude mit ihren Schultern unterstützt, so wäre ein neues Verderben hereingebrochen und durch Regenten, Pfaffen und Freimaurer die Vernunft von der Erde verbannt worden[67])."

Schiller hatte sich bereits in Bauerbach Bücher „über Jesuiten und Religionsveränderungen" von dem Bibliothekar Reinwald erbeten. Die Rekatholisierung des Herzogs Karl Alexander von Württemberg (1733) war als geschichtliche Tatsache in aller Erinnerung. Außerdem bot sich Schiller durch die Geschichte des Schwindlers Guiseppe Balsamo — des „Grafen Cagliostro" — ein Fall

[67]) Hermann Hettner, a.a.O., Seite 209.

aus dem Bereich der Tatsachen, den er in seinem Roman verwenden konnte. Balsamo begann seine Laufbahn als Fälscher und Zuhälter seiner Frau in Palermo und Rom. In London trat er einer Freimaurerloge bei. Er erfand ein neues freimaurerisches System, die sog. „ägyptische Freimaurerei". Es war unsinnig, mystisch und okkult wie alle anderen, aber aus freimaurerischen, jesuitischen und religiösen Elementen gebildet. Bald hallte Europa wider vom Ruhme dieses Schwindlers. Er hatte zu Fürsten Zutritt und galt als ein Heiliger, der im Verkehr mit den Geistern stand. Auch in Schillers Roman ist der betrügerische Geisterbeschwörer ein Sizilianer. Er erklärt seine Laufbahn damit, daß es ihm „durch einige merkwürdige Operationen gelungen war, seinen Namen unter den dortigen Logen berühmt zu machen, welches vielleicht dazu beitragen mochte, das Vertrauen des alten Marchese zu vermehren". Auch Cagliostro begann seine Laufbahn in den Freimaurerlogen, wie so viele dieser Schwindler jener Zeit.

Unter den geheimnisvollen Zeichen Cagliostros war das heiligste — das Jesuitenzeichen. Die Empfehlung dieses Zeichens in protestantischen Ländern führte zur Entlarvung des Schwindlers durch seine einstige Anhängerin, die Gräfin Elisabeth v. d. Recke. Sie schrieb darüber:

„Auch sagte er mir: jedesmal wenn ich die Bibel lesen wolle, sollte ich zuerst diese Buchstaben: I H S denken und die Worte aussprechen, dann würde ich allmählich dem großen Baumeister der Welt näher kommen. In einem protestantischen Lande geboren und erzogen, ohne Umgang mit Katholiken gehabt zu haben, kannte ich zu der Zeit die Bedeutung dieser Buchstaben I H S gar nicht. Jetzt sehe ich wohl ein, daß diese Buchstaben nichts anderes be-

deuten sollten, als das bekannte IHS, das Zeichen des Jesuitenordens. Hierdurch wird abermals die auch schon von anderen gehegte Mutmaßung bestätigt, daß Cagliostro ein Emissär der Jesuiten war, welche durch ihn eigentlich in Petersburg wirken und durch die während seines Aufenthalts in Mitau gemachten Verbindungen seine Wirkungen in Petersburg nur einleiten und vorbereiten wollten [68]."

Mit der Aufhebung des Jesuitenordens war dessen Wirksamkeit keineswegs beendet, wie harmlose Gemüter damals meinten und heute behaupten. Im Gegenteil, einzelne Jesuiten waren in Logen und mystischen Kreisen getarnt und daher um so gefährlicher. Der protestantische Hofprediger Joh. Aug. Starck (1741—1816) war z. B. Jesuit. Er gründete mehrere Logen und Tempel, in denen er für die Verbreitung des Katholizismus wirkte. Erst auf dem Sterbebett bekannte er öffentlich, katholisch gewesen zu sein, und verlangte, im Ordenskleid der inzwischen (i. J. 1815) wieder anerkannten Jesuiten bestattet zu werden. Der Schillerforscher Robert Boxberger schrieb dazu, eine Gesellschaft „war im vorigen Jahrhundert sowie im heutigen die furchtbarste Gefahr, die jedes Staatsleben bedrohte; die Aufhebung derselben durch den Papst Clemens XIV. (Ganganelli), der auch in unserem ‚Geisterseher' erwähnt wird, im Jahre 1773 bewies nur die Furchtbarkeit dieser Gesellschaft, ohne ihre Macht zu vermindern; man wurde auf die Gefahr aufmerksam, man erschrak vor ihr, aber man hatte kein Mittel, ihr zu entrinnen. Man sieht, daß ich den Jesuitenorden meine, dessen

[68]) „Nachricht von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalte in Mitau im Jahre 1779 usw." Von Charlotta Elisabeth Konstantina von der Recke, Berlin und Stettin 1787.

furchtbare Macht schon mehrere Dichter gereizt hat, sich mit dem Studium dieser interessanten Erscheinung zu beschäftigen und sie poetisch zu verwerten. Bei den Franzosen sind es die beiden genialen Romandichter Eugen Sue und Alexander Dumas, bei den Deutschen die beiden großen Dramatiker Lessing und Schiller, deren Interesse durch diese kulturgeschichtliche Erscheinung erregt wurde [69])."

Bei Schiller wird die Geisterbeschwörung als Betrug entlarvt. In der Tatsachenwelt wurde sie mit dem größten politischen Erfolg betrieben. Der als Kronprinz von den rosenkreuzerischen Adepten Bischofswerder und Woellner völlig verwirrte König Friedrich Wilhem II. von Preußen (1786—1797) beweist durch sein Verhalten, daß man die Geisterbeschwörungen zur Erreichung politischer Ziele veranstaltete. Der Rosenkreuzerorden war nicht nur jesuitisch durchsetzt, er wurde auch jesuitisch geleitet. Während Friedrich d. Gr. am 2. 7. 1786 — also kurz vor seinem Tode — äußerte: „Alchemie und Theurgie haben ihren Ursprung in der Freimaurerei; ich verlache alle diese Torheiten", hatte man seinen Nachfolger bereits in ein freimaurerisch-okkultes Netz verstrickt. Und als sich der Kronprinz darin verstricken und durch Geistererscheinungen in seinen Entschlüssen bestimmen ließ, die man ihm vorschwindelte, entschied sich das Schicksal Preußens!

Der bekannte Dichter und Schriftsteller Theodor Fontane hat in seinem Buche „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" diese Geisterbeschwörungen beschrieben. Bei der Schilderung des Schlosses Belvedere heißt es:

[69]) „Schillers Werke", Berlin 1904, 6. Band, 7. Auflage, Seite XX.

„In diesem Kabinett (im zweiten Stockwerk), nur durch zwei halb zurückgeschlagene Gardinen von dem Rundsaal getrennt, saß König Friedrich Wilhelm II. . . . Eine Aufführung schien sich mit einer Art von Feierlichkeit vorzubereiten . . . In den goldbronzenen Wandleuchtern brannten ein paar Kerzen, aber ihr Licht, durch die schweren Gardinen zurückgehalten, fiel nur in einzelnen Streifen in den Saal. In diesem herrschte Dämmer. Der König hatte den Wunsch ausgesprochen, die Geister Marc Aurels, des Großen Kurfürsten und des Philosophen Leibniz erscheinen zu sehen. Und sie erschienen . . . Dem König war gestattet worden, Fragen an die Abgeschiedenen zu richten; er machte den Versuch, aber umsonst. Es gelang ihm nicht, auch nur einen Laut über die bebenden Lippen zu bringen. Dagegen vernahm er nun seinerseits von den heraufbeschworenen Geistern strenge Worte, drohende Strafreden und die Ermahnung, auf den Pfad der Tugend zurückzukehren. Er rief mit banger Stimme nach seinen Freunden; er bat inständig, den Zauber zu lösen und ihn von der Todesnot zu befreien. Nach einigem Zögern trat Bischofswerder in das Kabinett und führte den zu Tod Erschöpften nach seinem Wagen."

Natürlich konnte man die Vorrichtungen, durch die man die „Geister" erscheinen ließ, vollendeter anbringen, als es Schiller bei der Geisterbeschwörung in dem Gasthaus schildert. Im Jahre 1795 kaufte Bischofswerder das Schloß Marquardt bei Potsdam und ließ es eigens für solche „Geisterbeschwörungen" ausbauen. Es wurde dafür eine besondere Grotte hergerichtet. Fontane schreibt:

„Das Innere der Grotte war mit blauem Lasurstein mosaikartig ausgelegt, und von der Decke herab hing ein Kronleuchter. In diese ‚blaue Grotte', deren Licht- und

Farbeneffekt ein wunderbarer gewesen sein soll, trat man ein; der König nahm Platz. Alsbald wurden Stimmen laut: leiser Gesang, wie von Harfentönen begleitet. Dann stellte der König Fragen, und die Geister antworteten. Jedesmal tief ergriffen kehrte Friedrich Wilhelm ins Schloß zurück. — So die Tradition. Es wird hinzugesetzt, die Grotte sei doppelwandig gewesen, und eine Vertrauensperson des Ordens habe von diesem Versteck aus die ‚musikalische Aufführung' geleitet und die Antworten erteilt. Daß die Grotte eine doppelte Wandung hatte, ist seitdem, und zwar durch den jetzigen Besitzer, der den Bau öffnete, um sich von seiner Konstruktion zu überzeugen, über jeden Zweifel hinaus erwiesen worden."

Es ist später festgestellt worden, daß auch die Keller Hohlräume hatten und entsprechend hergerichtet waren. Diese Vorgänge bieten ein bezeichnendes Bild von dem Treiben der Geheimorden des 18. Jahrhunderts. Der König wurde durch Geisterbefehle dahin gelenkt, wohin ihn die Adepten des Ordens im Auftrage ihrer unbekannten Oberen lenken sollten. Die preußische Innen- und Außenpolitik wurde dementsprechend gestaltet, die unter Friedrich d. Gr. eingeführte Geistesfreiheit weitgehend eingeschränkt. Im Jahre 1792 bewog man den geistergläubigen König nach der Kanonade von Valmy zum Rückzug, indem ein französischer Schauspieler den Geist Friedrichs d. Gr. spielte und jenen Befehl erteilte.

Heute versuchen katholische Schriftsteller — die ja immer alles besser wissen wollen als die Zeugen und Zeitgenossen jener Ereignisse — diese Tatsachen abzuleugnen, um die Jesuiten zu entlasten. Der Freimaurer, Schriftsteller und Verleger Fr. Nicolai hat am 20. 5. 1806 dem geh. Kabinettsrat Friedrich Wilhelms III., Karl Friedrich

Beyme, eine Denkschrift über die Rosenkreutzer und ihre politischen Absichten überreicht. Es heißt darin:

„Die Katholiken haben einen Esprit de Corps, der unglaublich ist. Wer unter ihnen auch gar nichts glaubt, verteidigt doch das Interesse der Katholiken mit allem Eifer. Ebenso stark ist ihr geheimer Zusammenhang. Durch denselben richten sie vieles unter der Hand aus. Wir Protestanten merken kaum darauf, weil wir nicht mißtrauisch sind.

Besonders hängt es den Jesuiten an, sich in Geheim in alle Geschäfte, wo es nur möglich ist, zu mischen, daher sie auch auf allen Enden Spione haben. Sie haben durch die Rosenkreutzerei, welche unstreitig von ihnen herrührte — und durch andere geheime Gesellschaften, bei uns — unter der vorherigen Regierung (Friedrich Wilhelms II.) —, in Schweden, Polen und Rußland die sonderbarsten Schliche gebraucht, um sich Einfluß zu verschaffen. Bei uns würde unter der vorherigen Regierung die Wirkung sehr wichtig geworden sein, wenn nicht gegen Ende der Regierung Friedrichs des Großen öffentlich laut davon geredet worden, so daß Friedrich Wilhelm II. als Kronprinz selbst aufmerksam ward, wenn nicht einige wackere Männer, welche in die Verbindung geraten waren, als sie Unrat merkten, mit großer Behutsamkeit entgegengearbeitet hätten, und wenn nicht Bischofswerder und Wöllner, nachdem Friedrich Wilhelm II. selbst gegen den katholischen Einfluß mißtrauisch geworden war, die öffentliche Meinung gescheut hätten [70])."

[70]) „Jahrbuch für brandenburgische Kirchengeschichte", 31. Jahrgang, Seite 127/8. Das „Allg. Handbuch der Freimaurerei" erklärt dazu:

„In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts drang die Gold- und Rosenkreuzerei auch in die Logen ein und hat hier viel Verwirrung und Unheil gestiftet, ja es war eine Zeitlang die Gefahr vorhanden, daß der anscheinend

Immerhin war es schon so weit, daß der Exjesuit Demmelmair in Straubing von der Kanzel verkündete, „der König von Preußen schätze die Jesuiten so sehr, daß er katholisch werden wolle".

Jetzt erlebte man in Preußen die Folgen der weitherzigen Toleranz Friedrichs des Großen, als dieser die Jesuiten, nach der Auflösung ihres Ordens durch den Papst, weiter in seinem Lande duldete, ja, ihnen sogar trotz aller Warnungen d'Alemberts und Voltaires freie Betätigung zugestand. Jetzt saß sein Nachfolger — König Friedrich Wilhelm II. — „stundenlang weinend in Potsdam und beteuerte, der Herr Jesus sei ihm schon einige Male erschienen", wie Kiesewetter an Immanuel Kant berichtete. Schiller war also nicht nur berechtigt, er war durch die Ereignisse geradezu aufgefordert, mit seinem Roman „Der Geisterseher" aufzuklären.

Die erste Geisterbeschwörung des Betrügers wird dort zwar als plumper Betrug entlarvt. Die zweite bei dieser Gelegenheit auftauchende Erscheinung wird durch die Geständnisse des verhafteten Betrügers aber nicht aufgeklärt. Im Gegenteil, der jesuitische Veranstalter der ganzen Aktion wird durch den gedungenen Betrüger obendrein als ein rätselhafter Wundermann geschildert. Bei dem Prinzen ist eine gewisse Schockwirkung eingetreten. Jetzt führt man ihn in eine „Geheimgesellschaft, dessen mehreste Mitglieder" — so schreibt Schiller —

„... durch eine verdammliche Philosophie und durch Sitten, die einer solchen Führerin würdig waren, nicht

---

bald nach 1750 entstandene Orden der Gold- und Rosenkreuzer mit seinen unbekannten Obern, von denen die großartigsten Leistungen und Offenbarungen verheißen wurden, die ganze Freimaurerei in seine Hände bekommen hätte." („Allg. Handbuch der Freimaurerei", 2. Band, Seite 262, Leipzig 1901.)

nur ihren Stand allein, sondern selbst die Menschheit beschimpften. Die Gesellschaft hatte ihre geheimen Grade, und ich will zur Ehre des Prinzen glauben, daß man ihn des innersten Heiligtums nie gewürdigt habe ... Wie ihm nach und nach der Geist des Instituts durch die Maske hindurch sichtbarer wurde, oder man es auch müde war, länger gegen ihn auf der Hut zu sein, war der Rückweg gefährlich, und falsche Scham sowohl als Sorge für seine Sicherheit zwangen ihn, sein inneres Mißfallen zu verbergen."

Schiller hat es vermieden, jene „Gesellschaft" mit „ihren geheimen Graden" näher zu benennen. Auch Goethe hat den Geheimorden im „Wilhelm Meister", die „Männer im Turm", nicht näher bezeichnet, aber die Illuminaten gemeint. Schiller hat ja auch nicht ausdrücklich gesagt, daß er sich unter dem geheimen Leiter der Rekatholisierungsaktion einen Jesuiten vorstellt. Dieser wird der „Armenier" genannt, weil er sich dem Prinzen während des Karnevals in der Maske eines Armeniers nähert. Dennoch ist seine Betätigung, seine Aufgabe und deren Durchführung bis zum erreichten Zweck unverkennbar. Außerdem war der Jesuitenorden zu jener Zeit aufgelöst und arbeitete unter mancher Maske. Aber er wirkte um so heimlicher fort. Auf die vielen an ihn gerichteten Fragen antwortete der Dichter später mit einem Epigramm:

„Das verlohnte sich auch, den delphischen Gott zu bemühen,
Daß er dir sage, mein Freund, wer der Armenier war."

Freilich, das ist so klar, wie es klar ist, daß die Geheimorden und die materialistische Philosophie im ganzen gemeint sind.

Der Prinz gerät durch seine Freunde aus dieser Geheimgesellschaft in Schulden und äußere Schwierigkeiten. Außerdem wird ihm ein Mädchen zugeführt. Dieses Mädchen ist von dem „Armenier" — dem leitenden Jesuiten — abgerichtet und beauftragt. Sie soll die Neigung des Prinzen wecken und ihn katholisch beeinflussen. Seit den Tagen der „gottgeliebten Dirne" Marcia, die den römischen Kaiser Commodus (180—192) zugunsten der Christen leitete, hat es die Kirche verstanden, sich der Frauen für ihre Zwecke zu bedienen. Im „Don Carlos" „beweist" der Pater Domingo der Prinzessin von Eboli, „daß Fälle möglich wären, wo die Kirche sogar die Körper ihrer jungen Töchter für höh're Zwecke zu gebrauchen wüßte". Der Prinzessin sind jene Gründe zwar „zu hoch" — aber sie fügt sich aus verschmähter Liebe zu dem Prinzen. Dem Mädchen im „Geisterseher" sind jene Gründe zwar nicht zu hoch, aber sie verwirft sie aus erwachender Liebe zu dem Prinzen. Entgegen dem jesuitischen Plan verlieben sich die beiden nämlich wirklich ineinander. Das birgt eine Gefahr! Der Prinz soll sich nicht verlieben — er soll eine katholische Dynastie begründen. Das Mädchen soll sich nicht verlieben — sie soll den Prinzen der katholischen Kirche zuführen. Als Liebende könnte sie den ganzen Plan dem Geliebten nur zu leicht verraten. Daher wird das Mädchen vergiftet, und dem Prinzen wird die Schuld an ihrem Tode suggeriert. Er ist mit dem Hofe zerfallen. Er kann seine Schulden nicht bezahlen, er hat einen Marchese im Zweikampf verwundet, und dessen Oheim, ein Kardinal, sendet Meuchelmörder gegen ihn aus. In einem Kloster, wo seine vergiftete Geliebte starb, findet der Prinz Zuflucht. Der herbeigeeilte Graf von O... erhält die Nachricht:

„Reisen Sie zurück, liebster O..., wo Sie hergekommen sind! Der Prinz bedarf Ihrer nicht mehr, auch nicht meiner. Seine Schulden sind bezahlt, der Kardinal versöhnt, der Marchese wiederhergestellt. Erinnern Sie sich des Armeniers, der uns voriges Jahr so zu verwirren wußte? In seinen Armen finden Sie den Prinzen, der seit fünf Tagen — die erste Messe hörte."

Als der Roman erschien, hat der Rezensent der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" in Jena dessen Bedeutung richtig erfaßt. Er schrieb nämlich in seiner Besprechung vom 3. 9. 1790:

„Der Zweck der Geschichte, setzt Rezensent voraus, ist, zu zeigen, wie eine Religionspartei, und besonders eine gewisse Klasse ihrer Mitglieder, welche dabei interessiert, ja wohl gar dazu verpflichtet ist, Personen von höchstem Einflusse an sich zu ziehen, dieses durch das feinste unsichtbarste Gewebe eines allumstrickenden Planes bewirken, wie besonders durch undurchdringliche Gaukeleien der Magie allmählich Neigung zum blinden, in sich brütenden Glauben entstehen und durch diesen dann politische Zwecke beabsichtigt werden können. Rezensent setzt diesen Zweck nicht bloß voraus; allein er hat keinen Beruf, ihn zu prüfen und zu zeigen, ob, warum und wie sehr eine Arbeit dieser Art noch Bedürfnis ist ... Man glaubt in dem Prinzen (dem Helden der Erzählung) einen Mann zu finden, durch den man einen Thron für die Kirche gewinnen könne... Hatte der Prinz vorher in blinder Anhänglichkeit nicht gewagt, seinen (protestantischen) Glauben zu prüfen, so war er jetzt kühn genug, an dem Heiligsten zu zweifeln, und bedurfte nur der Einreihung in eine durch Tiefsinn blendende, jedes Interesse für Religion erstickende Metaphysik, um ein vollendeter Leugner zu werden. Die

Gesellschaft, Bucentauro genannt, ist das eigentliche Werkzeug seiner Verführung."

Der Archivrat Dr. Ludwig Keller (Freimaurer) sagt vom „Geisterseher":

„Man kann die Rosenkreuzer und die Tempelherren, ihre Hintermänner wie ihre Ziele und ihre Mittel nicht schärfer an den Pranger stellen, als es Schiller in dieser Schrift getan hat ...[71])"

Nur Unwissende oder Täuschende können bestreiten, daß Schiller bei seiner Geistesentwicklung und Volkstümlichkeit den politischen Bestrebungen der Geheimorden — zumal den Zielen der Illuminaten — hinderlich, ja sogar gefährlich wurde. Aber auch für ihn war es gefährlich, diese Geheimorden zu entlarven.

Ein Hochgradfreimaurer jener Zeit — also ein Wissender — der Abbé Baruel, hat in seinem Auszug aus den Schriften Weishaupts, des Begründers des Illuminatenordens, geschrieben:

„Die Rache der geheimen Gesellschaften ist wahrlich keine gemeine Rache. Sie ist das unterirdische Feuer der Wut. Sie ist unversöhnlich; selten hört sie auf, ihre Opfer zu verfolgen, bis sie das Vergnügen gehabt hat, sie vernichtet zu sehen [72])."

Wie diese Rache ausgeführt wurde, haben uns Illuminaten jener Zeit selbst gesagt. Ihre Aussagen, die sie vor einem kurbayerischen Regierungsgremium nach dem Verbot des Illuminatenordens in Bayern (1786) machten, sind eidlich erhärtet. Der Illuminat Prof. Cosandey erklärte u. a.:

---

[71]) Ludwig Keller: „Schillers Stellung in der Entwicklungsgeschichte des Humanismus", Berlin 1905, Seite 75.

[72]) Augustin Baruel: „Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Jakobinismus", Hannover 1800 bis 1803; Karl Didler: „Freimaurer-Denkschrift", Berlin 1864.

„Die Freimaurerei ist bloß die Hülle und der Deckmantel der Gesellschaft der Illuminaten. Sie wird von dieser dirigiert, getäuscht und gemißbraucht . . . Sie (die Illuminaten) nehmen junge, hoffnungsvolle Männer, lenksame, gutherzige, wißbegierige, fähige Köpfe, auch ansehnliche, reiche, verschlagene Leute auf. — Staatsbeamte und Geistliche sind ihnen willkommen, wie auch Mediziner, Professoren, Archivarier, Sekretäre, Bibliothekare, Hofmeister, Postbeamte, Wirte, Apotheker etc."

Man beachte die Berufe! Diejenigen, die sie ausübten, konnten der geheimen Betätigung des Ordens sehr nützlich sein. Zumal Ärzte und Apotheker waren für die Ausführung der von Baruel erwähnten „unversöhnlichen Rache" unentbehrlich. Prof. Cosandey erklärte weiter:

„In der Bildung, Lenkung und Behandlung des Novizen und Minervalen (die unteren Grade) brauchen sie anfangs sehr sanfte, einnehmende und verführerische Mittel, z. B. die Larve der Tugend, der Menschenliebe, der Freundschaft, Versprechungen großer moralischer und physischer Vorteile. Sie geben sich und ihrer Gesellschaft den Schein von Macht und Ansehen, von Weisheit und im Besitze wichtiger Mysterien. Sie suchen durch erkünstelte Aufrichtigkeit seine schwache Seite auszuspähen und ihm seine Geheimnisse abzulocken. Sie legen ihm häufig verfängliche Fragen vor, die er schriftlich beantworten und wodurch er sich bloß geben muß. Sie verleiten ihn zu Fehltritten, forschen seine begangenen Fehler aus und halten seine eingegebenen Schriften und eigenhändigen Geständnisse sorgfältig zurück. Sie fordern von ihm seine eigene Lebensgeschichte, wie auch umständliche, mit Tatsachen bewiesene Schilderungen von der guten und bösen Seite seiner Bekannten. Dadurch muß er sich und andere

notwendig entziffern und schriftlich kompromittieren. Kurz, sie versichern sich seiner durch alle möglichen, durch die feinsten Kunstgriffe. Das ist oft das Werk einiger Jahre. Indessen steht er schon auf immer unter dem blinden Gehorsam der ihm vollkommen unbekannten Oberen, die er als vollkommen gute Menschen, ja als Halbgötter anzusehen und zu verehren gezwungen ist."

Cosandey gibt dann einige Grundsätze an, die den Novizen und Minervalen immer wieder eingeprägt wurden. Er sagt unter Ziff. 3:

„Der Zweck heiligt die Mittel. Also Verleumdungen, Giftmischungen, Totschläge, Verrätereien, Rebellionen, alle Schandtaten sind erlaubt, sind löblich, wenn sie zum Zwecke führen.

4. Den, der uns verrät, kann kein Fürst schützen.

Also gehen Dinge bei dieser Gesellschaft vor, welche dem Interesse der Fürsten entgegengesetzt sind, — Dinge, die ihrer Wichtigkeit halber verdienen, entdeckt zu werden — und diese Entdeckung wäre in den Augen der Illuminaten eine Verräterei, welche sie im Voraus zu rächen drohen. — Vor ihrer Rachgierde können also weder Fürstenschutz, weder Gerechtigkeit, weder Polizei den Rechtschaffenen sichern. — Sie müssen also Mittel besitzen, ihre Ankläger unbestraft aus dem Wege räumen. — Diese Mittel lassen sich erraten [73])."

Die übrigen Aussagen decken sich im Wesentlichen mit dieser. Die Erklärungen des Hof- und Kammerrats, Baron von Mändl, haben wir bereits genannt.

---

[73]) Karl Didler (Freimaurer): „Freimaurer-Denkschrift über die politische Werksamkeit des Freimaurer-Bundes usw.", Berlin 1864; „Drei merkwürdige Aussagen die innere Einrichtung des Illuminatenordens in Bayern betreffend", München 1786; Leopold Engel: „Geschichte des Illuminatenordens", Berlin 1906, Seite 191 ff.

Der Fuldaische Leibarzt Dr. Weikard schreibt in seinen Lebenserinnerungen:

„Eine Hauptmaxime (des Illuminatenordens) war, alle Stellen im Staate, soviel als möglich, mit Illuminaten zu besetzen, wozu denn allerhand Kunstgriffe angewendet wurden. Mit der Zeit wäre es genug gewesen, nur Illuminat zu sein, um eine Stelle zu erhalten. Es würde so wichtig oder wichtiger als Erbadel geworden sein. Wirklich kamen Illuminaten an Höfe oder andere Plätze, als wenn sie vom Himmel dahin wären versetzt worden. Ein Illuminat wurde an einem vorzüglichen Hofe als Leibarzt eingeschoben. Nach einiger Zeit sagte selber der Fürst: ‚Wie bin ich denn zu diesem Manne gekommen? —!‘ Die Illuminaten wollten, wie weiland die Jesuiten, die Welt beherrschen [74])."

Unter diesen Umständen war es wahrlich keine bedeutungslose Kleinigkeit, in volkstümlicher Weise — wie es im „Geisterseher" geschah und weiter geschehen sollte — über jene Geheimorden aufzuklären. Zumal diese in Frankreich i. J. 1788 dicht vor der Ausführung ihrer geheimen politischen Pläne, vor der französischen Revolution, standen. Auch Lessing war von dem Landesgroßmeister Ellenberger-Zinnendorf (1731—1782) durch dessen Brief vom 19. 10. 1771 vor dem „Schicksal des Sokrates" — also vor Vergiftung — gewarnt worden, wenn er den „Zirkel überschreiten" würde, „den die Freimaurerei jedesmal

---

[74]) „Denkwürdigkeiten aus der Lebensgeschichte Melchior Adam Weikards. Nach seinem Tode zu lesen." Frankfurt und Leipzig 1802, Seite 163.

Auch der Leibarzt Friedrichs d. Gr., Joh. Georg Zimmermann, hat in einer warnenden Denkschrift an den später durch Gift beseitigten Kaiser Leopold II. das gefährliche Treiben der Illuminaten dargestellt. Diese nie veröffentlichte Schrift befindet — oder befand — sich im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv (Vertrauliche Akten, Fasz. 63, Bl. 71/79).

vorzeichnet", d. h. wenn er über die Freimaurerei schreiben wollte [75]).

Daher ist denn auch eine kleine Mitteilung des Musikers Eberwein (1775—1831) aus Rudolstadt recht aufschlußreich. Eberwein erzählt, daß Schiller i. J. 1788 von einem Unwohlsein befallen war, das ihn beim Arbeiten behinderte. Der Arzt, Hofrat Dr. Conradi aus Rudolstadt, bemerkte, wie den Dichter diese Beeinträchtigung bedrückte. Um die trüben Gedanken zu verscheuchen, sagte der Arzt: „Seien Sie ganz unbesorgt, der Tod wird Sie an der Fortsetzung des Werkes nicht hindern; aber Sie werden sterben, sobald Sie dasselbe zu Ende gebracht." Schiller habe — so erzählt Eberwein — diese Worte sehr nachdenklich angehört und sich später — trotz der an ihn ergangenen Aufforderungen — nie überwinden können, das Buch fortzusetzen, um es zu vollenden [76]).

Eberwein wie auch Scherr — der diese Mitteilung wiedergibt — beziehen diese Äußerungen auf das geschicht-

---

[75]) Zu diesem Brief an Lessing schrieb der Freimaurer Max Roesel im „Hamburger Logenblatt" (Juni 1930) in dem Aufsatz „Ernst und Falk" sehr richtig: „Also: Mund halten oder Giftbecher! Ganz im Sinne der Obedienz-Akte vom 11. Februar 1765." Ellenberger hatte ein neues freimaurerisches System gestiftet. Er schrieb darüber:

„Wir wandeln in dreifache Nacht (des maurerischen Geheimnisses) gehüllt mitten unter unseren Widersachern (den Monarchen und ihren Anhängern) und sehen ungesehen ihre Schwachheit — und erringen uns so (im Geheimen) die Herrschaft über ihren Geist und ihr Herz. Ihre (durch uns beförderten) Leidenschaften dienen uns als Triebfedern, durch die wir sie, ohne daß sie es gewahr werden, ins Spiel setzen und sie unbemerkt zwingen, gemeinschaftlich mit uns zu arbeiten (am Tempel der republikanischen Freiheit), indem sie nur ihre besonderen Wünsche zu befriedigen wähnen." (Karl Didler: „Freimaurer-Denkschrift über die politische Wirksamkeit des Freimaurer-Bundes usw.", Berlin 1864—67. Die eingeklammerten Erläuterungen stammen von Karl Didler.)

[76]) Eberwein: „Schillers Liebe und Verhältnis in Rudolstadt", Rudolstadt 1855, Seite 77. Johannes Scherr: „Schiller und seine Zeit", Leipzig 1859, 2. Buch, Seite 128 und 189 Anm. 7.

liche Werk über den „Abfall der verein. Niederlande", das Schiller damals auch begonnen hatte. Das ist jedoch ein offenbarer Irrtum. Denn jenes Geschichtswerk wurde gerade in jenen Kreisen sehr gut aufgenommen. Es trug Schiller die Berufung als Professor an die Universität Jena ein. Die Bemerkung des Arztes und die Besorgnis Schillers können sich sinngemäß nur auf die Fortsetzung des „Geisterseher" beziehen, von dessen Wirkung der Freimaurer Ludw. Keller sehr richtig schrieb, „man kann die Rosenkreuzer und Tempelherren, ihre Hintermänner wie ihre Ziele und ihre Mittel nicht schärfer an den Pranger stellen, als es Schiller in dieser Schrift getan hat". Und daß auf der anderen Seite diese Geheimorden willens und fähig waren, alle jene zu beseitigen, die ihrem Streben nach Weltherrschaft hindernd in den Weg traten, haben wir aus einigen Verlautbarungen ihrer Angehörigen vernommen. Ja, Schillers Andeutungen im „Don Carlos" weisen darauf hin. Als der König dem Kardinal-Großinquisitor über den Marquis von Posa berichten will, ist der Kardinal bereits, zum größten Erstaunen des Königs, über die Absichten des Marquis unterrichtet. Er wußte es bereits „seit Jahren" und erläutert seine Kenntnis durch die Worte: „Sein Leben liegt angefangen und beschlossen in der Santa Casa heiligen Registern." (5. Akt, 10. Auft.) Das bedeutet, daß das Leben eines solchen Freiheitskämpfers ständig beobachtet wird, daß man ihn heimlich verfolgt, um sein Leben zur rechten Zeit abzuschließen, d. h. ihn ermorden zu können, wie es im Drama geschieht.

Was Schiller hier von der Inquisition sagt, entspricht den Darstellungen des Abbé Baruel über die Geheimorden im allgemeinen. (Siehe Seite 186)

Jedenfalls hat Schiller seinen aufklärenden Roman nicht

vollendet. Der zweite Teil wurde nicht mehr begonnen. Aber außer der angedeuteten Gefahr wurde dem Dichter die Fortsetzung auch durch die enttäuschende Einstellung der Leser verleidet. Er fühlte, daß das Publikum nur auf Sensationen begierig war, während er gerade mit dem „Geisterseher" aufklären und belehren wollte. Schiller wollte zeigen, wie es möglich ist, einen klugen Menschen, wie er ihn in dem Prinzen dargestellt hat, zu einer solchen folgenschweren Religionsveränderung zu bewegen. Er hat darum auch das religiöse Klima geschildert, das zu einer Gefahr für die geistige Entwicklung eines Menschen werden kann. Schiller schreibt:

„Religionsgegenstände überhaupt, gestand er mir mehrmals, seien ihm jederzeit wie ein bezaubertes Schloß vorgekommen, in das man nicht ohne Grauen seinen Fuß setze... *Eine bigotte, knechtische Erziehung* war die Quelle dieser Furcht; diese hatte seinem zarten Gehirne Schreckbilder eingedrückt, *von denen er sich während seines ganzen Lebens nie ganz losmachen konnte*... Alle seine Vorstellungen von Religion hatten etwas Fürchterliches an sich, und eben das Grauenvolle und Derbe war es, was sich seiner lebhaften Einbildungskraft zuerst bemächtigte und sich auch am längsten darin erhielt. Sein Gott war ein Schreckbild, ein strafendes Wesen; seine Gottesverehrung knechtisches Zittern oder blinde, alle Kraft und Kühnheit erstickende Ergebung."

Hier haben wir ein Selbstbekenntnis Schillers vor uns. Wir sind solchen Gedanken und der Auflehnung gegen solche Erziehung bereits in den angeführten Gedichten begegnet. Am 26. 1. 1789 schrieb der Dichter an die beiden Schwestern von Lengefeld: „Mein Geisterseher hat mich

dieser Tage etlichemal sehr angenehm beschäftigt; er hätte aber fast mein Christentum wankend gemacht." Man sieht, wie ernst er gerade die Folgen dieser religiösen Erziehung bedachte. Deshalb sagte er auch am 15. 3. 1801: „Man sollte es sich zur heiligsten Pflicht machen, dem Kinde nicht zu früh einen Begriff von Gott beibringen zu wollen ... Das Kind hat vielleicht seine ganze Lebenszeit daranzuwenden, um jene irrigen Vorstellungen wieder zu verlieren oder wenigstens zu schwächen." In seinem „Geisterseher" zeigt er, wie anfällig solche Menschen dann — zunächst für den Materialismus und später für jeden Wahnglauben sind. Er schreibt weiter von jenem Prinzen des Romans:

„Kein Wunder, daß er die erste Gelegenheit ergriff, einem so strengen Joche zu entfliehen — aber er entlief ihm wie ein leibeigener Sklave seinem harten Herrn, der auch mitten in der Freiheit das Gefühl seiner Knechtschaft herumträgt. Eben darum, weil er dem Glauben seiner Jugend nicht mit ruhiger Wahl entsagt; weil er nicht gewartet hatte, bis seine reifere Vernunft sich gemächlich davon abgelöst hatte; weil er ihm als Flüchtling entsprungen war, auf den die Eigentumsrechte seines Herrn immer noch fortdauern — so mußte er auch nach noch so großen Distractionen immer wieder zu ihm zurückkehren. Er war mit der Kette entsprungen, und eben darum mußte er der Raub eines jeden Betrügers werden, der sie entdeckte und zu gebrauchen verstand. Daß sich ein solcher fand, wird, wenn man es noch nicht erraten hat, der Verfolg dieser Geschichte zeigen."

Es ist Schiller also jetzt schon bewußt, was er i. J. 1792 über den „Wahnglauben" und die „abgeschmackte Super-

stition" (Aberglaube) des mittelalterlichen Christentums sagt, „daß nichts Bestand hat, was Wahn und Leidenschaft gründete, daß nur die Vernunft für die Ewigkeit baut".

Nach dem „Geisterseher" schreitet Schiller auf dem Weg einer seelischen und geistigen Überwindung des Christentums fort. Er besucht Herder und spricht mit diesem über solche Fragen. Herder war zwar Theologe, hatte sich aber von den christlichen Vorstellungen befreit. Sein Brief an Jacobi vom 20. 12. 1784 zeigt am klarsten, wie er über den christlichen Gottesbegriff hinausgewachsen war. Für ihn wirkt Gott „in und durch alle Geschöpfe", durch „alle edlen Menschen", wie „er sich selbst auch in dir als in einem Organ seiner tausend Millionen Organe genießt"; „du mußt selbst ein Mensch Gottes werden, d. h. es muß etwas in dir sein, das seiner Natur teilhaftig werde"; „du genießest (erlebst) also Gott nur immer nach deinem innersten Selbst". Im gleichen Jahre — nämlich am 6. 6. 1784 — erklärte Schiller in seinem Vortrag bei der „kurpfälzischen deutschen Gesellschaft" zu Mannheim, daß ein Mensch, „der, gedrungen von innerer Kraft, aus dem Kerker einer Brodwissenschaft heraustritt" — d. h. für Freiheit und Wahrheit eintritt — „dem Rufe des Gottes folgt, der in ihm ist". Gewiß, es gibt Christen, die in Unkenntnis des christlichen Gottesbegriffes meinen, auch diese Auffassung Gottes sei christlich. Dagegen hat ein aufrichtiger Theologe einmal sehr richtig gesagt: „Das Christentum steht und fällt mit dem Begriff eines persönlichen Schöpfergottes." Daher sollten es die Christen — Professoren, Theologen, Priester und Laien — endlich einmal aufgeben, die Vertreter jener Geistes-

richtung, die wir in der Literaturgeschichte den „deutschen Idealismus" nennen, glaubensmäßig als „Christen" zu beanspruchen. Das gilt für Schiller sowohl wie für Herder, Goethe und Fichte. Fichte hat sogar unmißverständlich von seinen christlichen Gegnern gesagt: „Was sie Gott nennen ist mir ein Götze. Eigenwillig, wie sie selbst es sind, nach deren Bilde er geformt ist." Sehr richtig hat Helmut Groos als Ergebnis seiner gründlichen, umfangreichen Untersuchung für beide Auffassungen festgestellt:

„Nur eine Anschauung des deutschen Idealismus stellte sich als nicht wahr heraus, daß er Christentum sei oder auch nur eine Verbindung mit ihm darstelle. Wo der deutsche Idealismus sich christlich gibt, wird er flach und seine Gedankenführung schief. — Und mit dem Christentum ist es nicht anders. Wo dieses Idealismus sein will oder eine Synthese mit ihm erstrebt, hat es seine beste und längste Zeit gehabt [77])."

Christentum und deutscher Idealismus sind und bleiben Gegensätze. Der deutsche Idealismus wurzelt — wie der Humanismus — im Griechentum. Das Christentum dagegen im Judentum. Und Griechentum und Judentum sind seit Anbeginn Gegensätze gewesen. Bewußt hat Schiller später in der „Braut von Messina" Christentum und Griechentum nebeneinandergestellt. „Das aber" — so urteilte der Schillerforscher Emil Palleske in diesem Zusammenhang — „ist eine tiefe Wahrheit, daß der heidnische Glaube an eine Nemesis, an die Erinnyen, noch immer unendlich besser ist als das faule Christentum der Herrscher [78])."

---

[77]) Helmut Groos: „Der deutsche Idealismus und das Christentum", München 1927, Seite 488.

[78]) Emil Palleske: „Schillers Leben und Werke", Berlin 1872, Seite 544.

Und mit einem solchen „faulen Christentum" konnte und durfte sich ein Mensch wie Friedrich Schiller nicht begnügen! Die Unvereinbarkeit von Juden- bzw. Christentum und Griechentum hat Charlotte von Lengefeld, Schillers spätere Frau, bereits als seine heimliche Braut empfunden. Sie schrieb am 27. 6. 1789 über den albernen Versuch des Pfarrers Stolz, Schillers Gedicht „Die Götter Griechenlands" christlich auszulegen und dem Dichter christliche Gedanken zu unterstellen: „über Pfarrer Stolz habe ich zuweilen lachen müssen, er meint es recht gut, denke ich wohl; aber wie er seine jüdischen Begriffe von Religion mit denen der Griechen vergleicht, wie er Ihnen Ideen zulegt, an die Sie nicht dachten, ist mir gar lustig."

Allerdings! Für diejenigen, welche Schiller kennen, sind jene theologischen Kunststückchen — wie sie später der Bremer Pastor Burggraf unternahm — belustigend. Wer Schiller indessen nicht kennt, läßt sich nur zu leicht von solchen Auslegern betrügen.

Versuchen wir also im nächsten Abschnitt Schillers Meinungen zu ermitteln und zu klären.

Schiller in Weimar

Herder ging der Ruf bei seinen „Amtsbrüdern" voraus: „Der Untergang der Religion sei unvermeidlich, wenn nicht Gott von oben herab dareinsehe und das Unglück wende." Wenn er predigte, wußte seine Gemeinde in Weimar oft nicht, ob sie sich in einem griechischen Tempel oder in einer christlichen Kirche befand. Dennoch lehnte Schiller eine solche Verquickung ab. Er schrieb am 12. 8. 1787 an Körner:

„Am vorigen Sonntag hört ich Herdern zum erstenmal predigen ... Herders Predigt hat mir besser als jede andere, die ich in meinem Leben zu hören bekommen habe, gefallen — aber ich muß Dir aufrichtig gestehen, daß mir überhaupt keine Predigt gefällt. Das Publikum, zu welchem ein Prediger spricht, ist viel zu bunt und zu ungleich ... Entweder gibt er (der Prediger) dem Menschen von Sinn Alltagswahrheiten oder Mystik zu hören, weil er dem Blödsinnigen opfern muß — oder er muß diesen scandalisieren (d. h. verärgern) und verwirren, um den ersten zu unterhalten. Eine Predigt ist für den gemeinen Mann — der Mann von Geist, der ihr das Wort spricht, ist ein beschränkter Kopf, ein Phantast oder ein Heuchler. — Die Kirche war gedrängt voll, und die Predigt hatte das große Verdienst, nicht lange zu dauern."

Herder war trotz seines hohen Kirchenamtes in Weimar — das er nur seiner Zugehörigkeit zur Freimaurerei verdankte — innerlich kein Christ. An diesem entsetzlichen seelischen Zwiespalt ging er als Dichter zugrunde. Es ist erschütternd zu hören, wie Herder auf seinem Sterbebette wehmütig klagte: „Ach, könnte ich mein Leben wieder zurückrufen, wie anders wollte ich's anwenden. Ach, ich Tor! Warum tat ich nicht, was ich einzig wollte! [79])"

So kam es, daß der strenge Schiller am 1. 5. 1797 an Körner schrieb: „Herder ist jetzt eine ganz pathologische Natur, und was er schreibt, kommt mir bloß vor wie Krankheitsstoff, den diese auswirft, ohne dadurch gesund zu werden. Was mir an ihm fatal und wirklich ekelhaft ist, das ist die feige Schlaffheit, bei einem inneren Trotz und Heftigkeit." Jean Paul — der Schiller den „felsigten Schiller" nannte — urteilte milder. Er schrieb am 4. 3. 1799 an Jacobi: „Nimm es mit dem vom Staat etc. gebogenen und wundgeriebenen Herder nicht genau. Er trägt auf seinen zarten Zweigen außer den Früchten die Konsistorialwäsche, die jeder an ihn hängt zum trocknen. Ach, welche Zedernwipfel würd' er treiben außerhalb der Kanzeldecke und Sessionsstube." Das heißt: wenn er nicht Theologe geworden wäre.

Ein so zwiespältiger Dichter und wundgeriebener Mensch wäre Schiller vielleicht auch geworden, wenn er den einst als Knabe gehegten Wunsch, Theologe zu werden, verwirklicht haben würde. Als er nach Weimar kam, hatte er sich aber bereits so weit vom Christentum entfernt, daß ihn die theologischen Spitzfindigkeiten nicht mehr täuschen konnten.

Aus dieser Zeit stammt auch das Gedicht „Die Götter

---

[79]) Brief der Karoline Herder an J. G. Müller v. 7. 1. 1804.

Griechenlands". Bewundert und gescholten wie einst Helena, je nachdem der Beurteiler frei oder christlich dachte. Daher hat der Dichter auch dieses Gedicht verändert und gemildert. Immer war er seiner Zeit voraus, aber immer zwang ihn die wirtschaftliche Not zur Rücksichtnahme auf die kleindenkenden Zeitgenossen. In diesem Gedicht stellt Schiller den Gegensatz zwischen Griechen- und Christentum heraus. Er weist auf den heiteren, geist- und schönheitsdurchseelten Gehalt der griechischen Götterwelt und den barbarischen christlichen Gottesbegriff hin. Der Vergleich fällt sehr zu Ungunsten des Christentums aus. Es heißt im Zusammenhang mit dem Gedicht „Freigeisterei der Leidenschaft" von dem christlichen Gottesbegriff:

„Wohin tret ich? Diese traur'ge Stille,
Kündigt sie mir meinen Schöpfer an?
Finster, wie er selbst, ist seine Hülle,
Mein Entsagen — was ihn feiern kann."

Wie anders waren die Vorstellungen der Griechen vom Tod und dem Totengericht — als die christlichen Mythen vom „Jüngsten Gericht":

„Nach der Geister schrecklichen Gesetzen
Richtete kein heiliger Barbar,
Dessen Augen Tränen nie benetzen,
Zarte Wesen, die ein Weib gebar."

Aber — so klagt Schiller — „Einen zu bereichern unter allen mußte diese Götterwelt vergehn." Und er stellt fest: „Da die Götter menschlicher noch waren, waren Menschen göttlicher."

Der Anspruch des Christentums auf die Alleingültigkeit seines recht antastbaren persönlichen Gottesbegriffs — so meint es Schiller — hat nicht nur die Mannigfaltigkeit

des Götterlebens auf der Erde verkümmert, er hat auch die Christen durch ihre Religionskriege und den gepredigten Fanatismus entgöttlicht und entmenscht. In diesem Sinne meinte es auch Nietzsche, als er sagte, daß „das gottloseste Wort von einem Gotte selber ausging, — das Wort: ‚Es ist Ein Gott! Du sollst keinen andern Gott haben neben mir!'" Denn — so sagt er — „ist das nicht eben Göttlichkeit, daß es Götter (d. h. Mannigfaltigkeit des Götterlebens), aber keinen Gott gibt?", d. h. keinen persönlichen Gott.

Aber immer waren es — christlich beurteilt — die Zeiten des „Unglaubens", des Zweifels, in denen die Genies gediehen, z. B. die Zeit der Renaissance und des deutschen Idealismus. Denn — so sagte Joh. Gottfr. Herder — „unter den Gebeinen der Märtyrer, dem Geläut der Glocken und Orgeln, dem Dampf des Weihrauchs und der Fegefeuergebete wohnen keine Musen. Die Hierarchie hatte (seit jeher) mit ihren Blitzen das freie Denken erstickt, mit ihrem Joch jede edlere Betriebsamkeit gelähmt [80])."

Es blieb nicht aus, daß christliche Kreise den Dichter und das Gedicht „Die Götter Griechenlands" nach der Veröffentlichung im Märzheft des „Teutschen Merkur" des Jahres 1788 scharf angriffen. An ihrer Spitze der frömmelnde Dichter Friedr. Leopold Graf Stolberg. Wieland, der Herausgeber des „Teutschen Merkur", schrieb Schiller am 15. 9. 1788:

„Mir ist lieb, daß Sie den platten Grafen Leopold für seine selbst eines Dorfpfarrers im Lande Hadeln unwürdigen Querelen (Streitschriften) über Ihre griechischen

[80]) „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", Riga und Leipzig 1784, 19. Buch, 6. Teil.

Götter ein wenig heimschicken wollen. Ich hatte gehofft, der Mann würde sich s e i n e s Herrgotts in einer tüchtigen Ode oder doch in einem archilochischen Jamben annehmen; aber er wird, wie es scheint, immer prosaischer, und es ist wirklich erbärmlich, zu sehen, was er für Schlüsse macht. Aber s o rächt sich die Philosophie an den Poeten, die von Jugend an ohne sie auszukommen sich angewöhnt haben."

Schiller schleuderte später dafür ein Epigramm gegen den „platten Grafen":

„Als du die griechischen Götter geschmäht, da warf
dich Apollo
Von dem Parnasse; d a f ü r gehst du ins H i m m e l-
r e i c h ein."

In neuerer Zeit hat man dann — ebenso ungehörig — solange an dem Gedicht herumtheologisiert, bis man es — wie die bereits erwähnten Pfarrer Stolz und Burggraf — doch ganz „christlich" fand. Schiller schrieb am 12. 6. 1788 an Körner: „Mir gefällt dies Gedicht sehr ... und zwar weniger der Gedanken wegen, als wegen des Geists, der sie eingab." Und dieser Geist empörte sich gegen die christliche Gottvorstellung. „Wenn ich" — so schrieb der Dichter zu seiner Rechtfertigung am 25. 12. 1788 an Körner — „aus den Gebrechen der Religion oder der Moral ein schönes übereinstimmendes Ganze zusammenstelle, so ist mein Kunstwerk gut, und es ist auch nicht unmoralisch oder gottlos, eben weil ich beide Gegenstände nicht nahm, wie sie sind, sondern erst wie sie nach einer gewaltsamen Operation, d. i. nach Absonderung und neuer Zusammenfügung wurden. Der Gott, den ich in den Göttern Griechenlands i n S c h a t t e n stelle, ist nicht der Gott der Philosophen oder auch nur das wohltätige Traumbild des großen

Haufens, sondern er ist eine aus vielen gebrechlichen schiefen Vorstellungsarten zusammengeflossene Mißgeburt. — Die Götter der Griechen, die ich ins Licht stelle, sind nur die lieblichen Eigenschaften der griechischen Mythologie in eine Vorstellungsart zusammengefaßt."

Gerade dieses Gedicht bezeichnet einen wichtigen Markstein für die Abkehr Schillers vom Christentum. Das hat der dänische Dichter Jens Baggesen bestätigt. Er berichtete am 26. 7. 1793 von seinem Besuch bei Schiller in Jena:

„Er (Schiller) las uns seine neuen ‚Götter Griechenlands' vor. Wir legten einander unser Glaubensbekenntnis ab. Er (Schiller) A (Atheist), ich (Baggesen) Th (Theist) durch Glauben[81])."

Nun ist sich der christlich befangene Baggesen über die Bedeutung des Begriffs „Atheismus" natürlich nicht klar gewesen. Er urteilt vom christlichen Standpunkt und nennt jeden Nichtchristen, der nicht an den persönlich vorgestellten Christengott glaubt, einen „Atheisten". Das geschieht ja heute noch oft aus Unwissenheit oder Bosheit. Auf jeden Fall beweist diese Mitteilung, daß sich Schiller nicht zum Christentum bekannte.

Schiller hat seine Lösung vom Christentum nicht leichtfertig und voreilig vollzogen. Ein solches Verhalten hat er ja gerade im „Geisterseher" mit allen schlimmen Folgen dargestellt. Er „entlief nicht, wie ein leibeigener Sklave"; er ist nicht „mit der Kette entsprungen", wie so viele jener sog. „Freigeister" und „Freidenker". — „Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten", sagte Lessing, und ein neuerer Dichter — Frank Wedekind — meinte

[81]) Julius Petersen: „Schillers Gespräche", Leipzig 1911, Seite 212/13.

sogar: „Kein Geistlicher ist je so abergläubisch wie jeder gebildete Freidenker.“ Aber Friedrich Hebbel — der bekanntlich schrieb: „Ich hasse und verabscheue das Christentum“ — hat den christlichen Ausdeutern Schillers spöttisch gesagt: „Man ist darum noch kein orthodoxer Gläubiger, weil man ‚helf Gott‘ sagt, wenn der Nachbar niest.“

Schiller hat seine Ablehnung des christlichen Gottesbegriffes später begründet, indem er schreibt:

„Sowie er (der Mensch) anfängt, seine Selbständigkeit gegen die Natur als Erscheinung zu behaupten, so behauptet er auch gegen die Natur als Macht seine Würde, und mit edler Freiheit richtet er sich auf gegen seine Götter. Sie werfen die Gespensterlarven ab, womit sie seine Kindheit geängstigt hatten, und überraschen ihn mit seinem eigenen Bild, indem sie seine Vorstellung werden. Das göttliche Monstrum des Morgenländers, das mit der blinden Stärke des Raubtiers die Welt verwaltet, zieht sich in der griechischen Phantasie in den freundlichen Kontur der Menschheit zusammen, das Reich der Titanen fällt, und die unendliche Kraft ist durch die unendliche Form gebändigt.“

Weiter sagt er an anderer Stelle:

„Wie er (der Mensch) in Erklärung einzelner Naturphänomene über die Natur hinausschreitet und außerhalb derselben sucht, was nur in ihrer innern Gesetzmäßigkeit kann gefunden werden, ebenso schreitet er in Erklärung des Sittlichen über die Vernunft hinaus und verscherzt seine Menschheit, indem er auf diesem Weg eine Gottheit sucht. Kein Wunder, wenn eine Religion, die mit Wegwerfung seiner Menschheit erkauft wurde, sich einer solchen Abstammung würdig zeigt, wenn er Gesetze, die nicht von Ewigkeit her banden, auch nicht für unbedingt und

in alle Ewigkeit bindend hält. Er hat es nicht mit einem heiligen, bloß mit einem mächtigen Wesen zu tun. Der Geist seiner Gottesverehrung ist also Furcht, die ihn erniedrigt, nicht Ehrfurcht, die ihn in seiner eigenen Schätzung erhebt.

Ob nun gleich ein unendliches Wesen, eine Gottheit, nicht werden kann, so muß man doch eine Tendenz göttlich nennen, die das eigentlichste Merkmal der Gottheit, absolute Verkündigung des Vermögens (Wirklichkeit alles Möglichen) und absolute Einheit des Erscheinens (Notwendigkeit alles Wirklichen), zu ihrer unendlichen Aufgabe hat. Die Anlage zu der Gottheit trägt der Mensch unwidersprechlich in seiner Persönlichkeit in sich; der Weg zu der Gottheit, wenn man einen Weg nennen kann, was niemals zum Ziele führt, ist ihm aufgetan in den Sinnen [82])."

Hier liegt für Schiller der große Irrtum aller Religionen. „Suchte doch der Mensch schon seit Jahrtausenden den Gesetzgeber (d. h. Gott) über den Sternen, der in seinem eigenen Busen wohnt", sagt er. Darum mahnt er in dem Gedicht „Das Ideal und das Leben":

„Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Furchterscheinung ist entflohn,
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron."

---

[82]) „Kleinere prosaische Schriften von Schiller", 3. Teil, Seite 259/60, 265/6; Leipzig 1801 (Crusius).

Das heißt aber: Werdet euch der göttlichen Wünsche des Wahren, Guten und Schönen, sowie edler Menschenliebe bewußt, die in der Menschenseele zuweilen aufleuchten. „Nehmt sie auf in euren Willen!" — Laßt alle eure Willensregungen davon durchdrungen sein, und Gott wirkt in und durch euch, wie Herder sagte. Ihr erlebt Gott immer stärker in eurer Seele, und der nur in eurer Einbildung irgendwo — auf dem Sinai, Olymp oder an einem anderen mythologischen Ort thronende Gott „steigt von seinem Weltenthron".

Daher wendet sich Schiller mit einem sehr deutlichen Epigramm gegen die frommen Christen, ihren Glauben und ihren Gottesbegriff:

„Fort, fort mit eurer Torheit! Laßt mir lieber
Das, was ihr Weisheit nennt mit fadem Spott.
Herzlos ist eure Andacht, kaltes Fieber,
Kopflos ist nur ein Popanz euer Gott."

Wenn Schiller daher in dem Gedicht „Die Worte des Glaubens" sagt:

„Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke ..."

so kann nur theologischer Unverstand und priesterliche Rabulistik zu „beweisen" versuchen, daß der Dichter den persönlichen Gott des Christentums gemeint hat. Denn in dem Seitenstück zu diesem Gedicht, den „Worten des Wahns", hat er von Gott — oder dem Göttlichen, wenn man sich unter dem Wort „Gott" nur eine Person vorstellen kann — gesagt: „Es ist n i c h t d r a u ß e n, — da sucht es der Tor, — es ist i n d i r, du bringst es ewig

hervor.“ Es ist also kein Zweifel möglich. Goethe hat den Unterschied einmal recht humorvoll ausgedrückt, indem er sagte: „Der Professor ist eine Person, Gott ist keine!“ Daher hat auch Schiller in einem Brief an Körner ausdrücklich geschrieben, daß er nicht beten würde und auch nicht beten könnte. Denn — das hatte er bereits im „Don Carlos“ durch den Marquis von Posa gesagt — „einem Gott kann man nur opfern — zittern — zu ihm beten!“ Man kann eben nur zu einem persönlich gedachten Gott beten, und Schiller — das sagt sogar der ihn krampfhaft und irrig verchristlichende Pastor Julius Burggraf — ist kein Beter gewesen. Gewiß, Schiller war selbstverständlich dem Christentum gegenüber stets duldsam, soweit es nicht selbst unduldsam und angriffslustig wurde. Da dies aber bei der christlichen Missionsfreudigkeit mehr oder weniger immer der Fall ist, fordert das Christentum bzw. die Kirche die Andersgläubigen immer wieder zur Abwehr heraus. Schiller schrieb auch von dem heute wieder gepriesenen mittelalterlichen Christentum, das er ablehnte:

„Die Heroen des Mittelalters setzten an einen Wahn, den sie mit Weisheit verwechselten, . . . Blut, Leben und Eigentum; so schlecht ihre Vernunft belehrt war, so heldenmäßig gehorchten sie ihren höchsten Gesetzen . . . Unter dem Panier des Kreuzes sehen wir sie der Menschheit schwerste und heiligste Pflichten üben und, indem sie nur einem Kirchengesetze zu dienen glauben, unwissend die höheren Gebote der Sittlichkeit befolgen. Suchte doch der Mensch schon seit Jahrtausenden den Gesetzgeber über den Sternen, der in seinem eigenen Busen wohnt . . . Fühle man noch so sehr das Widersinnige eines Glaubens, der für die Scheingüter einer schwärmenden Einbildungskraft, für leblose Heiligtümer, zu bluten befiehlt, wer

kann der heroischen Treue, womit diesem Wahnglauben von den geistlichen Rittern Gehorsam geleistet wird, seine Achtung versagen."

Das gilt indessen von den Christen überhaupt. Aber es ist nur ein Beweis von Schillers Verständnis und Duldsamkeit, wenn er sich so schonend ausdrückt. In diesem Sinne ist auch der so oft hervorgesuchte und mißverstandene Brief an Goethe vom 17. 8. 1795 zu bewerten. Wenn Schiller in diesem Briefe davon spricht, daß „in der christlichen Religion virtualiter (der Bedeutung nach) die Anlage zu dem höchsten und edelsten" zu finden sei, so ist das kein Glaubensbekenntnis. Denn er setzt hinzu, daß ihm „die verschiedenen Erscheinungen derselben (der christlichen Religion) im Leben bloß deswegen so widrig und abgeschmackt scheinen, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind". Aber realiter — der Wirklichkeit nach — war jenes „Christentum" eben nirgends zu finden. Es mag hier und da von einzelnen, seltenen Christen betätigt werden — das bestreiten weder Schiller noch wir —, aber diese Ausnahmen haben keine praktische Bedeutung. Denn die politische wie die Kirchengeschichte von fast zweitausend Jahren hat erwiesen, daß mit dem Christentum stets eine mehr oder weniger abgefeimte Politik betrieben worden ist. Daher der nimmerrastende Kampf des organisierten Christentums — der Kirche — gegen die Freiheit des Denkens und die Wahrheit der Wissenschaft. Denn — das sagt Schiller von Kirche und Papsttum — man darf nie vergessen, „daß das künstlichste aller Gebäude schlechterdings nur durch eine fortgesetzte Verleugnung der Wahrheit erhalten werden kann". („Kleinere prosaische Schriften", Leipzig 1800, 2. Teil, Seite 28.)

Aber von alledem abgesehen. Alle denkbaren Zweifel, alle mehr oder weniger konstruierten Einwände werden durch Schillers berühmtes Epigramm „Mein Glaube" erledigt. Sie zerschellen an dieser eindeutigen Erklärung des Dichters wie an die Wand geworfenes Glas. Denn er beantwortet die Frage nach seiner Religion kurz und bündig:

„Welche Religion ich bekenne? — Keine von allen,
die du mir nennst. — Und warum keine? — Aus
Religion!"

Keine von allen, also auch nicht die christliche Religion! Damit ist die Frage nach Schillers Religion endgültig beantwortet! Wie wichtig dieses Epigramm ist, geht aus der Anwendung hervor, die der Dichter selbst davon gemacht hat. Als Prof. Gruber Schiller am 18. 9. 1801 — nach der ersten Aufführung der „Jungfrau von Orleans" — in Leipzig besuchte, hat er diese Antwort erhalten. Er berichtete darüber:

„Am anderen Morgen besuchte ich Schiller im Hotel de Bavière. — Wir sprachen von seiner neuen Tragödie (Die Jungfrau von Orleans). — Bei der Erwähnung des ihm angeschuldigten Katholizismus erinnerte er mich selbst an sein Distichon: ‚Welche Religion ich bekenne . . .' [83])"

Bekanntlich hat man zumal diese Tragödie zum „Beweis" für Schillers Christentum — und zwar für den Katholizismus — herangezogen. Dagegen versinnbildlicht sich in der Johanna der Vaterlandsgedanke. „Es ist die reine Idee des Vaterlandes", sagt Kühnemann sehr richtig, „die in der Selbstlosen glüht". Es haben katholische Erklärer ja auch die Sünde wider den Geist begangen und Schiller mit dem wütenden Papisten Mortimer in „Ma-

---

[83]) Gruber: „Friedrich Schiller", Leipzig 1805, Seite 56.

ria Stuart" zu indentifizieren versucht. Man sieht hier, jede wohlwollende Äußerung über das Christentum wird als „Bekenntnis" gewertet.

Nietzsche hat zu solchen Verfahren, alle Äußerungen zu Gunsten der herrschenden Meinungen auszulegen, einmal geschrieben: „Menschen, die ihre Freiheit in das Innerliche geflüchtet haben, müssen auch äußerlich leben, sichtbar werden, sich sehen lassen; sie stehen in zahllosen menschlichen Verbindungen durch Geburt, Aufenthalt, Erziehung, Vaterland, Zufall, Zudringlichkeit anderer; ebenfalls zahllose Meinungen werden bei ihnen vorausgesetzt, einfach weil sie die herrschenden sind; jede Miene, die nicht verneint, gilt als Zustimmung; jede Handbewegung, die nicht zertrümmert, wird als Billigung gedeutet."

So erging es auch Schiller. Zumal bei seinen Auffassungen vom Christentum. Immerhin hat er sich vertraulich oft sehr klar ausgesprochen. Selbst die Schrift „Philosophische Religionslehre" des von ihm sonst so sehr verehrten Immanuel Kant hielt er für völlig verfehlt. Am 28. 2. 1793 schrieb er darüber an Körner:

„Aber ob er (Kant) überhaupt wohl daran getan hat, die christliche Religion durch philosophische Gründe zu unterstützen, zweifle ich sehr. Alles was man von der bekannten Beschaffenheit der Religionsverteidiger erwarten kann, ist, daß sie die Unterstützung annehmen, die philosophischen Gründe aber wegwerfen werden, und so hat Kant dann nichts weiter getan, als *das morsche Gebäude der Dummheit* geflickt."

Wahrlich, Schiller müßte nicht Schiller gewesen sein, wenn er sich zu einer Religion bekannt haben würde, die er „das morsche Gebäude der Dummheit" nannte. Nein, da ist der alte fromme Gustav Schwab doch wenigstens ein

ehrlicher Christ. Er nannte Schiller bekümmert „einen Heiden“, von denen, „die von Natur tun des Gesetzes Werk und sind ihnen selbst ein Gesetz“. Also einer von den Heiden, die — nach Dantes Dichtung — in die „Vorhölle“ kommen. Nun, der junge Schiller wollte ja sogar lieber in der „Hölle“ — im „Backofen Belials“ — braten, „als mit jedem Alltagsesel dort droben (im ‚Himmel‘) zu Tische zu sitzen“. Er hat noch auf dem Sterbebett lächelnd vom Tode gesagt, „ist das euer Himmel, ist das eure Hölle?“ Es ist inzwischen schon aufgefallen, daß sich alle bedeutenden Männer nach christlichem Aberglauben in der sog. „Hölle“ versammeln. Wir überlassen den andern — wie Schiller dem Grafen Stollberg — gerne das „Himmelreich“! Ja, auch für Schiller selbst können jene Verse gelten, die er i. J. 1781 auf den Tod seines Kameraden Weckherlin dichtete:

„Über dir mag die Verleumdung geifern ...
Über dich der Pharisäer eifern,
Pfaffen brüllend dich der Hölle weih'n!“

Ihm ist dennoch „geblieben“, was er in seiner Jugend dichtend erwartete: „Errungen mit Gesängen — zum Lohn ein deutscher Lorbeerkranz!“ Und mit diesem die Unsterblichkeit, solange es deutsche Menschen gibt.

*

Wir wollten hier keine ausführlichen Untersuchungen über Schillers Gottglauben anstellen. Es sollte nur sein revolutionärer, Glaubensfreiheit fordernder Geist angedeutet und sichtbar gemacht werden, der sich auch auf dem Gebiet der Religion bekundet. Nur ein Mensch, der sich

auf diesem Gebiet, wie Schiller, freigekämpft hat, kann den geschichtlichen Erscheinungen mit dem freien Blick gegenübertreten, der den großen Dichter auszeichnet. Nur der vermag die politischen Ereignisse in ihren Ursachen und Wirkungen so klar zu überblicken, wie er es getan hat. Denn durch die Geschichte der letzten 2000 Jahre zieht sich wie ein roter Faden — und zwar bildlich und wirklich — die politische Betätigung des organisierten Christentums, der Kirche. Solange man noch in dieser Kirche eine „göttliche Institution" sieht und in deren politischer Tätigkeit ein „göttliches Walten" erblickt, solange man nicht — wie Friedrich der Große — in dieser Kirche das „Werk der Staatskunst, des Ehrgeizes und des Eigennutzes der Priester" erkennt, solange wird man auch den Verlauf der politischen Geschichte nicht begreifen.

Als weitere Frucht der Studien Schillers zum „Don Carlos" gab der Dichter eine „Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen" heraus. Das Werk sollte mehrere Bände umfassen. Es erschien aber nur der erste Band i. J. 1788, zu dem Schiller selbst eine Darstellung der „Verschwörung des Marquis v. Bedemar gegen die Republik Venedig" beitrug. Man sieht auch hier, wie stark Schillers Anteilnahme an den Revolutionen ist. Alle seine bisherigen Dramen beschäftigen sich ja mit revolutionären Kämpfen und Gedanken. Sein eigentümlicher Spürsinn bei der Ergründung geheimer politischer Zusammenhänge zeigt sich bereits in dieser anspruchslosen Darstellung. Er schreibt nämlich u. a., es seien „die Mönche und die Geistlichen, vorzüglich die Jesuiten, welche in jedem Lande eine Art von stehender Armee des Papstes abgeben". Und in welchem Interesse eine solche „stehende Armee des Papstes" kämpft, kann nur ein Schurke oder

Narr übersehen. Heute nennt man derartige „Armeen" bekanntlich eine „fünfte Kolonne" oder — in Deutschland — die „fünfte Besatzungsmacht".

Während der Arbeit am „Geisterseher" entstand das unvergängliche Werk „Die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande". Also: wieder die Geschichte einer Revolution. In der Einleitung zu diesem Werk hat Schiller zum Ausdruck gebracht, was ihn zu dem Werk veranlaßte. Seine Worte könnte man gewissermaßen als das Programm für sein ganzes späteres Schaffen auffassen. Es ist der Kampf für politische, religiöse und soziale Freiheit, für die Selbstbestimmung der Völker und des einzelnen Menschen. Schiller schrieb — und wir zitieren hier den ersten, ursprünglichen Text der Fassung aus dem „Teutschen Merkur" vom Januar/Februar 1788, der leider später gemildert und gekürzt in die Gesamtausgaben übergegangen ist. Es heißt zunächst in der Einleitung:

„Wenn die schimmernden Taten der Ruhmsucht und einer verderblichen Herrschbegierde auf unsere Bewunderung Anspruch machen, wie viel mehr eine Begebenheit, wo die bedrängte Menschheit um ihre edelsten Rechte ringt, wo mit der guten Sache ungewöhnliche Kräfte sich paaren und man die Hülfsmittel entschlossener Verzweiflung über die furchtbaren Künste der Tyrannei in ungleichem Wettkampf siegen sieht. Groß und beruhigend ist der Gedanke, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürstengewalt endlich noch eine Hülfe vorhanden ist, daß ihre berechnetsten Pläne an der menschlichen Freiheit zu Schanden werden, daß ein herzhafter Widerstand auch den gestrecktesten Arm eines Despoten beugen, heldenmütige Beharrung seine schrecklichen Hülfsquellen endlich erschöpfen kann ... Das Volk, welches wir hier auftreten sehen,

war das friedfertigste dieses Weltteils und weniger als alle seine Nachbarn jenes Heldengeistes fähig, der auch der geringfügigsten Handlung einen höheren Schwung gibt. Der Drang der Umstände überraschte es mit seiner eigenen Kraft und nötigte ihm eine vorübergehende Größe auf, die es nie haben sollte und vielleicht nie wieder haben wird. Die Kraft aber, womit es handelte, ist unter uns nicht verschwunden; der glückliche Erfolg, der sein Wagestück krönte, ist auch uns nicht versagt, wenn die Zeitläufte wiederkehren und ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Taten rufen!"

Bereits im „Don Carlos" und in dem Aufsatz über Philipp II. hatte Schiller auf die schauerlichen Gewalttaten der Inquisition hingewiesen. In diesem großen geschichtlichen Werk ist er näher darauf eingegangen. Sein Zorn gegen diese schändliche Gerichtsbarkeit der Kirche und deren Unterdrückung der Glaubens- und Geistesfreiheit bricht hier jäh aus. Auch diese Darstellungen sind — wie so manches andere — später überhaupt nicht, oder gekürzt in die Gesamtausgaben eingegangen. Schiller schrieb:

„Sie (die Inquisition) hat den Kardinal Ximenes zum Stifter; ein Dominikanermönch, Torquemada, eröffnete diesen schrecklichen Gerichtshof zuerst, gründete seine Statuten und vermachte in ihm seinem Orden der Menschheit ewigen Fluch. Bald wurde aus einem Werkzeuge despotischer und hierarchischer Unterdrückung ein Instrument der Habsucht. Die ungeheuren Summen, die durch Einziehung der Güter an den Fiskus fielen, waren eine fürchterliche Lockung für Ferdinand (den Katholischen, König von Spanien); die Inquisition gab ihm einen Schlüssel zum Ver-

mögen aller seiner Untertanen in die Hände, wie sie das Organ seiner Gewalt und das starke Band war, woran er die Mächtigen hielt. Das Tribunal stand unerschütterlich fest, weil es durch die vereinigte Kraft der zwei mächtigsten Leidenschaften gehalten wurde.

Die Vernunft unter den blinden Glauben herabzustürzen und die Freiheit des Geistes durch eine tote Einförmigkeit zu zerstören, war das Ziel, worauf dieses Institut hinarbeitete; seine Werkzeuge dazu waren Schrecken und Schande. Bis ins Gebiet der geheimsten Gedanken dehnte es seine unnatürliche Gerichtsbarkeit aus. Jede Leidenschaft stand in seinem Solde, Freundschaft, eheliche Liebe und alle Triebe der Natur wußte es zu seinem Zwecke zu brauchen, seine Schlingen lagen in jeder Freude des Lebens. Wohin es seine Horcher nicht bringen konnte, versicherte es sich der Gewissen durch Furcht; ein dunkler Glaube an seine Allgegenwart fesselte die Freiheit des Willens, selbst in den Tiefen der Seele. Alle Instinkte der Menschheit beugte es unter das Formular eines willkürlichen Glaubens; alle Ansprüche an seine Gattung waren für einen Ketzer verscherzt, mit der leichtesten Untreue an der Kirche hatte er sein Geschlecht ausgezogen. Die heilsamen Schauer des Instinkts, womit uns der Urheber unseres Wesens gegen unnatürliche Verbrechen gewaffnet hat, trug es willkürlich auf ein elendes Priesterwerk über; ein bescheidener Zweifel an der Unfehlbarkeit des Papstes wird geahndet wie Vatermord und schändet wie Simonie. Kein Schicksal konnte seine Opfer ihm unterschlagen, an Leichen, an Gemälden wurden seine Sentenzen vollstreckt, vor dem Arme der Inquisition war das Grab selbst keine Zuflucht, und die Schuld des Vaters lebte fort im Elend ganzer Generationen.

Die Vermessenheit ihrer Urteilssprüche kann nur von der Unmenschlichkeit übertroffen werden, womit sie dieselben vollstreckte. Sie füllt die Sinne mit neuen, ausgesuchten und unterirdischen Schrecknissen an, von den Phantomen entlehnt, die sie selbst in einer kranken und kindischen Einbildung niederlegte, und vermengt das wirkliche Entsetzen mit einem Gaukelspiel aus künftigen Welten. Indem sie Lächerliches mit Fürchterlichem paart und durch die Seltsamkeit des Aufzuges die Augen belustigt, entkräftigt sie den teilnehmenden Affekt durch den Kitzel eines andern; im Spott und in der Verachtung ertränkt sie die Sympathie ..."

Schiller schildert dann die scheußlichen Zeremonien bei diesen Ketzerverbrennungen. Aber er hat — obgleich man ihm Ungeschichtlichkeit vorgeworfen hat — die entsetzlichsten Tatsachen noch gar nicht geschildert, weil ihm die Urkunden noch nicht vorlagen.

Den Kommentar dazu möge der Bericht des Pater Garau über das auto da fé vom 6. 5. 1691 zu Mallorca bilden. Der Priester schrieb als Augenzeuge von der Verbrennung sog. „Unbußfertiger": „Als die Flammen an ihnen zu lecken begannen, rangen sie verzweifelt, um sich von dem eisernen Ring loszumachen, der sie an dem Brandpfahl festhielt. Rafael Benito Terongi gelang dies wirklich, allein es half ihm nichts, denn er fiel seitlings ins Feuer. Seine Schwester Catalina kreischte, sobald die Flammen sie erreichten, man solle sie losmachen. Rafael Valles stand regungslos wie eine Bildsäule solange nur der Rauch ihn umgab; dann aber, als die Flammen auf ihn zuckten, bog und wandte und drehte er sich, bis er nicht mehr konnte; er war fett wie ein Ferkel und brannte inwendig, so zwar, daß, nachdem die Flammen erloschen wa-

ren, er innerlich glühte wie heiße Kohle und sein Leib barst und seine Eingeweide herausliefen gleich denen des Judas. So brannten sie bei lebendigem Leibe, um auf ewig in der Hölle zu brennen [84])."

Auf diese grauenhafte Weise wurden die Urteile der Inquisition vollstreckt! — Die frommen Christen sangen dazu fromme Lieder und priesen ihren „Gott"! —

Weiter schreibt Schiller über die Inquisition:

„Bloßer Verdacht war genug, einen Bürger aus dem Schoße der öffentlichen Ruhe, aus dem Kreis seiner Familie herauszustehlen, und das schwächste Zeugnis berechtigte zur Folterung. Wer in diesen Schlund hinabfiel, kam nicht wieder. Alle Wohltaten der Gesetze hörten ihm auf. Ihn meinte die mütterliche Sorge der Gerechtigkeit nicht mehr. Jenseits der Welt richteten ihn Bosheit und Wahnsinn nach Gesetzen, die für Menschen nicht gelten. Nie erfuhr der Delinquent seinen Kläger und sehr selten sein Verbrechen; ein ruchloser, teuflischer Kunstgriff, der den Unglücklichen zwang, auf seine Verschuldung zu raten und im Wahnwitz der Folterpein oder im Überdruß einer langen lebendigen Beerdigung Vergehungen auszusagen, die vielleicht nie begangen oder dem Richter doch nie bekannt worden waren. Die Güter der Verurteilten wurden eingezogen, und die Angeber durch Gnadenbriefe und Belohnungen ermuntert. Kein Privilegium, keine bürgerliche Gerechtigkeit galt gegen die heilige Gewalt. Wen sie berührte, den hatte der weltliche Arm verloren. Diesem war kein weiterer Anteil an ihrer Gerichtspflege verstattet, als mit ehrerbietiger Unterwerfung ihre Sentenzen zu vollstrecken. Die Folgen dieses Instituts mußten

---

[84]) Henry Charles Lea: „Geschichte der spanischen Inquisition", Leipzig 1912; 3. Band, Seite 393.

unnatürlich und schrecklich sein. Das ganze zeitliche Glück, selbst das Leben des unbescholtenen Mannes war nunmehr in die Hände eines jeden Nichtswürdigen gegeben. Jeder verborgene Feind, jeder Neider hatte jetzt die gefährliche Lockung einer unsichtbaren und unfehlbaren Rache. Die Sicherheit des Eigentums, die Wahrheit des Umganges waren dahin. Alle Bande des Gewinns waren aufgelöst, alle des Blutes und der Liebe. Ein ansteckendes Mißtrauen vergiftete das gesellige Leben; die gefürchtete Gegenwart eines Lauschers erschreckte den Blick im Auge und den Klang in der Kehle. Man glaubte an keinen redlichen Mann mehr und galt für keinen. Guter Name, Landsmannschaften, Verbrüderungen, Eide selbst und alles, was Menschen für heilig achten, war in seinem Werte gefallen."

Wenn wir das heute lesen, staunen wir nicht nur über Schillers rücksichtslose Darstellung dieser infamen Gerichtsbarkeit und seine tiefgründigen Erörterungen ihrer Wirkungen, wir erkennen darin das verabscheuungswürdige Muster für die gewaltstaatlichen Methoden des 20. Jahrhunderts. Mögen sich jene Staaten nun „Republiken", „Demokratien" oder sonstwie bezeichnen. Dieselben Ursachen führen heute zu gleichen Wirkungen. Dabei ist es unwichtig, mit welcher profanen oder heiligen Ideologie derartige Verfahren begründet werden. Die katholische Kirche hatte damals keine besser begründeten Vorwände, ihre freiheitmordende Herrschaft aufrechtzuerhalten, als die Gewaltstaaten des 20. Jahrhunderts. Das politische Ketzergericht ist ebenso verwerflich wie das religiöse. Blinder Glaube, stupider Fanatismus sind Verursacher und Träger des einen wie des andern.

Auf diese Gleichartigkeit hat Johannes Scherr zuerst hingewiesen. Er schrieb:

„Wenn der Mensch vollständig der Parteiborniertheit und dem Parteifanatismus verfallen ist, sieht und hört er wie bekannt nichts mehr, als was seiner Beschränkung und Wut sympathisch ist. Jede der seinigen entgegenstehende Ansicht, mag sie auch noch so vernünftig, so wahr, so gerecht sein, erscheint in seinen Augen als ein Verbrechen. Alles, was nicht in der Phrasenlitanei steht, welche seine Leithämmel ihm vorgeblökt haben, wirkt auf ihn wie das rote Tuch auf den Stier. Der richtige Parteimensch verzichtet ganz und gar auf selbständige Prüfung, auf eigenes Urteil. Mit einer sklavischen Stupidität, welche der Sklavenhaftigkeit kirchlicher Orthodoxie durchaus nichts nachgibt, nimmt er die Parteilosung, welche gerade in der Mode ist, an und glaubt an sie als an ein unfehlbares und alleinseligmachendes Dogma. Darum hat der politische Afterglaube ebenso gut seine Glaubensgerichte und Glaubensrichter wie der kirchliche. Von dem Satze: Wer nicht denkt, wie wir, hat gar kein Recht zum Denken! ist nur ein sehr kleiner Schritt bis zu dem Satze: Wer nicht lebt wie wir, hat gar kein Recht zum Leben! Endlich gehört es auch zum Wesen des Parteizelotismus, nur auf die Gegenwart, nie aber vorwärts in die Zukunft zu schauen. Jeder rechte Parteimensch denkt im stillen wie jenes königlich-bourbonische Buhlweib: ‚Après nous le déluge!‘ (Nach uns die Sündflut) [85].“

Es ist aber auch eine durch Glaubensfanatismus und Priestersuggestionen eingeengte Geistesverfassung, in der jene befangen sind, welche die Kirche bzw. das Christentum

---

[85]) Johannes Scherr: „1870—1871, vier Bücher deutscher Geschichte“, Leipzig 1880, 2. Auflage, 2. Band, Seite 198.

heute noch von den Untaten der Inquisition zu entlasten versuchen, ja — auch das haben wir in unserer Zeit erlebt — solches Gerichtsverfahren rechtfertigen! Die fortschreitende CDU-gestützte Rekatholisierung Deutschlands muß jeden um die Geistesfreiheit besorgten Menschen angesichts der Inquisition und der Kreuzzüge sehr nachdenklich stimmen. Wir sehen nämlich durch Schillers Darstellung — und seine Ausführungen sind inzwischen dokumentarisch noch weiter bestätigt —, wer die „heilige" Lehrmeisterin der im 20. Jahrhundert wieder aufgelebten Inquisitionsgerichtsbarkeit gewesen ist. Wenn sich diese Ketzergerichte auch zunächst nur politisch gebärden, so haben wir bei den Spruchkammertribunalen erlebt, welche hintergründige Rolle die Kirche dabei gespielt hat. In Spanien — dem Heimatlande der von Schiller geschilderten Inquisition — haben sich einflußreiche Kreise vor einigen Jahren ganz offen zum „Geist der Inquisition" bekannt. „Schändung der Vernunft und Mord der Geister heißt ihr Gelübde", hat Schiller dazu gesagt. Aber wir sehen, wie weit die Kirche bereits wieder vorgedrungen ist und wohin sie strebt, ja streben muß, um ihre zerbröckelnde Zwingburg des Geistes zu erhalten. Auch in den Niederlanden ist sie im fortgesetzten Vorschreiten begriffen. In jenem Lande, dessen Volk einst so heldenmütig gegen die Tyrannei der Kirche gekämpft hat!

Jedenfalls sind die von Schiller geschilderten soziologischen und moralischen Folgen solcher Gerichtsbarkeit genau dieselben, mögen die Antriebe zu derartigen Verfahren nun auf politischen oder religiösen Ideologien beruhen.

In dem Gedicht „Der Spaziergang" hat Schiller i. J. 1795 mit Hinblick auf den Terror der französischen Revo-

lution noch einmal die furchtbaren Wirkungen eines Gewaltstaates geschildert. Auch von diesem Gedicht sind manche Stellen nicht in die gesammelten Werke eingegangen. Wir fügen daher, für diesen Auszug des Gedichtes, die Verse der ursprünglichen Fassung in den späteren, allgemeinen Text ein. Die Stelle lautet dann:

„Unnatürlich tritt die Begier aus den ewigen Schranken,
Lüsterne Willkür vermischt, was die Notwendigkeit schied,
Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.
In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Geheimnis
Drängt sich der Sykophant" (d. i. der Spitzel), „reißt von dem Freunde den Freund;
Auf die Unschuld schielt der Verrat mit verschlingendem Blicke,
Mit vergiftendem Biß tötet des Lästerers Zahn.
Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke, die Liebe
Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg.
Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
Angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweiht,
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet;
Kaum gibt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.

Leben wähnst du noch immer zu sehn, dich täuschen
die Züge,
Hohl ist die Schale, der Geist ist aus dem Leichnam
gefloh'n.
Lange Jahre, Jahrhunderte mag die Mumie dauern,
Mag der Sitten, des Staats kernlose Hülse besteh'n."

Am 7. 1. 1788 schrieb Schiller an Körner, „für meinen Carlos — das Werk dreijähriger Anstrengung — bin ich mit Unlust belohnt worden. Meine Niederl. Geschichte, das Werk von 5, höchstens 6 Monaten, wird mich vielleicht zum angesehenen Manne machen". Diese Erwartung des Dichters erfüllte sich.

Schillers schwäbischer Landsmann, der revolutionsbegeisterte Pfarrerssohn und spätere französische Graf, Karl Friedrich Reinhard (1761—1837), hat gerühmt, die Geschichte der niederländischen Revolution habe in Frankreich großen Eindruck gemacht, als sie i. J. 1788 erschien. Man fand darin den „kühnen und freien Geist", der die revolutionäre Bewegung in Frankreich gefördert habe. Reinhard hat seinen Landsmann Schiller damit in Frankreich bekannt gemacht. Aber Schillers Werk hatte noch eine andere bedeutsame Folge. Der weimarische Minister Johann Wolfgang von Goethe schlug ihn für die Professur an der Universität Jena vor. Die eigentliche Veranlassung dazu gab indessen K. F. Reinhold, ein bedeutender Illuminat und Honorarprofessor jener Universität. In Goethes ministeriellem Bericht an das „Geheime Consilium" heißt es u. a. sehr kalt und merkwürdig: „Ein Herr Friedrich Schiller, welcher sich durch eine Geschichte des Abfalls der Niederlande bekanntgemacht hat, soll geneigt sein, sich an der Universität Jena zu habilitieren.

Die Möglichkeit dieser Acquisition dürfte um so mehr zu beachten sein, als man sie gratis haben könnte."

Selbstverständlich erwartete Schiller mit dem Amt eines Professors der Geschichte auch eine feste Besoldung. Sonst hätte er trotz seiner Notlage niemals zugestimmt. Denn innerlich hatte er ebensowenig Neigung und Achtung für eine Professur, wie etwa Ulrich von Hutten für die Doktorwürde, die ja heute durch die herrschende Titelinflation wertlos geworden ist. Genies — zumal revolutionäre Genies — vertragen die akademische Luft nicht gut und fühlen sich in der lauwarmen Temperamentlosigkeit, die man „wissenschaftlich" zu nennen beliebt, nicht wohl. So ging es Schopenhauer, so ging es Nietzsche, und so ging es auch Schiller. Er hatte nach einem halben Jahr genug davon. Er schreibt am 12. 12. 1798 an Körner:

„Es ist mir gar lieb zu hören, daß auch Dir vor dem Universitätswesen ekelt; ich wollte es in meinen letzten Briefen an Dich nur nicht gerade heraussagen, daß mir diese Existenz — verbunden mit der ganzen Begleitung von fatalen Umständen, die von dem Professorleben unzertrennlich sind, daß sie mir herzlich verleidet ist."

Bereits i. J. 1784 hatte er in Mannheim gesagt:

„Woher kommt es denn aber — diese Bemerkung hat sich mir aufgedrungen, seitdem ich Menschen beobachte — woher kommt es, daß der Amtsstolz so gern im entgegengesetzten Verhältnis mit dem wahren Verdienste steht? Daß die meisten ihre Anforderungen an die Achtung der Gesellschaft in eben dem Grade verdoppeln, in welchem sich ihr Einfluß auf dieselbe vermindert? Wie bescheiden erscheint nicht oft der große Gelehrte, der die Grenzen des menschlichen Denkens erweiterte und die Fackel der Aufklärung über Weltteile schimmern ließ,

neben dem dumpfen Pedanten, der seine Quartbände hütet? — Man verurteilt den jungen Mann, der, gedrungen von innerer Kraft, aus dem engen Kerker einer Brotwissenschaft heraustritt und dem Rufe des Gottes folgt, der in ihm ist. Ist das die Rache der kleinen Geister an dem Genie, dem sie nachzuklimmen verzagen? Rechnen sie vielleicht ihre Arbeit darum so hoch an, weil sie ihnen so sauer wurde? Trockenheit, Ameisenfleiß und gelehrte Taglöhnerei werden unter den ehrwürdigen Namen Gründlichkeit, Ernst und Tiefsinn geschätzt, bezahlt und bewundert. Nichts ist bekannter und nichts gereicht zugleich der gesunden Vernunft mehr zur Schande, als der unversöhnliche Haß, die stolze Verachtung, womit Fakultäten auf freie Künste heruntersehen — und diese Verhältnisse werden forterben, bis sich Gelehrsamkeit und Geschmack, Wahrheit und Schönheit als zwei versöhnte Geschwister umarmen [86]."

Diese Auffassung Schillers hatte sich nicht geändert. Er schreibt am 23. 12. 1788 an die Schwestern Lengefeld:

„Eine Nachricht von mir kann und muß ich Ihnen doch geben, weil sie leider eine meiner schönsten Hoffnungen für eine Zeitlang zugrund richten wird. Es ist beinahe schon richtig, daß ich als Professor der Geschichte künftiges Frühjahr nach Jena gehe ... Ich selbst habe keinen Schritt in der Sache getan, habe mich aber übertölpeln lassen, und jetzt, da es zu spät ist, möchte ich gerne zurücktreten. Man hatte mich vorher sondiert, und gleich den Tag darauf wurde es an unseren Herzog nach Gotha geschrieben, der es an dem dortigen Hof gleich einleitete ..."

Körner nahm natürlich an, daß diese Professur auch mit

[86]) „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?", Eine Vorlesung (Schillers) am 26. Junius 1784, zu Mannheim.

einer festen Besoldung verbunden wäre. Zumal man in Weimar über Schillers wirtschaftliche Notlage unterrichtet war. „Aber" — so schrieb Schiller am 25. an Körner:

„Du setzest voraus, daß mir ein Fixum ausgeworfen werden würde, darin irrest Du Dich sehr. Woher nehmen? Dies war bei Reinhold ein außerordentlicher Fall, weil man Himmel und Erde bewegte und sie heraus bettelte, und eben dieser Fall macht einen zweiten desto schwerer. Außerdem würde eine solche Bettelei mich mehr erniedrigen, als 200 Thaler — soviel hat Reinhold — mir im Grunde helfen können."

Dieser Reinhold war — das muß hier doch wohl berücksichtigt werden — ein prominenter Freimaurer und Illuminat wie Goethe und die Herzoge Carl August von Weimar und Ernst II. von Gotha. Zumal Ernst II. war besonders gehorsam. Er hatte den aus Bayern geflüchteten Gründer des Illuminatenordens, Adam Weishaupt, bei sich aufgenommen, und seit dieser Zeit befand sich dort das Hauptquartier der Illuminaten. Die überspannte Herzogin von Gotha schwärmte für die französische Revolution. Wer nicht Freimaurer war, war am Hofe zu Gotha unmöglich. Der Hochgrad-Illuminat und Freimaurer Frhr. v. Knigge schrieb am 31. 3. 1783 über den Herzog:

„Der Herzog von Gotha ist der beste Landesvater, der treueste Freund, der festeste, redliche, mäßige, bescheidene Mann von geradem Kopf, ohne Vorurteil und Fürstenstolz, gerecht bis zur Strenge, wohlwollend bis zur Weichlichkeit. Dem Mann, dem er als Richter sein Vermögen einziehen muß, beschenkt er heimlich als Mensch doppelt, dem Bösewicht, den er als Herzog zu einer körperlichen Strafe verdammt, gibt er durch Briefchen von unbekannter Hand einen Wink, sich vorher aus dem Staube zu

machen. Er ist ein Oberer des Zinnendorfischen Systems, aber nicht mit Vorliebe anhängig an dieses System, sondern in Wahrheit. Das Jahr hindurch, wenn er nicht zum Oberen gewählt ist, gehorcht er pünktlich wie der gemeinste Freimaurer[87]."

Als Schiller jene unbesoldete Professur erhielt, war der Herzog den Illuminaten ergeben, die — wie wir noch sehen werden — die französische Revolution unterstützten und deren Gedanken in Deutschland verbreiteten. Es ist also — wenn man die Wirksamkeit der Geheimorden jener Zeit berücksichtigt — wohl verständlich, daß man Schillers Geschichte der niederländischen Revolution in Gotha sehr schätzte, wie man sie später in dem revolutionären Frankreich geschätzt hat. Aber Schiller hatte sich wiederholt geweigert, einer Loge oder dem Illuminatenorden beizutreten. Im Gegenteil, er hatte im „Geisterseher" die Geheimorden sogar angegriffen. Es ist nach dem Brief Schillers an Körner vom Anfang April 1789 sehr wohl anzunehmen, daß der Illuminatus dirigens, der freimaurerische Propagandist Bode, noch einmal an Schiller wegen eines Eintritts in den Illuminatenorden herangetreten ist:

„Ich lasse dies sogleich abgehen und habe keine Zeit, Dir heute ausführlich zu schreiben ... Du wirst Ende Mai einen Besuch von Bode erhalten, der Dich ein paar Bouteillen Rheinwein kosten wird. Bode ist Verfasser des Buches: Mehr Noten als Text. Aber er will es verschwiegen halten. Seine maçoniquen (d. h. freimaurerischen) Ideen werden Dich nicht mehr interessieren, und er selbst

---

[87]) Wilh. Wald: „Die Landes-Großmeister der Großen Landesloge der Freimaurer von Deutschland", Teil 2: Bruder Ernst II., Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg, Schriften der Wissenschaft. Kommission d. Gr. Landesloge der Freimaurer von Deutschland. Heft 6, Seite 9, 13 und 119.

vielleicht auch nicht; aber da Du doch allerlei von ihm reden hörst, so ist's gut, daß Du ihn von Person kennst. Er verlangt Aufmerksamkeiten, und den Damen will er auch nicht mißfallen. Minna und Dorchen werden also etwas übriges tun müssen. Er ist eine gute Posaune, die man doch immer gern schont."

Dieser Brief läßt erkennen, welchen Einfluß dieser Illuminat besaß und daß er mit „seinen freimaurerischen Ideen" wiederum von Schiller zurückgewiesen worden war. Anscheinend wollte Bode jetzt Körner aufsuchen, um diesen zu bewegen, den Dichter zum Eintritt in eine Loge zu veranlassen, da er mit seiner „Kunst" und seinen Versprechungen bei Schiller nichts ausrichten konnte.

Man wollte Schiller aber zweifellos in Weimar festhalten. Zumal sich für ihn eine Möglichkeit in Berlin zu eröffnen schien. Man fühlte sich aber nicht geneigt, ihm — wie dem Illuminaten Reinhold, dem man geheime Aufträge nach Dänemark anvertraute und der mit Weishaupt in enger Fühlung stand — eine Besoldung zuzuerkennen. In diesem Fall ist auch Goethes merkwürdiges Rescript verständlich, über das sich so viele Literaturhistoriker gewundert, ja entrüstet haben. Sehr richtig hat Johannes Scherr bemerkt, Goethes Empfehlung Schillers klingt ...

„... so kühl, daß es Gegnern Goethes nicht eben schwerfallen mußte, daraus den Schluß zu ziehen, der Herr Minister habe zu Schillers Berufung zur besoldungslosen Professur in Jena nur mitgewirkt, um den Mann, dessen aufstrebender Ruhm ihn geniert hätte, aus Weimar zu entfernen und zugleich aus der poetischen Laufbahn zu werfen [88])."

[88]) „Schiller und seine Zeit", Leipzig 1859, 2. Buch, Seite 148.

Scherr lehnt zwar diese Erklärung ab. Es ist allerdings dabei zu berücksichtigen, daß Goethe die ablehnende Kritik Schillers an seinem „Egmont“ sehr verärgert hatte. Goethe war bisher gewohnt gewesen, in Weimar wie ein Gott verehrt zu werden. Dieser Kultus war Schiller „unausstehlich“. Der erste Eindruck, den Goethe auf Schiller machte, war ungünstig, ja unsympathisch. Zweifellos ist das bei dem Zusammentreffen zum Ausdruck gekommen. Schiller hat sich in den Briefen an die Schwestern von Lengefeld und Körner damals recht abfällig über Goethe geäußert. Vielleicht hat er auch hier und da einmal mündlich etwas ähnliches verlauten lassen, was man Goethe dann hinterbracht hat. Heute kennt kaum jemand jene Briefe Schillers. Man kennt nur die „üblichen Weimarer Legenden“, wie Herman Hefele sehr richtig sagt. Und diese gedeihen unverwüstlich auf dem Gebiet der Literatur, wie eben alles Unkraut gedeiht. Es sind Professoren-Legenden. Sie entsprechen nicht den Tatsachen, die aus Schillers Briefen ersichtlich sind. Goethe hat selbst gesagt, daß er sich damals von Schiller angegriffen gefühlt und jede Verbindung mit ihm abgelehnt habe. Auf der anderen Seite ist es noch unwahrscheinlicher, daß die fünf Höfe der sächsischen Länder — Weimar, Gotha, Koburg, Meiningen und Hildburghausen —, die gemeinsam den Unterhalt der Universität Jena bestritten, nicht in der Lage gewesen sein sollten, eine Besoldung für Schiller aufzubringen. Sehr richtig schrieb der ärgerliche Körner am 30. 12. 1788 an den „übertölpelten“ Schiller: „Es ist jetzt zu spät, über die Sache zu reden, aber soviel muß ich Dir doch sagen, daß Jena an D i r und Du nicht an dem Professortitel eine Acquisition machst. An Deiner Stelle würde ich wenigstens merken lassen, daß ich das fühlte.“

Am 2. Januar 1789 schrieb Schiller über diese Professur, von der er sich eine größere Beachtung seiner historischen Schriften versprach, an Ferdinand Huber:

„Daß ich nach Jena gehe, wird Dir Körner geschrieben haben. Nie hätt ich diesen Schritt getan, wenn ich ihn nicht für die einzige Auskunft hielte, meine Schulden zu tilgen und innerhalb einiger Jahre zu einer gewissen Freiheit und Ruhe des Geists zu gelangen, ohne die ich mein Leben auch nicht einen Tag mehr fortsetzen möchte."

In dem Brief an Körner vom 9. 3. 1789 berührt er noch einmal den unsympathischen Eindruck, den Goethe auf ihn gemacht hatte, und schreibt:

„Dieser Mensch, dieser Goethe, ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen, und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen! Einholen läßt sich alles Verlorene für mich nun nicht mehr — nach dem 30sten bildet man sich nicht mehr um — und ich könnte ja selbst diese Umbildung vor den nächsten 3 oder 4 Jahren nicht mit mir anfangen, weil ich 4 Jahre wenigstens meinem Schicksal noch opfern muß. Aber ich habe noch guten Mut und glaube an eine glückliche Revolution für die Zukunft. Könntest Du mir innerhalb eines Jahres eine Frau von 12 000 Thl. verschaffen, mit der ich leben, an die ich mich attachieren (fesseln) könnte, so wollte ich Dir in 5 Jahren — eine Friedericiade" (ein großes Epos auf Friedrich d. G., das Schiller damals plante), „eine klassische Tragödie und, weil Du doch so darauf versessen bist, ein halb Dutzend schöner Oden liefern — und die Akademie in Jena möchte mich dann im Arsch lecken."

Aus diesem Briefe spricht Schillers tiefe Abneigung

gegen diese Professur, für die er — ohne einen Heller festes Gehalt zu bekommen — sogar noch Gebühren zu zahlen hatte. „Die Professur soll der Teufel holen" — schreibt er ärgerlich am 17. 1. 1789 an Körner — „sie zieht mir einen Louisd'or nach dem andern aus der Tasche ... Der Magisterquark soll auch über 30 Thaler, und die Einführung auf der Universität ihrer 6 kosten. Da hab ich nun schon eine Summe von 60 Thalern zu erlegen, ohne was anders als Papier dafür zu haben." Auch Scherr muß zugeben, daß Schiller mit der Professur ein schlimmer Dienst geleistet wurde. „Aber" — so meinte er, Goethe entschuldigend — „vielleicht ist ihm, der die Bemühung um das tägliche Brot nie gekannt, gar nicht eingefallen, was es hieße, das tägliche Brot sich erarbeiten zu müssen." Aber so ganz lebensfremd konnte Goethe doch wohl nicht sein. Über seinen „genialen" Lebenswandel mit dem Herzog schrieb er einmal an Frau von Stein: „Die Verdammnis, daß wir des Landes Mark verzehren, läßt keinen Segen der Behaglichkeit grünen." Das „Mark des Landes" konnte man also „verzehren", aber dem Professor Schiller konnte man keine Besoldung zubilligen! Eine etwas merkwürdige Ökonomie des weimarischen „Musenhofes".

Schillers Antrittsvorlesung am 26. 5. 1789 wurde ein Ereignis in Jena. Seine Dichtungen hatten die Begeisterung der Studenten geweckt. Es war eine Jugend, der „es feurig durch die Wangen lief, wenn man von Freiheit sprach", wie es der Marquis von Posa von dem Prinzen Carlos erwartete. Schiller hat den Verlauf dieser Vorlesung „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?" in seinem Brief vom 28. 5. 1789 an Körner geschildert. Er schreibt:

„Vorgestern als den 26sten habe ich endlich das Abenteuer auf dem Katheder rühmlich und tapfer bestanden und gleich gestern wiederholt ... Halb 6 war das Auditorium voll. Ich sah aus Reinholds Fenster Trupp über Trupp die Straße heraufkommen, welches gar kein Ende nehmen wollte ... Die Menge wuchs nach und nach so, daß Vorsaal, Flur und Treppe voll gedrängt waren und ganze Haufen wieder gingen. Jetzt fiel es einem, der bei mir war, ein, ob ich nicht noch für diese Vorlesung ein anderes Auditorium wählen sollte. Grießbachs Schwager war gerade unter den Studenten; ich ließ ihnen also den Vorschlag tun, bei Grießbach zu lesen, und mit Freuden ward er angenommen. Nun gab's das lustigste Schauspiel. Alles stürzte hinaus und in einem hellen Zug die Johannisstraße hinunter, die, eine der längsten in Jena, von Studenten ganz besät war. Weil sie liefen, was sie konnten, um in Grießbachs Auditorium einen guten Platz zu bekommen, so kam die Straße in Alarm und alles an den Fenstern in Bewegung. Man glaubte anfangs, es wäre Feuerlärm, und am Schloß kam die Wache in Bewegung. Was ist's denn? Was gibt's denn? hieß es überall. Da rief man denn: Der neue Professor wird lesen. Du siehst, daß der Zufall selbst dazu beitrug, meinen Anfang recht brillant zu machen ...

Grießbachs Auditorium ist das größte und kann, wenn es voll gedrängt ist, zwischen 300 und 400 Menschen fassen. Voll war es diesmal, und so sehr, daß ein Vorsaal und noch der Flur bis an die Haustür besetzt war und im Auditorium selbst viele sich auf die Subsellien stellten. Ich zog durch eine Allee von Zuschauern und Zuhörern ein und konnte den Katheder kaum finden; unter lautem Pochen, welches hier für Beifall gilt, bestieg ich ihn und sah

mich von einem Amphitheater von Menschen umgeben ... Meine Vorlesung machte Eindruck, den ganzen Abend hörte man in der Stadt davon reden, und mir widerfuhr eine Aufmerksamkeit von den Studenten, die bei einem neuen Professor das erste Beispiel war. Ich bekam eine Nachtmusik, und Vivat wurde dreimal gerufen ... Meine erste Vorlesung handelte vorzüglich von dem Unterschied des Brotgelehrten und des philosophischen Kopfes. Außer den lokalen Ursachen, die ich hatte, die Begriffe meiner Leute über diese zwei Dinge zu fixieren, hatte ich allgemeine, die ich Dir nicht zu sagen brauche. — In meiner zweiten Vorlesung gab ich die Idee von Universalgeschichte. Es ist hier ein solcher Geist des Neides, daß dieses kleine Geräusch, das mein erster Auftritt machte, die Zahl meiner Freunde wohl schwerlich vermehrt hat ..."

Schiller führte also in dieser Vorlesung jenen Gedanken aus, den er vor fünf Jahren bereits gehegt, aber in der Vorlesung zu Mannheim nicht ausgesprochen hatte: Den Unterschied zwischen dem Brotgelehrten und dem freien Forscher, der nur der Wahrheit dient und damit — wie Schiller es in dem damals gestrichenen Absatz der Mannheimer Rede ausdrückte — „dem Rufe des Gottes folgt, der in ihm ist". Schiller sagte am 26. 5. 1789 u. a.:

„... was hat der Mensch Größeres zu geben als Wahrheit? ... Anders ist der Studierplan, den sich der Brotgelehrte, anders derjenige, den der philosophische Kopf sich vorzeichnet ... Seinen ganzen Fleiß wird er (der Brotgelehrte) nach den Forderungen einrichten, die von dem künftigen Herrn seines Schicksals an ihn gemacht werden, und alles getan zu haben glauben, wenn er sich fähig gemacht hat, diese Instanz nicht zu fürchten ... nicht bei seinen Gedankenschätzen sucht er seinen Lohn — seinen

Lohn erwartet er von fremder Anerkennung, von Ehrenstellen, von Versorgung ... Darum kein unversöhnlicherer Feind, kein neidischerer Amtsgehilfe, kein bereitwilligerer Ketzermacher als der Brotgelehrte ..."

Diese Worte Schillers sind durch die heutigen Verhältnisse und Zustände im Wissenschaftsbetrieb noch viel zeitnaher geworden, als sie damals waren. Zum „künftigen Herrn des Schicksals" der Studierenden haben die „christlich-demokratischen" Parteien die Kirche gemacht. Sie haben sie mit einer für Schiller kaum vorstellbaren Macht ausgestattet, wie es die Behandlung der Schul- und Lehrerbildungsfragen beweisen. Heute ist die Philosophie wieder zur ancilla theologiae — zur Magd der Theologie herabgewürdigt. Daher hat gerade der letzte von uns oben angeführte Satz Schillers erhöhte Bedeutung. Aber — das wandte Schopenhauer ein — „Brotstudenten sind oft genug getadelt worden; aber die Brotprofessoren verstehn sich von selbst". Und gerade diese amts- und titelsüchtigen Brotgelehrten tragen die größte Schuld an jenen Zuständen!

Schiller sagte weiter in jener Vorlesung:

„Unser menschliches Jahrhundert herbeizuführen, haben sich — ohne es zu wissen oder zu erzielen — alle vorhergehenden Zeitalter angestrengt. Unser sind alle Schätze, welche Fleiß und Genie, Vernunft und Erfahrung im langen Alter der Welt endlich heimgebracht haben. Aus der Geschichte erst werden Sie lernen, einen Wert auf die Güter zu legen, denen Gewohnheit und unangefochtener Besitz so gerne unsere Dankbarkeit rauben: Kostbare teure Güter, an denen das Blut der Besten und Edelsten klebt, die durch die schwere Arbeit so vieler Generationen haben errungen werden müssen! — Ein edles Ver-

langen muß in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtnis von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müssen, auch aus unsern Mitteln einen Beitrag zu legen und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen."

Auch hier ist es lehrreich, einen Blick in unsere Zeit zu werfen! Wir können heute im Zeitalter der Atom- und Wasserstoffbomben — ein schauerliches Ergebnis jener Brotgelehrsamkeit — kaum noch von einem „menschlichen Jahrhundert" sprechen. Aber andererseits möchten uns jene rückschrittlichen Parteien im Bündnis mit einer abgestandenen Kirche und deren machtgierigem Klerus um die durch Lessing, Schiller, Kant und viele andere errungene Geistesfreiheit betrügen. Man verlästert die Aufklärung des 18. Jahrhunderts wie den deutschen Idealismus; man preist uns das finstere Mittelalter als Kulturhöhe an. Jenes Mittelalter, das durch Inquisition, Hexenprozesse, Leibeigenschaft, Priester- und Fürstenwillkür, Geisteszwang, Barbarei und Kreuzzüge bei denkenden Menschen nur Scham, Zorn und Widerwillen wecken kann. Daher hat der wackere deutsche Kulturhistoriker Johannes Scherr denn auch in seinem Zorn geschrieben:

„Seitdem eine unlautere Partei es unternommen hat, das Jahrhundert der ‚Aufklärung' mittels einseitigster Betonung seiner Ausschreitungen zu verleumden, seitdem jeder belfernde Bonze und jeder meckernde Mucker sich gedrungen fühlt, jenes jämmerliche Apostaten-Stichwort vom ‚Aufkläricht' nachzuplappern, seitdem ist es in Sakristeien, Konventikeln und derartigen Örtlichkeiten mehr

fromme Mode geworden, über die Gesellschaft des 18. Jahrhunderts mit geringschätzigem Achselzucken abzusprechen. Um die wahren Motive dieser affektierten Geringschätzung zu verbergen, bedient man sich der landläufigen Redensarten über die ‚Zopfperiode‘ und ‚Reifrockzeit‘. Damit wähnen die Geschichtefälscher, jene große Zeit unter die Schablone des Barocken, Putzigen, Lächerlichen bringen zu können; allein dieser Versuch erbringt nur den unwidersprechlichen Beweis, daß die Unwissenheit solcher Gesellen noch größer ist als ihre Unverschämtheit [89])."

Schopenhauer sagte jenen gedankenlosen und überheblichen Schwätzern, indem er auf die großen Dichter, Philosophen und Musiker jener „Zopfzeit" — Lessing, Goethe, Schiller, Kant und Mozart — hinwies, „an jenen Zöpfen saßen Köpfe; jetzt hingegen scheint mit dem Stengel auch die Frucht verschwunden zu sein"! Aber auch wir haben — so mahnt Schiller — „zu dem reichen Vermächtnis von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müssen, aus unseren Mitteln einen Beitrag zu legen!" Sorgen wir, daß unser Beitrag dem der vorangegangenen Jahrhunderte entspricht. David Friedr. Strauß hat dem 19. Jahrhundert vorgehalten, „es hat eine reiche Erbschaft angetreten; aber selten ist auch ein reicher Erbe gegen den Erblasser undankbarer gewesen. ... Mit Geschick und Erfolg hat die Rückschrittspartei in Deutschland, vor allem die Dichter und Philosophen der romantischen Schule, die hervorragenden Männer unseres achtzehnten Jahrhunderts in ein ungünstiges Licht zu rücken, die unbedeutenden voranzustellen, die großen zu-

---

[89]) Johannes Scherr: „Deutsche Kultur- und Sittengeschichte", 9. Auflage, Seite 427, Leipzig 1887.

rückzuschieben oder gar aus der Reihe zu entfernen gewußt[90])."

Das 19. Jahrhundert hatte diese Fehler zu büßen! Darum dürfen wir uns nicht von den benebelnden Weihrauchdämpfen der heutigen Zeit betäuben und auch nicht von Titeln, Würden, Geldern, Nobelpreisen und anderem Blendwerk verführen lassen. Wir haben auf der Wacht zu sein, daß uns der von Schiller so reich gemehrte Schatz der Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit nicht von den Vertretern der Rückschrittspartei oder anderer tückischer Mächte geraubt wird.

Die Antrittsvorlesung des neuen Professors war in jeder Hinsicht revolutionär im besten Sinne. Daher brach denn auch der Neid der sogenannten „Freunde" und versteinerten „Kollegen" bald aus. Als die Vorlesung gedruckt wurde, hatte Schiller sich auf der Titelseite als „Professor der Geschichte" bezeichnet. „Ich bin, das ist wahr, aber ich habe es jetzt erst erfahren", — schrieb er am 10. 11. 1789 an die Schwestern Lengefeld — „ich bin nicht als Professor der Geschichte, sondern der Philosophie berufen." Daher schickte der als Professor der Geschichte bestallte Prof. Heinrich den Akademiediener aus, um die Druckexemplare von Schillers Vorlesung mit dem „angemaßten", falschen Titel in der Jenenser Buchhandlung zu beschlagnahmen. Diese waren jedoch bereits versandt. Der um die „Ehre" und „Würde" seines professoralen Herrn und Meisters besorgte Diener führte nun den zweiten Teil seines Auftrages aus: Er riß die ausgehängten Titelblätter herunter und ging stolz davon. „Ist dies aber nicht erbärmlich?" — fragt Schiller in dem Brief an

---

[90]) Dav. Friedr. Strauß: „Hermann Sam. Reimarus", Leipzig 1862, Seite 1 und 3.

Körner vom 10. 11. 1789 — „mit solchen Leuten habe ich zu tun!"

Das damals wissenschaftlich-revolutionierende war Schillers Geschichtsauffassung. Er sagte: „Eigentlich sollten Kirchengeschichte, Geschichte der Philosophie, Geschichte der Kunst, der Sitten, des Handels mit der politischen in Eins zusammengefaßt werden, und dieses kann erst Universalgeschichte sein; mein Plan ist es, diesen Weg zu gehen." Erst im nächsten Jahrhundert ist man ihm auf diesem Weg gefolgt. Sehr schön sagte Johannes Scherr von Schillers Geschichtsauffassung:

„Es ist fürwahr nichts Kleines gewesen, inmitten des trostlosen politischen Marasmus, welchem Deutschland verfallen war, diesen geschichtsphilosophischen Standpunkt zu gewinnen, und wir müssen eine günstige Schicksalsfügung darin erkennen, daß uns gerade zu einer Zeit, wo dem Deutschen eine pessimistische Weltanschauung nur allzu nahe gelegt war, in Schiller ein Prophet erstand, welcher, den Blick auf den Bildungsgang der Menschheit gerichtet, seinen Landsleuten die frohe Botschaft von der unendlichen Vervollkommnungsfähigkeit unseres Geschlechtes verkündigte [91])."

Im Bereich dieser Geschichtsauffassung lag auch die Abhandlung „Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde" bzw. „Die Sendung Moses". Schiller verfügte zwar noch nicht über die heutigen Kenntnisse, nach denen jene „mosaischen Urkunden" keine Urkunden, keine ernst zu nehmenden „Berichte" sind, sondern ein Gewirr von Priestererfindungen, Sagen, Legenden und Mythen darstellen, in dem sich

---

[91]) Johannes Scherr: „Schiller und seine Zeit", Leipzig 1859, 2. Buch, Seite 130.

nur mühsam der historische Gehalt entdecken läßt. Ja, diese Sagen sind noch nicht einmal ursprünglich jüdisch. Aber Schiller entkleidete die halbmythische Gestalt des Moses ihrer religiösen Aufmachung und zeigte den jüdischen Politiker. Das ist wichtig. Auf heute überholte Einzelheiten kommt es dabei nicht an.

Nietzsche hat einmal gesagt, es habe „die jüdische Priesterschaft ihre eigene Volks-Vergangenheit gegen jede historische Realität ins Religiöse übersetzt". Damit haben aber die Juden — so meinte Goethe — „ihre Geschichte verdorben". Schiller versuchte in jener Abhandlung — soweit er dazu in der Lage war —, diese fälschlich als Geschichte aufgefaßte und ausgegebene Priesterlegende aus dem Religiösen in die „historische Realität" zurück zu übersetzen. Dies lag für ihn nahe, weil er bereits den darin zum Ausdruck kommenden Gottesbegriff als rückständig erkannt hatte. Ein derartiger Gottesbegriff war für ihn „das göttliche Monstrum des Morgenländers, das mit der blinden Stärke des Raubtiers die Welt verwaltet".

Schiller vertritt hier etwa die Auffassung, die der Historiker Gustav Freytag in seinem berühmten Werk „Bilder aus deutscher Vergangenheit" bekundet. Auch er schrieb von den Juden als „den Söhnen der alten Wüstenbewohner, denen ihr oberster Scheich, der wilde Jehova, vor Kamelen und Herden im feurigen Wirbel des Wüstensturmes vorangegangen war, jeden tötend, der von ihm abfiel".

Der Assyriologe Friedrich Delitzsch stellte auf Grund seiner umfangreichen Forschungen fest: „Nicht Gott hat sich vom Sinai offenbart, das göttliche Wesen, vor dem wir Sterblichen als vor dem größten Geheimnis des

Menschenlebens und der Völkergeschichte voll Ehrfurcht und Demut noch immer stehen, sondern Jaho (d. i. Jahwe oder Jehowa), der Nationalgott Israels, gemäß der Fiktion prophetischer Theologie oder richtiger Phantasie [92])."

„Außerdem" — so schrieb der jüdische Psychiater William Hirsch — „können wir in Moses unmöglich den ‚weisen Gesetzgeber' erblicken, als der er nun einmal in der Welt verschrieen ist. Die Gesetze und Gebräuche, die dem Volke am Berge Sinai gegeben wurden, sind teils den ägyptischen Gebräuchen entnommen, teils sind sie so absurd und lächerlich, wie sie nur in einem geisteskranken Gehirn entstehen konnten."

Wir wissen heute, daß jene Gesetze auch noch aus anderen Kulturkreisen — z. B. der Hamurabi-Gesetzgebung und der Sumero-Akkader — entnommen wurden. Hirsch, der die Legenden der Bibel als „Geschichte" auffaßt, kommt daher bei der Beurteilung der mythischen Gestalt des Moses zu folgendem Schlußergebnis: „Daß ein ganzes Volk von diesem einen geisteskranken Menschen ein halbes Jahrhundert lang an der Nase herumgeführt und sogar mißhandelt wurde, daß man mehrere Jahrtausende hindurch diese Wahnideen und Sinnestäuschungen für Offenbarungen Gottes hielt, — ist wunderbar genug. Daß man aber heute noch, trotz aller wissenschaftlicher Errungenschaften, trotz unseres ‚aufgeklärten' Zeitalters, an diesen Wahnsinn, als an etwas Göttliches glaubt, und es als solches in der Schule lehrt, das wäre wirklich urkomisch, wenn es nicht so tragisch wäre [93])!"

---

[92]) Friedrich Delitzsch: „Die große Täuschung", Stuttgart 1920, Seite 70.

[93]) William Hirsch: „Religion und Civilisation vom Standpunkte des Psychiaters", München 1910, Seite 55 und 63.

Schiller konnte jene wissenschaftlichen Kenntnisse des 20. Jahrhunderts natürlich noch nicht besitzen. Zumal die Psychiatrie hat sehr wichtige Zusammenhänge zwischen der Religion und dem Geisteszustand der Menschen aufgedeckt. Dadurch werden manche Erscheinungen des religiösen Lebens sowohl als auch das Verhalten der Religionsstifter verständlich. Allerdings mag dabei manche psychopathische Theorie bzw. Diagnose falsch sein, weil sich solche Gestalten — wie die des Moses — im Nebel der Mythen und Legenden verlieren.

Schiller bezieht sich in der Abhandlung „Die Sendung Moses" ausdrücklich auf die Schrift des Exjesuiten, Freimaurers und Illuminaten Karl Leonhard Reinhold. Reinhold war der Schwiegersohn des Chr. Martin Wieland, der ebenfalls Freimaurer und Illuminat war. Der Logenname Reinholds war „Bruder Decius". Er hatte in einer Wiener Loge einen Vortrag über den Zusammenhang der Freimaurerei mit den hebräischen Mysterien gehalten. Dabei hatte er betont, daß die Freimaurer nicht etwa irgendeinen allegorischen Tempel zu bauen hätten, „sondern den zerstörten Tempel der Juden, den Tempel der Religion, die dem gemeinen Glauben der Christen zu Grunde liegt". Er erläuterte dann die Aufnahme in die Freimaurerei und schrieb: „Unsere erste Aufnahme und Einführung in den Orden ist in ihren wesentlichsten Zeremonien ein unverkennbares Bild der Aufnahme der Israeliten zum Volk Gottes und ihrer Einführung in das Land der Verheißung. Haben wir nicht alle so wie die Israeliten einen langweiligen und schaudervollen Aufenthalt in einem wüsten Vorbereitungsorte, einen Durchzug durch Feuer und Wasser, eine mühe- und gefahrvolle Reise zurück-

legen müssen, bevor wir an der heiligen Stätte (vor dem Berg Sinai) anlangten [94])?"

Diese Zusammenhänge zwischen der Freimaurerei und dem Judentum interessierten die Menschen jener Zeit. Bereits im Jahre 1786 hatte der Weimarer Kammerrat Ernst August von Göchhausen in einer antifreimaurerischen Schrift gerade auf diese Zusammenhänge hingewiesen. Er schrieb dazu: „Kein Orden aber trägt entschiedenere Muttermale, — lassen Sie mir dies sehr erläuternde Wort hier gelten — an sich, als die auf puren jüdischen Hieroglyphen sich drehende symbolische Freimaurerei. Alle ihre Einrichtungen, Instruktionen, Teppiche, Geräte, vermeintliche Ordensgeschichte, — wir haben sie auch gedruckt! — sind ein Gemisch von hebräischen Bildern. Der jüdische Salomo ist einer ihrer höchsten angeblichen Meister; sein Tempel ist ihr wichtigstes Sinnbild [95])."

Reinhold, ein Vertrauter des Illuminatenordens, wird zweifellos versucht haben, Schiller diesem Orden zuzuführen. In den Veröffentlichungen „Etwas über die erste Menschengesellschaft" und „Die Sendung Moses" finden sich indessen keine freimaurerischen Gedanken. Nur die Bezugnahme auf die genannte Schrift Reinholds verrät Schillers Absicht, gegen die freimaurerisch-religiöse Auffassung der Gestalt des Moses Stellung zu nehmen, die politische zu betonen.

---

[94]) Br. Decius (d. i. Karl Leonhard Reinhold): „Die Hebräischen Mysterien oder die älteste religiöse Freymaurerei. In zwey Vorlesungen gehalten in der Loge zu ++++ (Wien), Leipzig 1788, Seite 18.

[95]) Ernst Aug. Anton von Göchhausen: „Enthüllung des Systems der Weltbürger-Republik", Leipzig 1786, Seite 398.

Das Drama in der Politik

Während sich in diesen Maitagen des Jahres 1789 im Auditorium maximum der Universität des Saalestädtchens eine geistige Revolution ankündigte, wetterleuchtete die politische Revolution in die hohen Fenster des Versailler Prunkschlosses. Bei den Darstellungen der französischen Revolution werden oft nur deren geistige Grundlagen berücksichtigt und als Ursachen überbetont. Nämlich die Werke von Voltaire, Rousseau, Diderot, d'Alembert, Helvetius und vielen anderen. Zumal der mit dem Königtum und der verkommenen Oberschicht verbundene, ebenso verkommene Klerus hat durch seine geistlichen und weltlichen Vertreter damals und später die „Aufklärung" für alle Untaten dieser Revolution verantwortlich gemacht. Dagegen hat sich die Freimaurerei seit jenen Tagen immer wieder gerühmt, diese Revolution herbeigeführt zu haben. Die Freimaurer haben dabei auf jene Philosophen hingewiesen, um sich ihrerseits von den Untaten zu entlasten und von diesen abzurücken.

Aber die Revolution wäre weder durch die mehr oder weniger philosophische Aufklärung, noch durch die unterirdische Wirksamkeit der Geheimorden allein herbeizuführen gewesen. Dazu gehörte ein bedrücktes und empörtes Volk. Es bedurfte jener sozialen und wirtschaftlichen Mißverhältnisse und Spannungen, die in Frankreich

herrschten. Diese Verhältnisse waren die Folgen einer korrupten Regierung und verdorbenen Gesellschaft. Der Keim zu diesem Verderben wurde durch den von den Jesuiten ausgebildeten und gestützten Absolutismus Ludwigs XIV. (1643—1715) gelegt. Diese verderbliche Saat ging unter der Regentschaft des unsittlichen Herzogs Philipp von Orleans und seines Freundes, des Kardinals Dubois, auf. Die Wirkungen zeigten sich auf allen Gebieten des Lebens und der Verwaltung. Nach dem Regierungsantritt des verantwortungslosen, trägen und genußsüchtigen Königs Ludwig XV. (1715—1774) begann die berüchtigte Mätressenwirtschaft. Die Mätressen verschleuderten mit dem König die Staatseinkünfte. Waren die Kassen leer, wurden neue, immer neue Steuern und Abgaben ausgeschrieben und gewaltsam eingetrieben. Dennoch hat die hochgebildete Madame de Pompadour als der inoffizielle Premierminister manche guten Einrichtungen geschaffen. Besonders hat sie Kunst und Wissenschaft gefördert. Um den erotomanisch veranlagten König zu beschäftigen, richtete sie ihm den übelberüchtigten sog. „Hirschpark" ein. Dieser „Hirschpark" war ein Privatbordell, wie es von vielen reichen Leuten in Paris unterhalten wurde. Mehrere Agenten bereisten Europa, um die schönsten Mädchen für den König zu gewinnen. Man scheute weder Geld noch Gewalt, um dessen Gelüste zu befriedigen. Aber es ging in jenem Hause sehr christlich-fromm zu. Denn — so berichtete der Bischof Grégoire von Blois — „in dem berüchtigten Hirschpark lehrte der König, sagt man, den Opfern seiner Unenthaltsamkeit den Katechismus und ließ ihn auswendig hersagen[96])." Es

[96]) „Geschichte der Beichtväter" von Grégoire, ehem. Bischof von Blois, übers. von G. W. Becker, Leipzig 1825, 2. Teil, Seite 142.

waren ja auch zuweilen 12jährige Mädchen darunter. Und da die schnell wechselnden Bewohnerinnen beim Verlassen dieses schändlichen Instituts mit oft sehr großen Pensionen, Aussteuern und Geschenken bedacht und abgefunden wurden, da die Leiterin desselben ein Ministergehalt bezog, verschlang dieser „Hirschpark" sehr große Summen, welche durch Steuern wieder eingebracht werden mußten. Das heute in der Pinakothek zu München hängende und bewunderte Gemälde des französischen Malers Boucher, das sog. „ruhende nackte Mädchen", stellt ein solches „Hirschpark"-Mädchen — die Louise O'Murphi — dar. Dieses Mädchen wurde dem König durch den berüchtigten Schwindler, Falschspieler und Geheimagenten Casanova — natürlich gegen entsprechende Bezahlung — verkuppelt.

Als nun aber nach dem Tode der Madame de Pompadour das ehemalige Bordellmädchen Jeanne Becus aus dem „Salon" der Kupplerin Gourdan als „Gräfin Dubarry" in die Tuilerien einzog und zu „regieren" begann — da begann der Absturz der Monarchie in das Chaos der Revolution. Ludwig XV. war klug genug, diese Entwicklung kommen zu sehen. „Mein Enkel" (der spätere Ludwig XVI.) „mag sich in acht nehmen", hatte er vor seinem Tode gesagt. Dieser unglückliche und unschuldige Herrscher büßte, was sein Großvater durch seine Mißregierung verbrochen hatte. Das Volk war verachtet und mit Steuern überlastet. Selbst Bauern verhungerten auf dem Lande. Ein Zeitgenosse, Argenson, vernahm i. J. 1750 auf seinem Landbesitz, daß die jungen Bauern und Bäuerinnen nicht mehr heiraten wollten. Sie meinten, sie würden doch nur unglückliche Menschen zur Welt bringen. Weiter berichtet Argenson: „Ein Steuerbeamter kam in das Dorf, in dem sich mein Landhaus befindet. Er äußerte, diese

Gemeinde werde jetzt eine weit höhere Steuer zahlen müssen, denn er habe bemerkt, daß die Bauern hier fetter seien als in anderen Orten, daß vor den Türen Federn von Geflügel lägen, daß man also gut zu leben wisse." Das Privileg, Steuern zu erheben, wurde von der Regierung an den Höchstzahlenden verpachtet. Die Steuerpächter waren gewissenlose Subjekte, die den letzten Heller erbarmungslos aus dem Volk herauspreßten. Sie führten ein üppiges, verschwenderisches Leben, unterhielten zahlreiche Mätressen, die sich gerne mit Diamanten übersät sehen ließen. Außerdem wurde das Volk — zumal die Landbevölkerung — mit Abgaben und Leistungen an die Kirche und die zahlreichen Klöster bedrückt. Die Erträge der reichen Pfründen mußten ebenfalls aus dem Volk herausgepreßt werden. Dagegen waren Geistlichkeit und Adel von jeglichen Steuern befreit. Napoleon hat später dem englischen Arzt O'Meara zur Kennzeichnung jener Mönche gesagt, „daß die Klöster mit diesem Pack angefüllt waren, das nichts tut als essen, beten und Verbrechen begehen".

In den Städten war es nicht besser. Die meisten Mädchen verfielen in ihrer und ihrer Familien Not der Prostitution. Die Tatsachenberichte über diese schändlichen Zustände sind einfach grauenvoll. Der König ging ja in dieser Beziehung mit bösem Beispiel voran. Und böse Beispiele haben noch immer gute Sitten verdorben.

Dieser prunkend und prahlend zur Schau getragene Luxus und das Verhalten der Privilegierten dem Volk gegenüber stand im aufreizenden Gegensatz zu der um sich greifenden Verelendung der Massen. Die verhaltene Wut der Menschen aus den unteren Schichten steigerte sich von Jahr zu Jahr. Philosophen wie Rousseau hätten gefühllos sein müssen wie die anderen, wenn sie sich dieser ent-

setzlichen Not des Volkes verschlossen haben würden. Packt doch den Kulturhistoriker heute noch der Zorn, wenn er diese Zustände überblickt!

Der Klerus war — wie überall und immer — der natürliche Verbündete der Tyrannei. „Wenn die Mißbräuche des hohen Klerus die Kirche verhaßt gemacht haben", — sagte der französische Philosoph Condorcet (1743—1794) im Jahre 1781 — „so macht sich der niedere verächtlich." Von der Religion in Frankreich schrieb er allgemein:

„le zèle religieux des philosophes et des grands n'était qu' une dévotion politique: et toute religion, qu'on se permet de défendre comme une croyance qu'il est utile de laisser au peuple, ne peut plus espérer qu'une agonie plus ou moins prolongée [97])." (Der religiöse Eifer der Philosophen und der Großen war nur eine politische Frömmigkeit, und jede Religion, die man als einen Glauben verteidigt, welchen dem Volk zu lassen von Nutzen ist, kann nur noch auf ein mehr oder weniger verlängertes Hinsterben rechnen.)

Das erlebte man damals in Frankreich und wird es immer und überall erleben. Geldgier und Wohlleben, Unduldsamkeit gegen Andersgläubige bei eigener Ungläubigkeit kennzeichnen die damalige französische Geistlichkeit. Aus dem eifrig geförderten Aberglauben des Volkes machte die Kirche ein gewinnreiches Geschäft. Der Reliquienschwindel blühte. Allein die „Träne Christi", die das Kloster der „Barmherzigkeit" zu Paris alljährlich ausstellte, brachte in jedem Jahr etwa 3000 bis 4000 Livres (etwa 200 000 DM) ein. Und das war nur e i n Fall. Mehrere Klöster stritten sich um den Besitz der „echten" Vorhaut Christi!

---

97) Condorcet: „Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain", Paris 1794, ep. 5, p. 126 squ.

Schon im Jahre 1753 schrieb Argenson als beobachtender Zeitgenosse: „Man kann den Verlust der Religion in Frankreich nicht der englischen Philosophie (der Freethinkers) zuschreiben, welche in Paris nur einige hundert Philosophen angesteckt hat, sondern dem Haß gegen die Priester, der seinen äußersten Grad erreicht hat." Dieser Haß betraf besonders die Jesuiten.

Der Klerus selbst — zumal die Bischöfe — waren persönlich völlig ungläubig. „Meinen Sie", — so wurde ein Geistlicher in Paris gefragt — „daß die Bischöfe, die immer die Religion für ihre Zwecke vorschieben, religiös sind?" — „Nun", antwortete der Befragte zögernd — „vier oder fünf mögen wohl noch gläubig sein." Als man den Erzbischof Brienne — nach dem Tode des Kardinal-Erzbischofs von Paris — für diesen Posten vorschlug, rief der König Ludwig XVI. ganz entsetzt aus: „Aber der Erzbischof von Paris muß doch wenigstens an Gott glauben [98])."

Nach der Aufhebung des Edikts von Nantes durch Ludwig XIV. (1685) waren alle Andersgläubigen (Protestanten, Reformierte, Hugenotten) de jure beseitigt. Sie lebten de facto jedoch fort. Da aber allein die katholische Kirche Eheschließungen und Kindertaufen vornahm, war es Andersgläubigen unmöglich, eine rechtsgültige Ehe zu schließen. Eine Ehe zwischen Protestanten bzw. Katholiken und Protestanten galt aber als Konkubinat. Eine Auffassung, die von der katholischen Kirche heute noch gehegt und — wo es möglich ist — vertreten wird. Die einer solchen unerlaubten Ehe — einem „unsittlichen Verhältnis" — entstammenden Kinder wurden den Eltern — wie im Falle der Mlle. Camp im Jahre 1772 — gewaltsam fortgenom-

[98]) Max v. Boehn: „Frankreich im 18. Jahrhundert", Berlin 1923, Seite 170.

men und in einem Kloster katholisch erzogen, wie alle anderen unehelichen Kinder. Erst das unter dem Druck der nahenden Revolution erlassene Toleranzedikt Ludwigs XVI. vom November 1787 gab den Protestanten die Möglichkeit, rechtsgültige Ehen zu schließen, so daß den Eltern die Kinder nicht mehr genommen werden konnten. Noch auf seiner letzten Synode im Jahre 1788 — also ein Jahr vor Ausbruch der Revolution — erhob der Klerus scharfen Einspruch gegen dieses Edikt und erklärte, der König habe in seinem Krönungseid geschworen, die Ketzer auszurotten.

Man muß sich diese grauenhaften Zustände vor Augen halten, um zu verstehen, warum alle geistig bedeutenden Menschen in die Freimaurerlogen eintraten und sich gegen die Regierung verschworen. Marmontel (1723—1799) hat von dem auch von Schiller so geschätzten Denis Diderot (1712—1784) gesagt: „Wer Diderot nur aus seinen Schriften kennt, der hat ihn gar nicht gekannt; er war einer der aufgeklärtesten Menschen des Jahrhunderts und einer der liebenswürdigsten dazu." Und dieser so liebenswürdige, aufgeklärte und geistvolle Dichter und Mensch hat angesichts jener Zustände und Verhältnisse in Frankreich das entsetzliche Wort ausgerufen: „Et des boyaux du dernier prêtre serrez le cou du dernier roi!" (Mit den Gedärmen des letzten Priesters erwürgt den letzten König!)

Sehr richtig hat der Franzose Alexis de Tocqueville (1805—1859) in seinem Werk „L'ancien régime et la révolution" gesagt: „Die französische Revolution wird allen, die nur sie betrachten, immer ein dunkles Rätsel bleiben; nur in den Zeiten, die ihr voraufgehen, ist das Licht zu suchen, das sie erhellen kann. Ohne ein klares Bild von der alten Gesellschaft, ihren Gesetzen, ihren Fehlern, ihren

Vorurteilen, ihrem Elend und Glanz wird man niemals begreifen, was die Franzosen in den sechzig Jahren getan haben, die auf ihren Sturz folgten."

Auch von den Franzosen jener Zeit können Schillers Worte gelten:

„Ein glühend, rachvoll Angedenken lebt
Der Greuel, die geschahn auf diesem Boden.
Und kann's der Sohn vergessen, daß der Vater
Mit Hunden in die Messe ward gehetzt? —
Ein Volk, dem das geboten wird, ist schrecklich,
Es räche oder dulde die Behandlung."

Ein Jahrhundert lang hatte man den Franzosen das von den Jesuiten begründete System des Absolutismus als „gottgewollt" hingestellt. Krone und Kirche waren die Spitze dieser Pyramide der Macht. Folglich — das war die Logik der Revolution — müssen diese beiden Mächte beseitigt werden, denn die Zustände waren unerträglich geworden. Die Revolution war beschlossen. Verschiedene Reformversuche blieben erfolglos. Sie scheiterten an dem Einspruch der Kirche und der Privilegierten. Sie wurden teilweise sogar von Freimaurern in führenden Staatsstellen sabotiert, um die revolutionäre Stimmung des Volkes zu fördern. Das hat Napoleon gemeint, als er später auf St. Helena sagte: „Die Freimaurer tun einiges Gute. Sie haben die Revolution gefördert, und noch in letzter Zeit haben sie dazu beigetragen, die Macht des Papstes und den Einfluß des Klerus zu mindern. Sobald aber die Gesinnung eines Volkes gegen die Regierung ist, sucht jede Gesellschaft ihr zu schaden." Der in dieser sozialen, politischen und geistigen Spannung entbrannte Kampf zwischen Jesuitismus und Freimaurerei

endete im Jahre 1773 zunächst mit der Niederlage des ersten, der zwar dann vorübergehend und öffentlich verschwand, aber als Krypto-Jesuitismus in den bestehenden Geheimorden fortwirkte. Alle jene mythisch-mystischen Darstellungen über die Herkunft und den Ursprung der Freimaurerei sind praktisch und politisch gesehen völlig bedeutungslos. Es sind schmückende Arabesken, hinter deren krausem Gewirr die politische Wirksamkeit verborgen bleiben soll.

Ein sehr einflußreicher Orden, der auf die Entwicklung der politischen Ereignisse in Frankreich großen Einfluß hatte, war der Orden der Martinisten.

Die Loge der Martinisten wurde von dem Juden Martinez Pasqualis begründet. Dieser Martinez (1715—1779) erfand den biblisch-kabbalistischen Ritus der „Cohen" (hebr. = Priester) und der „Elus Coëns", der „auserwählten Priester". Der Orden bestand zunächst aus neun Graden und breitete sich in Frankreich schnell aus. Martinez selbst wurde als der Chef der „Illuminés" — der Illuminaten — verehrt, so daß hier gewisse Zusammenhänge zwischen den Martinisten in Frankreich und den Illuminaten in Deutschland durchaus wahrscheinlich sind. Der Orden der Martinisten entwickelte ein Hochgradsystem, in das auch Frauen aufgenommen werden konnten. Im 6. Grad wurde eidlich gelobt, der römisch-katholischen Religion stets treu zu sein und die Brüder mit Rat und Tat zu unterstützen. Neben dem Katholizismus und der Kabbala bildeten okkulte Lehren und theosophische Mystik die geistigen Grundlagen der Martinisten. Das Ziel war, „die oberen Mächte auf diese Welt einwirken zu lassen". Unbefangene, wirklichkeitsnahe Leser werden leicht erraten, welchen „Mächten" mit diesem doppelsinnigen Ausdruck

die „Einwirkung“, d. h. die Herrschaft über „diese Welt“, gesichert werden sollte. Der Eid des 6. Grades weist darauf hin. Martinez hatte seine Lehren als „geheime biblische Überlieferung“ ausgegeben. Man könnte ihn somit gewissermaßen als einen Vorläufer der sog. „ernsten Bibelforscher“ bezeichnen, die sich ja auch „Zeugen Jehovas“ nennen und damit ihren Zusammenhang mit dem Judentum und ihren Glauben an die jüdischen Legenden und Sagen zum Ausdruck bringen wollen.

Der Orden der Martinisten nahm indessen erst einen Aufschwung, nachdem Martinez — der sich dann bald nach der Antillen-Insel Haiti zurückzog — den Marquis de St. Martin (1743—1803) aufgenommen und eingeweiht hatte. St. Martin war bereits als eifriger Leser der okkulten Schriften des philosophierenden Schuhmachers Jakob Böhme (1575—1624) für okkulte Gedankengänge aufgeschlossen. Jetzt wurde er ein eifriger Anhänger der verworrenen Lehren des Martinez. Durch seine Beziehungen und Kenntnisse mystischer und okkulter Schriften, durch seine schriftstellerische Begabung und gewinnende Persönlichkeit hat er dem Orden der Martinisten das große Ansehen verschafft, das dieser in Frankreich genoß. Nachdem St. Martin dann überdies i. J. 1769 Freimaurer geworden war, wurde er außerdem von der Freimaurerei gefördert. Wir sehen hier also eine ganz ähnliche Entwicklung wie bei Adam Weishaupt und dem Illuminatenorden in Deutschland. Wie die Illuminaten, betrachteten die Martinisten die Freimaurerei als die Vorbereitung für ihren noch geheimeren, höheren Orden. Auf dem freimaurerischen „Convent des Gaules“ wurde das System der Martinisten i. J. 1778 mit dem freimaurerischen System der „strikten Observanz“ vereinigt.

Unter den Schriften St. Martins erregte die Schrift: „Des Erreurs et de la Vérité" (Lyon 1775) besonderes Aufsehen. Ja, diese Schrift begründete seinen Ruhm. Sie wurde durch „die weisen unsichtbaren Väter der Ritter und Brüder Eingeweihten aus Asien" den Freimaurern in Frankreich und Deutschland als „die wahre Fundgrube echter maurerischer Wissenschaft" empfohlen [99]).

In jenem so hochgelobten Buche sagt St. Martin einleitend, er habe seine ganze Weisheit einem „zehnblättrigen Buche" entnommen. Die Menschen hätten dieses Buch jedoch vergessen zu lesen, und daher müsse er ihnen dessen Inhalt auslegen. Da er jenes Buch nicht nennt, ist vermutet worden, er habe das Deuteronomium, das 5. Buch Moses, Kap. 12—26 gemeint.

St. Martin teilte die Menschen in zwei Gruppen ein, in „empfindsame" und „intelligente Wesen". Für seinen Orden kamen nur die sog. „intelligenten Wesen" in Betracht. Diese sollen sich mit allen Mitteln der Führung des Staatswesens bemächtigen. Die alten Gesellschaftsbegriffe und -formen des sog. „ancien regime" werden verworfen, und damit reihen sich die Martinisten in die freimaurerische Front der politischen Revolution von 1789 ein.

Nun war dieses „ancien regime" durchaus kein Staatsgebilde, dessen Untergang Anlaß zur Klage geben könnte. Hätte man rechtzeitig Reformen durchgeführt, bzw. hätten Freimaurer in hohen Staatsstellen die beschlossenen Re-

---

[99]) „Allg. Handbuch der Freimaurerei", 3. Auflage, 2. Band, Seite 16, Leipzig 1901. Der Ausdruck „unsichtbare Väter" für die „unbekannten Oberen" ist ebenso wenig von uns geprägt, wie der Ausdruck „in dreifache Nacht gehüllt" für deren geheime Wirksamkeit, wie dies unsere völlig unwissenden Kritiker zuweilen meinen. Die Ausdrücke entstammen dem freimaurerischen Ordensjargon des 18. Jahrhunderts.

formen nicht bewußt sabotiert und damit „die Revolution unterstützt", wie Napoleon später gesagt hat, dann hätte die Entwicklung einen anderen, weniger blutigen Verlauf genommen. St. Martin konnte nun — auf die Mißstände hinweisend — leicht erweisen: der Staat mit seiner Ministerialbürokratie ist untragbar, aber der sozialistische Staat ist unmöglich. Er schrieb sogar:

„Ein sozialistischer Staat, der aus freier Zustimmung all seiner Mitglieder gebildet würde, steht absolut außerhalb jeder Wahrscheinlichkeit, und zum Zeichen, daß er eine Unmöglichkeit ist, dient, daß es niemals einen solchen gegeben hat."

Infolgedessen erstrebten die Martinisten einen autoritären Staat. Das autoritäre Oberhaupt dieses Martinisten-Staates sollte der „Höchstleuchtende", der „Illuminierte" sein, dem die übrigen, weniger „erleuchteten" Ordensangehörigen wie Sklaven zu dienen haben, um das martinistische Staatssystem über die ganze Erde zu verbreiten. Dieser „höchstleuchtende" Herrscher — der aus den Reihen der „unbekannten Oberen" hervorgehen wird — soll die gesamte Staatsgewalt in seinen Händen vereinigen. Legislative, Exekutive und Administration — Gerichtsbarkeit, Militär-, Polizei- und Kirchenwesen — alles ist von ihm zu bestimmen, während die erwählten „Erleuchteten" ihm blind zu gehorchen haben. Man sieht, die Organisation entspricht durchaus jener der Illuminaten in Deutschland und den Ausführungen Adam Weishaupts.

Auf diese Weise würden, nach der Schrift St. Martins, alle Gebiete des öffentlichen Lebens durch jenen „Höchstleuchtenden" geregelt. Allerdings muß dieser Herrscher „die wahre Religion" besitzen. Diese wird zwar nicht nä-

her bezeichnet, es ist aber wohl jene aus Katholizismus, Kabbala, Okkultismus und Theosophie gebildete Ideologie des Ordens darunter zu verstehen.

St. Martin nennt jede Regierung, die diese Staatsform nicht aufweist bzw. annimmt, illegal. Sie ist daher zu beseitigen. Denn alle Länder der Erde sollen die gleiche, von ihm dargestellte Staatsform erhalten, so daß es schließlich nur eine Sprache, einen Kult, ein Recht in der Welt gibt. Wir sehen: das Ziel der Martinisten ist der Weltstaat mit einer Weltsprache, d. h. der Untergang der Völker und ihrer Eigenart in einem seelischen und wirtschaftlichen Kollektiv.

Der martinistischen Ideologie gemäß sind diese Ziele durch oft schwerverständliche Phrasen vernebelt. Aber dieser Phrasen entkleidet, entdecken wir Ziele, die heute noch ganz offen verfolgt werden. Es ist die Weltregierung in einem Weltstaat, es ist die Weltsprache als Esperanto. Jetzt verstehen wir, warum die „unsichtbaren Väter" dieses Buch als eine „wahre Fundgrube echter maurerischer Wissenschaft" empfahlen! Es enthält — von zeitgemäßen und unbedeutenden Einzelheiten abgesehen — alle Wesenszüge freimaurerischer, jesuitischer und bolschewistischer Staatsauffassung. Es enthält gewissermaßen den Kern, der in jenen drei heute noch ideologisch rivalisierenden überstaatlichen Machtgruppen zu finden ist.

Der preußische Minister Graf Haugwitz, ein Zeitgenosse St. Martins und selbst Freimaurer, schrieb in seiner, dem Kongreß zu Verona i. J. 1822 überreichten Denkschrift über die Schrift „Des erreurs et de la vérité" und ihren Verfasser:

„Es erschien eine Schrift: ‚Erreurs et vérité'. Sie machte viel Aufsehen und einen eigenen Eindruck auf mich. Ich

glaubte anfänglich, in ihr zu finden, was nach meiner Meinung in den Emblemen des Ordens lag. Je tiefer ich indes in den Sinn dieses sonderbaren geheimnisvollen Gewebes drang, je mehr überzeugte ich mich, daß irgend ein gewisses Etwas und ganz anderer Natur im Hintergrund läge. Es wurde mir klarer, als ich erfuhr, daß St. Martin der Verfasser, einer der Koryphäen des Kapitels zu Sion sein sollte, und wie ich nachher erfuhr, es wirklich war. Dort hingen die nachher sich entwickelnden Fäden zu jenem Gewebe zusammen, welches den getäuschten Sinn, das Auge des Laien unter dem Gewande religiösen Mystizismusses auf das außerordentliche spannen und vorbereiten sollte ...

Ich habe zu dieser Zeit die feste Überzeugung gewonnen, daß das, was im Jahre 1788 begann und bald darauf ausbrach — die französische Revolution — der Königsmord mit allen seinen Greueln — nicht allein damals schon beschlossen, sondern durch Verbindungen, Schwüre usw. eingeleitet war, und Gott weiß, seit wie lange schon bestand [100]."

St. Martin hatte sich bereits in Bordeaux dem Herzog von Choiseul angeschlossen. Choiseul wurde dann Minister und bekämpfte den Einfluß der Jesuiten in Frankreich. Es gelang ihm mit Unterstützung der freidenkenden und einflußreichen Marquise de Pompadour i. J. 1762, die Einwilligung des Königs zum Verbot des Jesuitenordens in Frankreich zu erreichen. Infolgedessen wurde er in wachsendem Maße von den jesuitisch erzogenen und jesuitenfreundlichen Mitgliedern der königlichen Familie ange-

[100]) Diese ursprünglich französisch geschriebene Denkschrift hat Graf Haugwitz selbst wieder ins Deutsche übersetzt. Diese Schrift findet sich in Wilh. v. Dorows „Denkschriften und Briefe z. Charakteristik der Welt und Literatur", Berlin 1840, IV, 211—21.

feindet. Als die Marquise de Pompadour gestorben war, wurde seine Stellung als Minister immer unhaltbarer. Man verschwor sich zu seinem Sturz. An die Spitze dieser Fronde trat die junge Dauphine — die Kronprinzessin —, die Gattin des Thronfolgers, des späteren Königs Ludwig XVI., der in der Revolution auf dem Schafott endete. Die Dauphine war Maria Antoinette, die Tochter der österreichischen Kaiserin Maria Theresia.

In seiner Bedrängnis wandte sich Choiseul an den Bruder der Maria Antoinette, den Kaiser Joseph II. von Österreich, der damals noch Mitregent seiner kaiserlichen Mutter, der Maria Theresia war. Die antijesuitische Haltung Josephs war bekannt. Choiseul schlug ihm ein gemeinsames Vorgehen beider Staaten — Österreichs und Frankreichs — gegen den mächtigen Orden vor. Joseph antwortete im Januar 1770 auf diesen Vorschlag:

„Mein Herr! Ich danke Ihnen für das Vertrauen, welches Sie mir beweisen. Wenn ich Souverän wäre, so könnten Sie auf meine Mitwirkung rechnen. Denn was die Jesuiten und den Plan der Aufhebung ihres Ordens betrifft, bin ich vollständig Ihrer Meinung. Rechnen Sie jedoch nicht zu sehr auf meine Mutter (die Kaiserin Maria Theresia), weil Anhänglichkeit an diese Gesellschaft (Jesu) im Hause Habsburg leider erblich geworden ist ... Choiseul, ich kenne die Jesuiten so gut als irgend jemand. Ich kenne alle ihre Pläne und alle ihre Anstrengungen, um in der Welt Finsternis zu verbreiten und überall Verwirrung zu stiften, damit ihr Orden vom Kap Finisterre bis zum Eismeer regieren könne ... Leben Sie wohl! Möge der Himmel Sie noch lange Frankreich, mir und Ihren zahlreichen Freunden erhalten! Jänner 1770. Josef [101])."

---

[101]) „Mitteilungen d. Salzburger Hochschulvereins" 1909, Nr. 4, Seite 11 ff.

Zweifellos hat Graf St. Martin die Schwierigkeiten Choiseuls ausgenutzt, um von ihm — wie andere Freimaurer auch — gefördert zu werden. Die Lage des Ministers wurde durch die jesuitischen Umtriebe immer schwieriger. Jesuitisch beeinflußte Personen hatten dem König Ludwig XV. inzwischen die Gräfin Dubarry angekuppelt. Dieses Mädchen — fromm wie die meisten Dirnen — war den kirchlichen Einflüssen sehr zugänglich. Außerdem wurde sie von dem Minister Choiseul verächtlich behandelt. Das war zwar berechtigt, erregte aber obendrein den persönlichen Haß der übermütigen Mätresse. Es gelang der Dubarry, den ihr sexuell hörigen König zur Entlassung Choiseuls zu bewegen. Diese erfolgte am 24. 12. 1770. Die Jesuiten hatten ihr Ziel mit Hilfe dieses Mädchens erreicht.

Aber mit einer alles niederwerfenden Gewalt schreitet die Nemesis durch die Geschichte. Schiller läßt den Dominikaner Domingo in seinem „Don Carlos" — den der Freimaurer Dalberg, der politischen Lage entsprechend, bei der Erstaufführung in Mannheim als Jesuiten darstellen ließ — eine solche Willensbeeinflussung des Königs durch die Prinzessin von Eboli betreiben. Er sagt von dieser unsittlichen, aber so oft angewandten politischen Methode:

„Ich hoffe alles. — Jene Lilien
Von Valois zerknickt ein span'sches Mädchen
Vielleicht in einer Mitternacht."

Nun, in diesem Falle — auf der Bühne der Geschichte — zerknickte ein französisches Mädchen jene Lilien von Bourbon mit ihren kleinen unzüchtigen Händen. Denn diese Gräfin Dubarry hat durch ihren unheilvollen Einfluß auf Ludwig XV. und ihre grenzenlose Verschwendung wesent-

lich zum Sturz der Bourbonen und zum Ausbruch der Revolution beigetragen.

Der Triumph der jesuitischen Partei über den Sturz Choiseuls war nur kurz. Der Kampf der sich mehrenden Freimaurer gegen den Jesuitenorden verstärkte sich. Wirtschaftliche Schwierigkeiten der jesuitischen Handelsgesellschaften kamen hinzu. Am 21. 7. 1773 hob Papst Clemens XIV. den Jesuitenorden durch das Breve „Dominus ac Redemptor noster“ (Unser Herr und Erlöser) auf, weil — so sagte der Papst — es „gar nicht möglich ist, daß, solange sie (die Gesellschaft Jesu) besteht, der Kirche wahrer und dauerhafter Friede wiedergegeben werde ...“ Und er hätte — um ganz ehrlich zu sein — hinzufügen müssen: der ganzen Menschheit nicht! Indessen läßt sich von ihrem Gegner, der Freimaurerei, mutatis mutandis etwa dasselbe sagen.

Wir wissen heute, daß jene blutige französische Revolution von 1789 — von den sozialen Mißständen einmal ganz abgesehen — nach freimaurerischen Plänen und Zielen herbei- und durchgeführt worden ist. Darüber braucht kein Wort mehr verloren zu werden. Aber der jesuitisch erzogene, harmlose König Ludwig XVI. — der dabei sein Leben verlor — wurde rechtzeitig gewarnt. Der spanische Gesandte am französischen Hof, Graf Aranda, hatte bereits im Jahre 1775 in einer Gesellschaft vernommen, daß die Revolution vorbereitet werde und der König entthront werden sollte. Er berichtete darüber an den König von Spanien[102]). Die Königin Maria Antoinette schrieb indessen an ihren Bruder, den Kaiser Franz Joseph, der die Freimaurerei begünstigte:

„Nehmen Sie sich dort unten gut in acht vor jeder Freimaurerverbindung; man dürfte Sie bereits gewarnt haben.

Die hiesigen Ungeheuer rechnen darauf, auf diesem Wege in allen Ländern das gleiche Ziel zu erreichen. O Gott! Schütze mein Vaterland und Sie vor solchem Unglück [103])!"

Es geschah indessen nichts. In den Schlüsselpositionen saßen bereits Freimaurer, die — wie Napoleon später sehr richtig sagte — die Revolution förderten, unterstützten und schließlich auslösten. Aber nach jener Mitteilung des Grafen Aranda sind die überlieferten Worte des Königs vor seinem Ende verständlich: „Das alles wußte ich bereits vor elf Jahren — wie kam es nur, daß ich nicht daran glaubte?"

Napoleon hat die äußeren Beweggründe der französischen Revolution und den Verlauf derselben folgendermaßen geschildert:

„Die französische Revolution ist eine allgemeine Erhebung des Volkes gegen die Privilegierten gewesen. Ihr Hauptzweck war, alle Privilegien zu vernichten, die lehnsherrliche Gerichtsbarkeit abzuschaffen, die Feudalrechte, das Überbleibsel der ehemaligen Leibeigenschaft der Völker, zu unterdrücken, die Freiheit der Steuern und Rechte zu proklamieren . . . Die Revolution, die wesentlich von dem Freiheitsprinzip geleitet wurde, zerstörte auch noch die letzten Spuren der Feudalzeit . . . Das französische Volk fühlte sich in seinen teuersten Gefühlen verletzt. Der Adel und der Klerus demütigten es mit ihrem Ehrgeiz

---

[102]) Text des Berichtes im spanischen Nationalarchiv, Akt. 4068, Blatt 412. Diesen Bericht hat Ludwig XVI. auf Veranlassung des Gesandten — der den König auf diese Weise warnen wollte — gelesen. Der französische Historiker Bernard Fay sagt dazu: „Ainsi, Louis XVI., en janvier 1775, n' ignorait rien de la révolution décidée . . ." (So war also Ludwig XVI. im Januar 1775 die beschlossene Revolution wohl bekannt . . .) (Bernard Fay: „Louis XVI.", Paris 1955, p. 116.)

[103]) A. v. Arneth: „Marie Antoinette, Josef II. und Leopold II. Ihr Briefwechsel", Wien 1866.

und ihren Vorrechten. Sie sogen es durch die Rechte, die sie sich auf seine Arbeit angemaßt hatten, aus. Lange schmachtete es unter dieser Last, aber endlich wollte es das Joch von sich schütteln, und die Revolution begann. Der Sturz der Monarchie war nur eine Folge der Schwierigkeiten, die man ihm auferlegte; er lag keineswegs in der Absicht der Revolutionäre.

Im Anfang nahm die französische Revolution unter den Auspizien Ludwigs des XVI. ihren Fortgang. Die großen Fehler der drei Stände des Hofes, die schlechten Ratschläge der Fremden, besonders aber der falsche Rat Englands, das besser wie keiner wußte, was für Vorteile aus einer wirklichen Freiheit entstanden, verdarben den schönen Anfang. Der 5. und 6. Oktober waren durchaus nicht allein das Werk Frankreichs. Der König wurde in seinem Palast belagert, vom Pariser Pöbel beschimpft, bis er schließlich kapitulierte, um sich und seine Familie zu retten. Unter dem Geheul der Kannibalen wurde er während der Nacht nach Paris zurückgeführt; von diesem Augenblicke an war er der Gefangene der Revolution. Während man ihn als König der Franzosen begrüßte, ließ man ihn den Todeskampf Christi erleiden. Er nahm die Verfassung an, die er hätte geben sollen. Seine Flucht nach Varennes war der größte Fehler, den er machen konnte, selbst wenn sie geglückt wäre; die Partei betrachtete sie als Verrat, und von diesem Tage an war der Tod des unglücklichen Monarchen eine beschlossene Sache, und man beriet im geheimen den Sturz des Thrones [104]."

---

[104]) „Mémoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon etc", 2. Edit. Paris 1830; Übersetzung: Friedr. M. Kircheisen: „Napoleon, der Feldherr, Staatsmann und Mensch in seinen Werken", Stuttgart 1907, Seite 119/121.

„Im geheimen“, d. h. in den Logen. Das Volk mußte erst für die Abschaffung der Monarchie und dann für die Hinrichtung des Königs entsprechend vorbereitet werden. Denn dieser vom Volk unbeabsichtigte Sturz der Monarchie lag in der Absicht und den Zielen jener politischen Führer in den Geheimorden, zumal der Jakobiner, die mit den Illuminaten in Deutschland zusammenarbeiteten. Diese wollten jene Gewaltherrschaft, wie sie später durch Robespierre und seine Ordensbrüder errichtet wurde.

Im Jahre 1789 trat die vom König gebilligte verfassunggebende Versammlung (Assemblée constituante) zusammen. Alles schien sich in geordneter Weise zu vollziehen. Da verbreitete man in Paris das falsche Gerücht, die Regierung beabsichtige, jene Versammlung aufzulösen. Man bot die Volksmassen zum Sturm gegen die ganz bedeutungslose Bastille auf. Das wurde zum Signal des allgemeinen Aufstandes. Die monarchische Staatsgewalt brach zusammen. Die Jakobiner gewannen die Oberhand. Die Geheimorden verlegten ihre politische Tätigkeit in die Clubs. Am 10. August 1789 richtete Siéyès — der Verfasser der berühmten Schrift „Q'est-ce-que le Tiers Etat“ (Was ist der Dritte Stand) — das bezeichnende Wort gegen die neue, alle terrorisierende Versammlung: „Ils veulent être libres, et ne savent pas être justes!“ (Sie wollen frei sein und verstehen nicht, gerecht zu sein.) Allerdings, die Gerechtigkeit, und mit ihr die Freiheit, schwand in dem Maße, wie sich die politisierenden Freimaurer und Vertreter der Geheimorden der Regierung bemächtigten. Die blutige Gewaltherrschaft, der geistige Zwang begannen die Revolution zu schänden. Die „wirkliche Freiheit“ wurde unterdrückt, — wie Napoleon sagte — „der schöne

Anfang verdorben". Man hat später eingewandt, man könne mit Himbeerwasser keine Revolution machen. Allerdings — aber mit Tollkirschensaft bringt man auch keine zu gutem Ende. Ein Sprecher der freimaurerischen Organisation „Grand Orient de France" — Bonnet — hat stolz erklärt:

„Im 18. Jahrhundert fand der ruhmreiche Stamm der Enzyklopädisten in unseren Tempeln eine begeisterte Zuhörerschaft, die zum ersten Male den bisher noch unbekannten Wahlspruch betonte: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. — Die Saat des Umsturzes ist schnell in diesem auserlesenen Kreis emporgeschossen. Unsere berühmten Maurerbrüder d'Alembert, Diderot, Helvetius, d'Holbach, Voltaire, Condorcet haben die geistige Entwicklung vollendet, die neue Zeit vorbereitet. Und als die Bastille in Trümmer ging, da hatte das Freimaurertum die hohe Ehre, der Menschheit die Rechtsverfassung zu geben, die es mit soviel Liebe ausgearbeitet hatte.

Unser Bruder de la Fayette war es, der zuerst den Entwurf einer ‚Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte' zum Zwecke der Bildung des ersten Kapitels der Konstitution überreichte. Am 25. August 1789 wurde sie endgültig von der gesetzgebenden Nationalversammlung, der mehr als 300 Freimaurer angehörten, angenommen, fast wörtlich so, wie der Text der unsterblichen Erklärung der Menschenrechte lange vorher in der Loge beraten und dann festgelegt worden war. In dieser für die Zivilisation entscheidenden Stunde war das Freimaurertum das Gewissen der Welt, und in die verschiedenen von den Mitgliedern der Versammlung aus dem Stegreif vorgetragenen Anträge hat es das wohlerwogene Ergebnis seiner

ausgedehnten, in seinen Werkstätten abgehaltenen Beratungen hineingetragen [105])."

Friedrich Nietzsche hat den Staat einmal den „neuen Götzen" genannt. „Helden und Ehrenhafte möchte er um sich aufstellen, der neue Götze! Gerne sonnt er sich im Sonnenschein guter Gewissen — das kalte Untier." Das gilt auch hier. Mochten die von Bonnet genannten Philosophen auch immer Freimaurer gewesen sein, mochten auch ihre Jünger und Freunde den Logen angehören — jene blutige Gewaltherrschaft der Revolution, wie sie sich unter der Führung der Jakobiner entwickelte, hätten sie wahrscheinlich ebenso leidenschaftlich bekämpft, wie sie das ancien regime bekämpft hatten. Die so überschwenglich verkündeten „Menschenrechte" wurden von der Regierung mit Füßen getreten, die Göttin der Freiheit wurde zur Dirne herabgewürdigt. Der französische Shakespeare-Übersetzer Jean-François Ducis (1733—1816) schrieb i. J. 1793 an einen Freund: „Was sprichst du mir, Vallier, davon, daß ich mich mit Tragödienschreiben beschäftigen solle? Die Tragödie läuft durch die Straßen. Wenn ich den Fuß aus meiner Wohnung setze, stehe ich bis zum Knöchel im Blute . . . Wie Macbeth sage ich mir: ‚Dies Blut wird niemals getilgt!' Es ist ein rohes Drama, wenn das Volk den Tyrannen spielt. Mein Freund, dieses Trauerspiel kann seine Auflösung nur in der Hölle finden. Glaube mir, Vallier, ich gäbe die Hälfte dessen, was mir zu leben übrigbleibt, um die andere in irgendeiner Ecke der Welt zu verbringen, wo die Freiheit keine blutbefleckte Furie ist."

Dem entsprach Schillers Epigramm: „Das Kennzeichen:"

---

[105]) Leon de Poncin: „Hinter den Kulissen der Revolution", Übers. von C. v. Wittich, Berlin 1929, Seite 39.

„Freiheitspriester! Ihr habt die Göttin niemals gesehen;
Denn mit knirschendem Zahn zeigt sich die Göttliche nicht."

Aber in dem Bestreben, alle für die wahre Freiheit strebenden Menschen auf die Seite der Revolution zu ziehen, beanspruchte man auch Schiller. In dem „Comité d'Instruction publique" — ein Propaganda- und Informationsministerium — erwog man, „s'il ne serait pas convenable que les hommes qui auraient mérité de l'humanité fussent honorés d'une manière quelconque par la nation française" (ob es nicht angemessen wäre, daß die Männer, welche sich um die Humanität verdient gemacht hätten, auf irgendeine Art durch die französische Nation geehrt würden). Dem Antrag wurde stattgegeben. Darauf wurde in der Nationalversammlung von dem Abg. Philipp Rühl — einem Elsässer und Deputierten des Niederrheins — beantragt, Schiller zum Bürger der französischen Republik zu ernennen. Es heißt in dem amtlichen Protokoll: „Un membre demande que le sieur Giller (Schiller), publiciste allemand, soit compris dans la liste de ceux à qui l'on vient d'accorder le titre de citoyen français. Cette demande est adoptée." (Ein Mitglied beantragt, daß Herr Schiller, ein deutscher Schriftsteller, in die Liste derjenigen aufgenommen wird, denen man den Titel eines französischen Bürgers verleihen wird. Dieser Antrag ist angenommen.)

Auf diese Weise wurde auch Schiller den Männern zugerechnet, „welche durch ihre Schriften und durch ihren Mut der Sache der Freiheit gedient und die Freiheit der Völker vorbereitet haben". Es ist dabei recht aufschlußreich, daß dieser Antrag des Deputierten Rühl auf Anweisung des Illuminaten Karl Theodor von Dalberg,

des Koadjutors von Mainz, erfolgte. Wir sehen, daß man Schiller immer noch in die politischen Pläne der Illuminaten einzubeziehen suchte. Die Illuminaten haben nun nicht etwa die Revolution in Frankreich „herbeigeführt", wie man zuweilen behauptet hat. Sie haben jedoch — das ist erwiesen — mit den Jakobinern bzw. jenen Geheimorden zusammengewirkt, welche die französische Revolution über ganz Europa ausdehnen wollten.

Auswirkungen in Deutschland

Der Hochgradfreimaurer Landgraf Karl von Hessen hat später nach der Auflösung des Illuminatenordens — dem auch er angehörte — geschrieben bzw. diktiert:

„Zu dieser Zeit hatte sich in Deutschland, besonders in Bayern, eine neue Gesellschaft gebildet, welche sich die Erleuchteten (Illuminaten) nannte. Einige ihrer Stifter hielten sich in Frankfurt auf oder zeigten sich auch, ohne daß man sie als solche kannte, in Hanau. Sie suchten mehrere Abgeordnete (des Wilhelmsbader Freimaurer-Konvents von 1782) für diese verderblichen Grundsätze zu gewinnen, welche in ihrem Wesen viele Ähnlichkeit mit dem Jesuitismus und besonders mit dem Jakobinismus hatten ... Im folgenden Jahre kam einer von ihnen, ein Herr Bode, zu mir nach Kassel, um mit mir über diesen neuen Orden zu reden, welcher sich unter den ersten Graden der Freimaurerei verbarg. Die nächsten Zwecke schienen mir zum Guten zu führen, das Endziel aber war der Umsturz der Kirche und der Throne. Herr Bode war ein rechtlicher und wohlgesinnter Mann. Er übergab mir die betreffenden Papiere, indem er sagte: ‚Dies ist ein Plan, welcher das Unglück der Menschheit herbeiführen kann, wenn er in schlechte Hände fällt, aber wenn er durch einen wohldenkenden Mann ge-

leitet wird, kann er auch viel Gutes bewirken. Ich lege ihn in Ihre Hände, da ich dazu die Vollmacht des Ordens besitze, und Sie werden sich hoffentlich entschließen, einer seiner Vorsteher zu werden. Namentlich soll Norddeutschland, Dänemark, Schweden und Rußland gänzlich von Ihnen regiert werden.' — Er ließ mir die Papiere und wollte später wiederkommen, meine Befehle entgegenzunehmen. Ich durchlief die Papiere so rasch ich konnte, indem ich Gott von Herzensgrund bat, mich in einer für das Wohl der Welt so wichtigen Sache richtig zu leiten. Ich sah bald, um was es sich handelte, und meine erste Regung war, zu zeigen, wie sehr ich die Greuel verabscheute, die sich darin fanden. Aber bald fühlte ich wie Bode, was für ein Unheil in ehrgeizigen und selbstsüchtigen Händen daraus erwachsen könnte, wenn man sich über die Gesetze der Religion und Moral hinaussetzen würde. Ich schwankte nicht länger . . . Es war ein vollständiger Plan zur Einführung des Jakobinismus [106]."

Bei diesem Dokument ist zu beachten, daß es der Landgraf nach der Revolution und dem Ende des französischen Kaiserreiches und nach der Auflösung des Illuminatenordens diktiert hat. Die sog. „eklektische Freimaurerei" ist später von den Illuminaten abgerückt und hat sie schwer belastet. Der Plan einer europäischen Republik war ja mißlungen und mußte als Fernziel freimaurerischer Politik hinausgeschoben werden. Jedenfalls ist dieses Ziel aus den von Bode damals dem Landgrafen vorgelegten Papieren ersichtlich. Selbstverständlich will der Landgraf sich selbst und auch Bode entlasten. Es ist jedoch erwiesen, daß

---

[106]) „Memoires de mon temps, dictées par le landgrave Charles", Kopenhagen 1861; „Denkwürdigkeiten des Landgrafen Karl von Hessen-Kassel", Kassel 1866, Seite 148.

die Revolution von den Geheimorden vorbereitet, betrieben und durchgeführt worden ist. Man sieht aber auch, welche wichtige Rolle Bode gespielt hat, der so oft nach Paris reiste und Schiller für diese politischen Ziele gewinnen wollte. Ferner fällt es auf, daß der Landgraf die Ähnlichkeit der illuminatischen Grundsätze mit denen des Jesuitismus und Jakobinismus betont. Scherr hat also sehr richtig geschrieben, die schlimmste Tyrannei „war der Jakobinismus, in welchem man, so man ihn schärfer ansieht und die Summe seiner Wollungen und Strebungen zieht, einen legitimen Sohn des Jesuitismus unschwer erkennt. Wie der Vater auf vollständige Vernichtung der freien Persönlichkeit und der persönlichen Freiheit zugunsten der Gesellschaftsmacht abzielte und ausging, so auch der Sohn. Jeder, selbstverständlich, in seiner Art und mit seinen Mitteln, die natürlich, mochten sie sein, welche sie wollten, ‚der Zweck heiligte'. Auch die Aushängeschilde, hinter welchen Vater und Sohn für die Erlangung der Omnipotenz (Allgewalt) fochten, waren zwar verschieden bemalt, aber doch aus demselben Metall geschmiedet. Der jesuitische hieß: Theokratie, der jakobinische: Demokratie". Von dem Illuminatismus kann man — mutatis mutandis — dasselbe sagen. Das große Meisterwort des Illuminatenordens lautete: „Mac Benac, sie haben den Sohn erschlagen, d. i. dein Augenmerk sei die große, von Jesu bewirkte, aber noch nicht vollendete Revolution." Diese Revolution sollte sich von Frankreich über ganz Europa verbreiten. In diesem Meisterwort sind freimaurerische und jesuitische Elemente zusammengefaßt.

Allerdings — Napoleon hat später einmal gesagt: „Es gibt auch gute Jakobiner. Es gab eine Zeit, wo jeder

halbwegs gebildete Mensch einer sein mußte. **Ich selbst** war es genau so gut wir ihr, wie tausend andere Biedermänner[107])."

Johann Georg Stakemann hat in seinem Buch „Voltaire" — dem wir sonst nicht zustimmen können — sehr richtig gesagt:

„Mögen die freimaurerischen Theorien einst in der idealen Form gut und edel gewesen sein, ihre Vertreter waren doch auch Menschen, behaftet mit denselben Fehlern und Lastern, die sie anderen vorwerfen. Damit ist ihnen das Urteil gesprochen: das ganze große Werkzeug zur Erfassung aller Erdbewohner wurde zu einem gefährlichen Gerät menschlichen Machthungers und ist selbst so fern von Vollkommenheit wie je eine Staatsform es gewesen ist. Wir vermögen in den Bestrebungen der Freimaurerei nur eine gänzlich verworrene, uns wesensfremde Lehre zu erblicken, der wir uns aufs schärfste widersetzen[108])."

Das ist eine geschichtliche Erfahrung, die nicht zu widerlegen ist.

Napoleons Meinung von den „guten Jakobinern" mag auch für die einzelnen Illuminaten wie für die einzelnen Freimaurer gelten. Diese Gutgläubigkeit schließt jedoch die unheilvolle Wirkung der von unbekannten Oberen geleiteten Geheimorden nicht aus. Sie kann auch nicht jene Maßnahmen beschönigen, die als verderblich und freiheitsmordend bezeichnet werden müssen. Denn diese verstießen gegen die wahren und wirklichen Menschenrechte, die man zu vertreten und einzuführen vorgab. Durch die heutige, ganz ähnliche Begriffsspielerei mit der „Demokratie" sind

---

[107]) Thibaudeau: „Mémoires sur le Consulat et l'Empire", Paris 1835; Übers. Kircheisen, a.a.O., Seite 118.

[108]) Joh. Georg Stakemann: „Voltaire", Berlin 1936, Seite 72.

wir gegen klingende Phrasen besser gewappnet als die Idealisten des 18. Jahrhunderts. Der Dichter und Illuminat Chr. Martin Wieland, der Herausgeber des „Teutschen Merkur“, dessen Mitarbeiter Schiller war, begrüßte die ausgebrochene Revolution. Er schrieb — ganz in Übereinstimmung mit den von Bode dem Landgrafen von Hessen vorgelegten Plänen —, es wäre jetzt nur noch nötig, „durch einen allgemeinen Völkerbund, ohne Rücksicht auf die im Grunde wenig bedeutende Verschiedenheit der Staatsformen, sich zu einem dauerhaften europäischen Gemeinwesen zu organisieren ... Wer könnte das Herz eines Menschen in seinem Busen tragen und nicht zu diesen guten Wünschen, Hoffnungen und Ahnungen Amen sagen? Was fehlt also noch, als irgendeine Beschwörungsformel ausfindig zu machen, wodurch wir den Genius der Humanität vermögen können, die vorerwähnte Wohltat an unseren Brüdern und Oberen zu tun“.

Diese Sätze Wielands sind bezeichnend. Man träumte von „einem europäischen Gemeinwesen“, das man ja auch heute als das Ziel einer jesuitisch-freimaurerischen Politik zu erreichen sucht. Ein Markstein auf dem Wege zur „Weltrepublik“ oder — zum „Gottesstaat“.

„Der Orden der Freimaurer“ — schreibt Johannes Scherr — „trieb sein Wesen mit einer fast lächerlichen Öffentlichkeit und Ostentation. Freimaurerlieder wurden gedruckt, komponiert und allgemein gesungen. Man trug Freimaurerzeichen als Joujoux an den Uhren, die Damen empfingen weiße Handschuhe von Lehrlingen und Gesellen und mehrere Modeartikel, wie die weißatlassenen Müffe mit blauumsäumtem Überschlage, der den Maurerschurz vorstellte, hießen à la franc-maçon. Viele Männer ließen sich aus Neugier aufnehmen, traten dann, wenn der

‚Frère terrible' nicht gar zu arg mit ihnen umsprang, in den Orden und genossen wenigstens die Freuden der Tafellogen[109]".

„Unter hochtrabenden Namen" — schreibt Max von Boehn — „errichteten sie„ (Agenten, Freimaurer und Schwindler) „überall Winkellogen, in denen sie die, die nicht alle werden, ausbeuteten. Das gelang bei der sattsam bekannten Anlage der Deutschen am besten den Franzosen, deren Armeen mit ihrem Gefolge von Kokotten, Spielern und Glücksrittern Deutschland überschwemmten. ‚Ich habe einen französischen Beamten gekannt', schreibt ein Zeitgenosse, ‚der einen ganzen Wagen voll Freimaurerdekorationen zu ungefähr fünfundvierzig verschiedenen Graden mit sich führte, die er für Geld von Straßburg bis Hamburg verteilte'[110]."

Das war die Fassade. Aber hinter dieser Fassade wurde Politik betrieben.

In einem zeitgenössischen Buch heißt es:

„Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die ganz neue Entdeckung einer unterirdischen Politik, die seit so langen Jahren bei so vieler Geduld den unermüdlichsten Beobachtern unbegreiflich geblieben ist, ein helles Licht über die neue Geschichte der Spaltungen unseres Europa verbreiten wird, und für unser Europa wäre das eine große Wohltat, denn je mehr man die Fackel der Vernunft schwingt, je mehr erwacht die Aufmerksamkeit der Völker, je mehr lernen sie ein wenig in die Ferne und um sich her zu sehen. Daß man die Fackel der Vernunft schwinge und

---

[109]) Johannes Scherr: „Blücher und seine Zeit", Leipzig 1862, 1. Band, Seite 125.

[110]) Max v. Boehn: „Deutschland im 18. Jahrhundert", Berlin 1922, Seite 97.

klopfe, damit sie um so heller brenne, ist sehr wohl getan. Nur wäre zu bitten, dem Pulvermagazin nicht zu nahe zu kommen ... Es werde Licht und lasset uns einen Zipfel des ehrwürdigen Vorhanges aufheben, hinter welchem Gaukler und Intrigenmacher in sicherer Schadenfreude ihr Wesen treiben und eine unzählige Schar, ja wirklich die beste Menschenklasse unseres Europas als Blinde leiten ... Laßt uns ein ewiges Licht über die blutgierigen Räuber verbreiten, die mit Dolchen bewaffnet, sich unter den Haufen mischen, welcher der Natur und Freundschaft Leben feiert, über die Räuber, die von Rache sprechen, die aus dem Tempel der Wohltätigkeit und Wahrheit eine Höhle für Meuchelmörder und listige Betrüger machen ... über die Oberen ist gesagt, Moses habe die fünf besten Maurer herausgesucht. Man hätte wirklich eine geheime Geschichte der Gesellschaft, und man wollte uns solche unverschämten Possen zu verschlingen geben? ... Man läßt es geduldig hingehen, daß diese Generäle sich gleichsam im vorzüglichsten Sinne Maurer nennen und dennoch sich immer der ganzen Gesellschaft der Freimaurer verborgen halten? ... Eine vollständige Geschichte der Freimaurerei, bestätigt durch authentische Denkmäler, ist das einzige Mittel, dessen, als das natürlichste zugleich, wir geglaubt haben uns bedienen zu müssen, um redlichen Männern die Augen zu öffnen, die man zu Mord und Sklaverei hinreißt, während der Zeit, in der man ihnen beständig von Unabhängigkeit, von unschuldigen Spielen, von Wohltätigkeit und Gleichheit vorschwatzt [111]."

---

[111]) „Die Schottische Maurerei verglichen mit den drei Ordensgelübden und das Geheimnis der Tempelherren aus dem 14. Jahrhundert. Aus dem Französischen mit Anmerkungen des Übersetzers", Leipzig (Georg Joachim Göschen) 1788.

Ganz gewiß, das ist alles „keinem Zweifel unterworfen." Es macht daher einen erheiternden Eindruck, wenn heute irgendwelche irgendwie gebundenen Schriftsteller diese von den Zeitgenossen erkannten und bezeugten Tatsachen in ihrer Kenntnislosigkeit bestreiten möchten. Allerdings ist die völlige Unkenntnis solcher Leute eine gewisse Entschuldigung. Ihre Unverschämtheit, mit der sie ihre Urteile abgeben, wird aber dann um so größer. Göschen war Schillers Verleger. Er hat dieses Buch vermutlich gekannt und daraus seine Lehren über die Geheimorden gezogen.

Karoline von Wolzogen, Schillers Schwägerin, erzählt von den Erwartungen, die alle Menschen damals hegten. „Wir erinnerten uns oft in späterer Zeit" — so schrieb sie — „als dieser Begebenheit (des Bastillesturmes) die Umwälzung und Erschütterung von ganz Europa folgte und die Revolution in jedes einzelne Leben eingriff, wie diese Zertrümmerung eines Monumentes finsterer Despotie unserem jugendlichen Sinne als ein Vorbote des Sieges der Freiheit über die Tyrannei erschien." Nur der wirklichkeitsnahe, politisch weiterblickende Schiller dachte anders. Er äußerte Zweifel, „daß diesem Volke republikanische Gesinnungen eigen werden könnten", einem Volke, das derartige Gewalttaten der Machthaber duldete. Von der Nationalversammlung meinte er, es sei „unmöglich, daß von einer Gesellschaft von sechshundert Menschen etwas Vernünftiges beschlossen werde". Schon zwei Jahre vorher hatte er geschrieben: „Bei großen Versammlungen, wo die Privatverhältnisse und Leidenschaften mit einwirken, wo die Menge der Hörer der Eitelkeit und dem Ehr-

geize des Redners einen zu prächtigen Spielraum gibt und die Parteien oft mit ungezogener Heftigkeit durcheinander stürmen, kann selten ein Ratschluß mit derjenigen Nüchternheit und Reife gefaßt werden, wie doch wohl in einem engeren Zirkel geschieht, wenn die Mitglieder gut gewählt sind. Nicht zu gedenken, daß bei einer zahlreicheren Menge mehr beschränkte als erleuchtete Köpfe vorauszusetzen sind, die durch das gleiche Recht der Stimmen die Mehrheit nicht selten auf die Seite der Unvernunft lenken."

Daher sagte er auch später: „Nicht Stimmenmehrheit ist des Rechtes Probe." Wir sehen hier, wie klar Schiller die politische Lage erkannte. Wir sehen aber auch, wie die illuminatische Propaganda in Deutschland wirkte. Der ehemalige Illuminat Sigmund v. Rotenhan hat die Zusammenarbeit der Illuminaten mit den Jakobinern bestätigt. Er schrieb i. J. 1818: „Die französische Revolution brach aus, diese zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, höchst natürlich auch die der geheimen Illuminaten. Ein größerer Spielraum als in Bayern eröffnete sich ihnen; sie wurden Kosmopoliten, schlossen sich an die französischen Revolutionsmänner und an ihre Grundsätze an, sie gingen Schritt vor Schritt mit der Revolution fort, und als in Frankreich an die Stelle der Rechte der Menschheit die Guillotine trat, statt einer Gleichheit vor dem Gesetze ein schmutziger Sansculotismus und statt gesetzlicher Freiheit die schrecklichste Anarchie und ein entehrender Königsmord erschienen, kurz, als die französische Revolution ausartete, nahmen auch die Illuminaten um so eifriger daran teil, da diese Ausartung ganz nach ihrer Manier und nach ihren Grundsätzen ausfiel. Deshalb schlossen sie sich eng an die Jakobiner an, und ein fester

Bund zwischen diesen und den bayerischen Illuminaten zog auch nach Deutschland den Jakobiner-Einfluß [112])."

Im gleichen Sinne hat Carl Ernst Jarcke um 1820 über die Verbreitung der revolutionären Propaganda geschrieben, die „plötzlich in einem schaudererregenden Maße über Deutschland hereinbrach". Es sei — so schreibt er weiter — „diese unheilvolle Wendung des Geistes der Nation nur zur Hälfte dem natürlichen Laufe der Dinge und der absichtslosen Verkettung der Umstände zuzuschreiben; im katholischen Deutschland wenigstens ist sie das planmäßige, wohlberechnete Werk der geheimen Tätigkeit des Illuminaten-Ordens, der, wie wenig auch in seinem Innern Ordnung und Gehorsam herrschen mochte, nach außen hin und in Hinsicht der politischen und religiösen Überzeugung seiner Mitglieder nichtsdestoweniger eine furchtbare Einheit dargestellt und eine nicht zu berechnende einflußreiche Wirksamkeit entfaltet hat [113])."

Wir wollen und können hier in dem uns gesetzten Rahmen keine Darstellung des Wesens und Wirkens der Geheimorden des 18. Jahrhunderts geben. „Wenn es schon schwer ist" — meinte der große Geschichtsforscher Leopold v. Ranke von dieser Wirksamkeit der Geheimorden — „sich über die Zustände und Ereignisse der neuesten Zeit, welche offen am Tage liegen, zu unterrichten, wie viel schwieriger wird es, den geheimen Verzweigungen verborgener Bildungen, die lange gleichsam ein unterirdisches, der Sonne entzogenes Dasein fortsetzen, auf die Spur zu kommen. Begnügen wir uns, wenn wir zu dem

---

[112]) „Freimüthig-patriotische Beobachtungen und Bemerkungen über die gegenwärtigen öffentlichen Angelegenheiten in Teutschland", Leipzig 1818, Seite 42 f.

[113]) Carl Ernst Jarcke: „Vermischte Schriften", München 1839, 2. Band, Seite 319.

Unbezweifelten nicht gelangen können, mit dem Wahrscheinlichen [114])."

Nun hat zwar die archivalische wie literarische Forschung inzwischen genug Dokumente — zumal auch aus Logenarchiven — hervorgezogen. Wir können heute sehr wohl „zu dem Unbezweifelten gelangen". Aber damit müßte die Darstellung notwendig umfangreicher werden, um jene Tatsachen auch unbezweifelbar und sichtbar hervortreten zu lassen. Das ist jedoch in diesem Rahmen unmöglich und müßte einer späteren Behandlung vorbehalten bleiben. Begnügen wir uns daher hier nur „mit dem Wahrscheinlichen". Hier gilt es nur, die politischen Ereignisse kurz zu schildern, soweit sie Schillers Haltung und Denken beeinflußt haben. Da diese Ereignisse sich aber nicht „selbsttätig" entwickelten, sondern durch die Geheimorden befördert und herbeigeführt wurden, mußten wir uns damit beschäftigen.

Wir wiesen bereits darauf hin, daß Schillers „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande" in Frankreich großen Eindruck machte, da man den revolutionären Geist darin spürte, den man in der Revolution zu betätigen vermeinte. Aber auch Schillers „Räuber" konnte man für die Revolutionspropaganda gebrauchen. Man las dieses Schauspiel in einer schlechten Übersetzung des Elsässers Friedel-Bonneville. Ein anderer Bearbeiter — La Martelière — brachte es im Théâtre du Marais auf die Bühne. Auf jene Bühne, wo das revolutionäre Stück von Beaumarchais „Le mariage de Figaro" (Die Hochzeit des Figaro) die revolutionäre Stimmung entfacht hatte. Monatelang gingen Schillers „Räuber" jakobinisch auf-

---

[114]) Leopold v. Ranke: „Historisch-biographische Studien", Leipzig 1877.

gemacht — Karl Moor erschien mit der Jakobinermütze — unter tosendem Beifall über die Bretter. Schiller hätte sein so verändertes Stück aber wohl kaum wiedererkannt. Nach diesen Aufführungen übernahm das Théâtre de la République diesen „Schlager" und zog damit in die Provinzstädte. Ja, es begleitete sogar die in Deutschland einmarschierenden französischen Revolutionstruppen, um deren revolutionären Geist zu entflammen.

Nach dem durch illuminatischen Einfluß und Machenschaften bewirkten Rückzug der preußischen Truppen, mit der theatralischen Kanonade von Valmy, begann der Terror in Frankreich. Sehr richtig hat Napoleon dazu gesagt: „Der lächerliche Krieg Preußens, der noch lächerlichere Rückzug der preußischen Armee vor unseren unorganisierten Truppen reizten die revolutionäre Wut bis zum höchsten Grad, und Frankreich ging plötzlich von der Herrschaft der gesetzgebenden Versammlung zum Konvent, von der Revolution zum Schrecken über..." Jetzt begannen jene Greuel, jene Gewaltherrschaft, von denen in dem Plan der Illuminaten gesprochen worden war, den Bode dem Landgrafen von Hessen etwa zehn Jahre vorher vorgelegt hatte. Der zeitgenössische Franzose Mallet du Pan hat von der französischen Revolutionsregierung, welche die „Menschenrechte" proklamierte, geschrieben:

„Mich überläuft ein Schauder, wenn ich einen Blick tue in das Leben dieser drei- oder vierhundert Deputierten. Sie würden Sodom und Gomorrha durch ihr lasterhaftes Leben in Erstaunen versetzt haben. Mitten unter zügellosen Ausschweifungen geben sie ihre Befehle, die Leute niederzumetzeln; sich den Umarmungen der gemeinsten Dirnen entwindend, besteigen sie die Rednertribüne des Convents und sprechen von Tugend und Wohlanständig-

keit; der schamloseste Wüstling würde erröten, wenn er sähe, wie sie bei ihren obszönen Festen die Schlüssel eroberter Städte empfangen und Friedensvorschläge beraten. Fast alle in Paris sowohl wie in den Departements haben mit den Verhaftungen und Freilassungen Geldgeschäfte verbunden, auch mit Tod und Leben der Unglücklichen Schacher getrieben. Wie oft haben sie nicht diesen oder jenen aufs Schafott geschickt, nachdem sie enorme Summen für ihn für seine illusorische Freigabe erpreßt hatten. Tugendhafte Frauen haben sie gezwungen, sich ihnen preiszugeben, um ihr eigenes Leben oder das Leben der Männer zu retten... Sie haben die Häuser, die Besitzungen, das Mobiliar derer an sich gerissen, die sie haben köpfen lassen. Ihr Luxus ist derselbe, den einst persische Satrapen trieben. Sie geben sich auch nicht die geringste Mühe, ihren Reichtum zu verstecken — das Volk aber ist leider so tief gesunken, daß es nicht hinschaut, daß es gleichgültig bleibt, wenn die schönsten Schlösser, das reichste Mobiliar, Gold und Juwelen denen zur Beute fallen, die ihm inmitten seines Elends mit ihrem frechen Reichtum ins Gesicht schlagen [115])."

Der bekannte Napoleonforscher Friedrich M. Kircheisen hat die Zustände unter Berücksichtigung des gesamten Dokumentenmaterials folgendermaßen dargestellt:

„In der Zeit der Revolution war die Bevölkerung Frankreichs um ungefähr drei Millionen Menschen zurückgegangen (dabei ist die damalige weit geringere Bevölkerungszahl zu berücksichtigen). Die Ursachen liegen vor allem in der Emigration und den Verlusten im Kriege; aber auch viele Tausende haben ihr Leben durch Entbeh-

[115]) Mallet du Pan: „Correspondance avec la Cour de Vienne", I. 97.

rungen und Hunger oder durch die Guillotine eingebüßt! Denn nicht allein Adelige, Reiche oder Bemittelte, die größtenteils beizeiten den heimatlichen Boden verlassen hatten, sondern selbst Leute aus den untersten Ständen fielen dem Henker zum Opfer. Nach der Schätzung Prudhommes, eines Zeitgenossen, bildeten die Landbewohner, Arbeiter, kleinen Gewerbetreibenden und Rentner den Hauptbestandteil der durch das Schafott Umgekommenen. Erst an vierter Stelle kamen die Geistlichen und gar erst an siebenter die Adeligen und Emigranten!

Anderthalb Jahre lang — vom Anfang Mai 1793 bis Ende 1794 — wurde das Volk größtenteils von der Regierung ernährt, die alle Hilfsquellen an sich genommen hatte, und dennoch war es bald dem Hungertode nahe, denn in Frankreich gebrach es an allem. Getreide und Fleisch, die beiden Hauptbestandteile der Ernährung des Menschen, fehlten fast gänzlich. Nur mit Mühe vermochte die Verwaltung von Paris jedem Einwohner täglich zwei Unzen Brot und eine Handvoll Reis zu geben. Und hinsichtlich der anderen Lebensmittel stand es noch schlimmer.

Die Geschichte kennt kaum ein zweites Beispiel solcher Zersetzung eines Staates als des Frankreichs zur Zeit des Konvents ...

Alle guten Sitten waren abgeschafft und verpönt. Es gab weder Scham- noch Ehrgefühl, weder Moral noch Achtung vor der Religion. Die Ehescheidungen waren an der Tagesordnung. Jegliche Bande der Familie waren zerrissen, und jedes Mitglied handelte nach seinem Ermessen. Der Verrat war unter Blutsverwandten allgemein. Die Schulen waren geschlossen, und als durch das Gesetz vom 25. Oktober 1795 die Schaffung neuer Lehranstalten beschlossen und selbst die Gründung eines Na-

tionalinstituts ins Leben gerufen wurde, fehlte es sowohl an den nötigen Geldmitteln als auch an den erforderlichen Lehrbüchern. Man hatte während der Revolution nicht allein alle religiösen Schriften, sondern auch viele Lehrbücher verbrannt und verboten, neue zu drucken.

Es gab weder Rechtsanwälte — die meisten hatten ihr Leben auf dem Schafott geendet, wenn sie nicht beizeiten geflüchtet waren — noch Ärzte. Die Krankenhäuser waren vernachlässigt, ihre Kassen waren leer; es mangelte infolgedessen an Hilfsmitteln, Angestellten und Verwaltungsbeamten . . . Weit und breit herrschte die größte Unsicherheit; der Gewerbefleiß lag darnieder . . . Die Straßen, Kanäle und Brücken wurden vernachlässigt und gerieten in Verfall, so daß schon allein dadurch der Handel aufs schrecklichste geschädigt wurde [116]."

So sah es in diesem Staat aus! Wie wahr hat Schiller in dem Gedicht „Der Spaziergang" diesen Gewaltstaat geschildert. Wie sehr erinnern uns diese Bilder an die Gewaltstaaten des 20. Jahrhunderts. Daraus scheint zu folgen, daß es sich um ganz spezifische Erscheinungen derartiger Machtgebilde handelt. Jedenfalls konnten sich die Freimaurer bzw. die betr. Geheimorden ihrer „Staatskunst" nicht rühmen. Die Not und das Elend des Volkes waren nicht geringer als in der Monarchie. In diesem sog. ancien regime hatte zuletzt die Dirne „Gräfin Dubarry" ihr Unwesen getrieben. Man schlug ihr i. J. 1793 den Kopf ab. Jetzt beherrschte die Revolutionsdirne Therese Cabarrus-Tallien die Salons der neuen Machthaber. Das Regierungsmitglied La Réveillière-Lépaux hat von dem „Salon" seines Kollegen Barras geschrieben: „Im

---

116) Friedrich M. Kircheisen: „Napoleon I. Sein Leben und seine Zeit", München 1911, 1. Band, Seite 349/51.

Luxembourg (-Palais) sah man in Barras Umgebung nur Häupter der Anarchie, verkommene Aristokraten, gefallene Weiber, Bankerotteure, Schacherer und Wucherer, Mätressen und Mignons (Lustknaben). Seine Räume im Luxembourg waren Stätten wüster Orgien, die unter seiner Intendanz stattfanden [117])."

In diesen Kreisen wurde geprassßt, in den Volkskreisen wurde gehungert. Wer widersprach, wurde auf dem Schafott gemordet. Die edle, für die Freiheit begeisterte und geistvolle Französin Manon Roland rief ihren betörten Landsleuten damals zu: „Die Freiheit? — Sie ist für stolze Seelen, welche den Tod verachten. Sie ist nicht für Schwächlinge, die mit dem Verbrechen paktieren, indem sie Selbstsucht und Feigheit für Klugheit ausgeben. Sie ist auch nicht für verdorbene Leute, welche sich vom Lotterbette der Ausschweifung oder aus dem Kote des Elends erheben, um sich in dem Blute zu baden, das von den Schafotten strömt. Sie ist für ein besonnenes Volk, welches die Menschlichkeit liebt, die Gerechtigkeit pflegt, seine Schmeichler verachtet, seine wahren Freunde kennt und die Wahrheit hochhält. Solange ihr nicht ein solches Volk werdet, o meine Mitbürger, werdet ihr vergebens von Freiheit reden! Ihr werdet bloß die Frechheit haben, die Willkür, welcher ihr — jeder zu seiner Zeit — zum Opfer fallen werdet. Ihr werdet Brot verlangen, aber man wird euch Leichen geben, und schließlich werdet ihr immer wieder Sklaven sein." So stand es mit der Freiheit im damaligen Frankreich! Diese edle Republikanerin wurde nach einem empörenden Schauprozeß am 10. 11. 1793 auf dem Schafott hingemordet. „O F r e i h e i t ,

[117]) „Mémoires de La Réveillière-Lépaux", Paris 1895, p. 339.

welche Verbrechen begeht man in deinem Namen!" Das waren die letzten Worte dieser hochherzigen und heldenmütigen Frau. Mit ihrer Hinrichtung haben sich die französische Revolution und ihre Machthaber für alle Zeiten geschändet!

Aber Manons Schicksal ist kennzeichnend für alle edeldenkenden Menschen, die sich, von den Phrasen der Geheimordenspropaganda verblendet, der Revolution anschlossen. Selbstverständlich hatten diese Ereignisse auch Schillers Teilnahme geweckt. Die Freiheit des Volkes war ihm stets eine Herzenssache gewesen. Er hatte seine Ernennung zum Bürger der französischen Republik im „Moniteur" gelesen. Als jetzt die französischen Truppen in Deutschland einrückten und sich die Greuelnachrichten aus Paris mehrten, wollte er nach der französischen Hauptstadt reisen, um zu versuchen, auf die Regierung einzuwirken. Seine Schwägerin Karoline und Wilhelm von Humboldt rieten jedoch ab. Schon am 12. 11. 1789 hatte Charlotte von Lengefeld an Schiller geschrieben: „Von den Pariser Frauen erzählt er (ihr Schwager von Beulwitz) schöne Geschichten, die, hoffe ich, nicht so sein sollen; es hätten sich einige bei einem erschlagenen Garde du Corps versammelt, sein Herz herausgerissen und sich das Blut zugetrunken." Auf diese Mitteilung bezieht sich Schillers Vers bei der Schilderung der Revolution in dem „Lied von der Glocke":

„Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz."

Leider hat sich Lottes Hoffnung nicht bestätigt. Es sind damals derartige Bestialitäten in Versailles begangen

worden. Dennoch verfolgte Schiller die Entwicklung der Revolution teilnahms- und hoffnungsvoll. Am 6. 11. 1792 schrieb er an Körner: „Es ist sehr interessant, gerade in der jetzigen Zeit ein gesundes Glaubensbekenntnis über Revolutionen abzulegen; und da es schlechterdings zum Vorteil der Revolutionsfeinde ausfallen muß, so können die Wahrheiten, die den Regierungen notwendig darin gesagt werden müssen, keinen gehässigen Eindruck machen." Man erkennt seine Absicht, mit einer solchen Schrift politisch hervorzutreten.

Am 21. 12. 1792 scheint er entschlossen gewesen zu sein, in den Gang der Ereignisse einzugreifen. Er schreibt an Körner:

„Weißt Du mir niemand, der gut ins Französische übersetzte, wenn ich etwa in den Fall käme, ihn zu brauchen? Kaum kann ich der Versuchung widerstehen, mich in die Streitsache wegen des Königs einzumischen und ein Memoire darüber zu schreiben. Mir scheint diese Unternehmung wichtig genug, um die Feder eines Vernünftigen zu beschäftigen; und ein deutscher Schriftsteller, der sich mit Freiheit und Beredsamkeit über diese Streitfrage erklärt, dürfte wahrscheinlich auf diese richtungslosen Köpfe (die französische Regierung) einigen Eindruck machen. Wenn ein einziger aus einer ganzen Nation ein öffentliches Urteil sagt, so ist man wenigstens auf den ersten Eindruck geneigt, ihn als den Wortführer seiner Klasse, wo nicht seiner Nation anzusehen; und ich glaube, daß die Franzosen gerade in dieser Sache gegen fremdes Urteil nicht ganz unempfindlich sind. Außerdem ist gerade dieser Stoff sehr geschickt dazu, eine solche Verteidigung der guten Sache zuzulassen, die keinem Mißbrauch ausgesetzt ist. Der Schriftsteller, der für die Sache des Königs öffent-

lich streitet, darf bei dieser Gelegenheit schon einige wichtige Wahrheiten mehr sagen als ein anderer und hat schon etwas mehr Kredit. Vielleicht rätst Du mir zu schweigen, aber ich glaube, daß man bei solchen Anlässen nicht indolent und untätig bleiben darf. Hätte jeder freigesinnte Kopf geschwiegen, so wäre nie ein Schritt zu unserer Verbesserung geschehen. Es gibt Zeiten, wo man öffentlich sprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da ist, und eine solche Zeit scheint mir die jetzige zu sein."

Wir wollen den guten Körner keineswegs verdächtigen, daß er als Freimaurer geraten hätte zu schweigen. Aber die hier von Schiller vermuteten möglichen Bedenken, in dieser gespannten Zeit politisch hervorzutreten, zeigen, daß es sich um einen sehr bedeutsamen Schritt gehandelt haben würde. Auf jeden Fall stellte sich Schiller damit gegen die revolutionäre Politik, die von den Illuminaten in Deutschland vertreten wurde. In seiner warnenden Denkschrift für den i. J. 1792 durch Gift beseitigten Kaiser Leopold II. von Österreich erwies der Leibarzt Friedrichs d. Gr., Johann Georg Zimmermann, daß die geheimen Gesellschaften eine politische Macht darstellten, die „unglaubliche und unerhörte Dinge" vollführten, die keines der europäischen Kabinette erreichen könnte. Außerdem schrieb er:

„Unterstehet sich irgend ein deutscher Schriftsteller etwa, die berlinischen Aufklärer nur gantz leise und gantz höflich für das anzugeben, was sie sind, so werden bekanntlich diese Herren toll, schimpfen und bellen, griechisch, lateinisch und deutsch, und schreyen mit cannibalischer Urbanität: zur Laterne!" (d. h. aufhängen) „Und dann schreyen die Schulmeister durch gantz Germanien: dieser Schriftsteller ist moralisch erwürgt. Solchen Schnickschnack glaubt

dann ein schwaches, armseliges, lendenlahmes Publicum, oder vielmehr alle Journalleser und Strohköpfe, die in diesem Publicum den Ton angeben: denn keiner stehet auf sich selbst, keiner prüfet und urtheilet selbst. Darum hält der größte deutsche Professor einen Schriftsteller für verloren, von dem man ihm sagt, er sey in der allgemeinen Litteratur-Zeitung mitgenommen[118])."

Nun, man könnte den literarisch-politischen Cliquen und ihrem journalistischen Gefolge von Katheder, Kanzel, Presse, Rundfunk und dem heutigen Publikum diese Worte ebenfalls widmen. Allerdings schimpfen sie nicht mehr griechisch und lateinisch, sondern deutsch. Nur müßte man für sie den Vers des Horatius hinzufügen: „Mutato nomine de te fabula narratur" (Die Geschichte handelt von dir, nur der Name ist geändert)!

Zweifellos hätte eine solche politische Schrift Schillers Gutes bewirken können. Vielleicht hätte seine Beredsamkeit und Freiheitsbegeisterung doch einen gewissen Eindruck auf jene „richtungslosen Köpfe" im französischen Konvent gemacht. Als Ehrenbürger der französischen Republik konnte man ihm das Mitspracherecht kaum verweigern. Der König wurde später mit nur einer Stimme Mehrheit verurteilt. Außerdem konnte sich in Deutschland eine Gegenaktion zu der unablässig betriebenen jakobinisch-illuminatischen Propaganda entwickeln, die über die Freimaurerlogen — damals von West nach Ost — betrieben wurde. Um zu zeigen, wie das geschah, bringen wir folgenden kennzeichnenden Brief an einen ungenannten General. Er lautet:

---

[118]) „Denkschrift von J. G. Zimmermann an Kaiser Leopold II. über die Illuminaten." Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv. Vertrauliche Akten, Fasz. 63, Bl. 71 und 79.

„Mon général ... Depuis votre départ, M. Dietrich, maire de Strasbourg, a fait imprimer en allemand une couple de milliers d'exemplaires d'un imprimé de la Loge de Saint-Jean d'Ecosse du Contrat social à Paris, mère Loge du Rit écossais en Françe que j'ai fait traduire en bon allemand et j'y ai ajouté à la fin un petit discours pour les FF.: des pays étrangers. J'en ay aussi fait imprimer plusieurs en français dont j'ai l'honneur de vous en envoyer un exemplaire dans ma lettre. Je crois que vous êtes un des membres de cette Loge. Vous verrés, mon général, que cet écrit, surtout en allemand, fera des merveilles à l'étranger: j'ai été assés heureux de passer en lieu de sûreté toute cette pacottille à la rive droite du Rhin et je joins aussi ici un liste de 44 villes épiscopales de l'Allemagne et des Pays-Bas autrichiens où j'en ferai passer directement à tous les Vbles des Loges de chacune de ces villes, j'en distribuerai même dans les armées, ce qui y fera un très bon effet ...[116])"

Übersetzung: „Herr General ... Nach Ihrer Abreise hat der Bürgermeister von Straßburg, Dietrich, ein paar tausend Exemplare einer Schrift der Loge ‚Saint-Jean d'Ecosse du Contrat Social' in Paris, der Mutterloge des schottischen Ritus in Frankreich, in deutscher Sprache drucken lassen, die ich in gutes Deutsch habe übersetzen lassen, und ich habe am Ende eine kleine Abhandlung für die Brüder des Auslandes beigefügt. Ich habe auch mehrere Exemplare in französischer Sprache drucken lassen und habe die Ehre, Ihnen ein Exemplar davon in meinem Brief zuzusenden. Ich glaube, daß Sie Mitglied dieser Loge sind. Sie werden sehen, Herr General, daß diese Schrift — insbesondere die deutsche Übersetzung — im

[116]) Archive nationale F. 7. 4396. Gedruckt in den „Annales révolutionaires", Tome 6, p. 102; Paris 1913.

Ausland Wunder wirken wird: ich habe mich sehr gefreut, die ganze Ladung an einen sicheren Ort auf dem rechten Rheinufer zu bringen, und ich füge hier eine Liste von 44 Bischöfsstädten Deutschlands und der österreichischen Niederlande bei. Dort werde ich die Schriften unmittelbar an die Stuhlmeister der Logen in jeder dieser Städte schicken. Ich werde sie sogar in den Armeen verteilen; dies wird dort einen sehr guten Erfolg zeitigen ..."

Dies eine Dokument — wir könnten weitere anführen — möge genügen. Es beweist nicht nur das Wirken der Freimaurerei in der französischen Revolution, es beweist auch, daß die Logen in Deutschland Propagandastellen der Revolutionspolitiker waren. Es sind hier also bereits jene Methoden erkennbar, die heute überall bekannt sind. Auch die Heere wurden auf diese Weise zersetzt.

Diese Propaganda der Revolution hat Tocqueville sehr gut erklärt. Er wies auf deren „religiösen Charakter" hin und schrieb: „Die französische Revolution ist eine politische Revolution, die sich in der Weise einer religiösen Revolution vollzogen und in mancher Hinsicht deren Charakter angenommen hat. Man achte auf die einzelnen und bezeichnenden Merkmale, die sie einer solchen ähnlich machen. Sie hat nicht nur wie diese in die Ferne gewirkt, sondern hat sich auch durch Predigt und Propaganda verbreitet. Eine politische Revolution, die zur Bekehrung aufruft, die man mit ebensolcher Leidenschaft den Fremden predigt, wie man sie bei sich selbst vollzieht — welch neues Schauspiel!"

Freilich, damals war dieses Schauspiel noch neu. Heute erleben wir die gleichen Erscheinungen in der russischen Revolution, ihren Folgen und ihrer Propaganda. Es handelt sich um die gleichen Methoden.

Weiter sagte Tocqueville: „Die französische Revolution

ist bezüglich dieser Welt genau in der gleichen Weise verfahren, wie die religiösen Revolutionen im Hinblick auf die andere; sie hat den Bürger in einer abstrakten Weise aufgefaßt außerhalb von jeder besonderen Gemeinschaft, ebenso wie die Religion den Menschen als allgemeines Wesen begreift, unabhängig von einem Land oder einer Zeit."

Das war nur möglich, weil die Ideologie der Revolution durch die Freimaurerei geschaffen worden war, deren Ziel die Weltrepublik ist, während die Geheimorden jene freimaurerische Ideologie verbreiteten, wie die religiösen Orden der Kirche das Christentum. „Da die Kirche" — so sagt Tocqueville — „selbstverständlich mit allen den alten Institutionen verflochten war, die zerstört werden sollten, stand außer Zweifel, daß diese Revolution mit dem Umsturz der zivilen Gewalt zugleich die Religion erschüttern mußte."

Auf diese Propaganda für die Revolution bezog sich Schillers späteres Epigramm: „Die Staatsverbesserer":

„So schlimm steht es wahrlich noch nicht um des Staates Gesundheit,
Daß er die Kur bei euch wage auf Leben und Tod."

Ein anderes Epigramm — „Der Wolf in Schafskleidern" — ist ebenfalls an jene Revolutionspolitiker gerichtet und lautet:

„Haltet ihr denn den Deutschen so dumm, ihr Freiheitsapostel?
Jeglicher sieht: euch ist's nur um die Herrschaft zu tun."

Am 21. 1. 1793 erfolgte in Paris die Hinrichtung des Königs und am 16. 10. 1793 die der Königin. Jetzt wandte sich Schiller entsetzt von dieser „Freiheit" und „Menschen-

würde" — wie sie die Revolutionsregierung vordemonstrierte — ab. „Ich kann seit 14 Tagen keine französische Zeitung mehr lesen", — schreibt er am 8. 2. 1793 an Körner — „so ekeln mich diese Schindersknechte an!" Er, der nur für die wahre Freiheit und die wahre Menschenwürde lebte und strebte, war über diese Untaten in Frankreich enttäuscht und erschüttert. Einen Monat später — am 20. 3. 1793 — schreibt er unter dem Eindruck dieser Gewaltherrschaft an Fischenich, daß „wissenschaftliches Interesse der einzige Weg ist, mir meine Existenz erträglich zu machen ... Man kommt mit jedem Tag mehr von dem jugendlichen Kitzel zurück, den Menschen das Bessere aufzudrängen, weil unvorbereitete Köpfe auch das Reinste und Beste nicht zu gebrauchen wissen".

Jetzt war die Revolution für Schiller nur noch die Herrschaft des Pöbels. Und denen, die jene Revolutionsregierung jetzt noch verteidigten und Schillers Auffassung bekämpften, widmete er das Epigramm: „Eure Absicht":

„‚Pöbel! wagst du zu sagen, wo ist der Pöbel?' — Ihr machtet,
Ging' es nach eurem Sinn, gerne die Völker dazu!"

Alle edleren Menschen, die jene Auswirkungen der französischen Revolution damals erlebten und später studierten, werden Schillers Enttäuschung und Resignation mit- und nachfühlen können. Im 19. Jahrhundert hat sein begeisterter Verehrer und Landsmann, Johannes Scherr, schmerzvoll gefragt: „Wo haben denn die Völker bewiesen, daß sie frei zu sein verständen? — Ja, auch nur, daß sie frei sein wollten? — Nirgends! — Selbst die scheinbar freiheitlichen, freiheitlichsten Epochen erweisen sich bei näherem Zusehen und unbefangener Untersuchung überall als Täuschungen. Kannte das Altertum

eine Verwirklichung des humanen Freiheitsideals? Oder das Mittelalter? — Nein! — Haben die Luther und Calvin die Freiheit gebracht? Oder die Mirabeau und Marat? — Abermals nein! — Der erlauchteste und erleuchtetste Prophet der Freiheit, Schiller, hat auf der Schwelle des 19. Jahrhunderts in düsterer Resignation gesagt: ‚Freiheit lebt nur in dem Reich der Träume'. — Ist er seither widerlegt worden? — Nein!" Allerdings! Zumal nicht im 20. Jahrhundert, wo man mit den Begriffen „Freiheit", „Recht", „Einigkeit" und „Demokratie" ein unwürdiges, ja ekelhaftes Gaukelspiel betreibt, ein Gaukelspiel, wie es noch nie in dieser Weise betrieben worden ist.

Gewiß, Schiller hatte jetzt eine grausige Bestätigung erhalten, daß die von ihm erstrebte Freiheit jener „Freiheit" nicht glich, von der ihm die Illuminaten und Freimaurer gesprochen hatten. Die Gewalttätigkeit, die Heimlichkeit und Herrschsucht, die er ihnen und ihren Ordensstiftern in seinen „Briefen über Don Carlos" vorgeworfen hatte, trat hier furchtbar in die Erscheinung. Aber dennoch! — „Vergiß nicht", — so hatte Schiller gesagt — „daß ein Anschlag, den höhere Vernunft gebar, das Leiden der Menschheit drängt — zehntausendmal vereitelt — *nie aufgegeben* werden darf!" Und so handelte er. Es mußte ein anderer Weg zur Freiheit erschlossen werden. Denn — so trotzt Schiller in dem Gedicht „Die Worte des Glaubens":

„Der Mensch ist *frei* geschaffen, *ist frei*,
Und würd' er in Ketten geboren!
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Toren.
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!"

Schillers politische Erkenntnis

Wir haben bereits auf den Besuch des dänischen Dichters Jens Baggesen bei Schiller hingewiesen. Baggesen war Illuminat und hatte einen großen Einfluß auf den Illuminaten Prinz Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg. Der Illuminat K. F. Reinhold reiste oft in geheimen Aufträgen des Ordens nach Dänemark. Denn — so schreibt Reinhold — in Gotha befanden sich „die Gehülfen Bodes". Diese erteilten ihm die Aufträge. Außerdem war Weishaupt selbst in Gotha und wurde von dem Prinzen Friedrich Christian unterstützt. Die betr. Briefe — Baggesen an Reinhold v. 28.3.1791 — und — Prinz Friedrich Christian an Reinhold v. 3. 1. 1793 — sind zuerst im „Marbacher Schillerbuch", 2. Band, Seite 396/98 (Stuttgart 1907) abgedruckt. Der Prinz war ein ebenso begeisterter Illuminat, wie er ein teilnehmender Verehrer Schillers war. Nach dem Verbot des Illuminatenordens in Bayern (1784) schickte er Jens Baggesen auf Reisen, um festzustellen, wo der Orden weiter bestand und wie die Oberen über politische Reformen dächten. Denn — so schrieb er — „mich hat das System des Illuminatenordens in Feuer und Flamme gesetzt ... Mein ganzes Herz erglüht für dasselbe". Wir können dazu mit den Worten

Schillers aus dem „Geisterseher" sagen: „Die Gesellschaft hatte ihre geheimen Grade, und ich will zur Ehre des Prinzen glauben, daß man ihn des innersten Heiligtums nie gewürdigt habe." Denn später hat Friedrich Christian der Prinzessin Luise Augusta gegenüber geäußert, „die Illuminaten seien an allem gegenwärtigen Unglück schuld [120]".

Wir wollen nicht etwa bestreiten, daß dieser Prinz ehrlich von Schillers Dichtungen begeistert gewesen sei, als er ihm im Jahre 1791 eine Unterstützung von 1000 Rthlr. jährlich für den Zeitraum von drei Jahren anbot. Er tat dies — so schreibt er — als „Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Grenzen eines Erdballs umfassen". Das heißt — der „Weltrepublik", dem politischen Ziel der Freimaurerei. In seiner Notlage und in Anbetracht seiner erfolgten Heirat mit Lotte v. Lengefeld nahm Schiller diese Pension an. „Nicht an Sie", — so schrieb er dem Prinzen — „sondern an die Menschheit habe ich meine Schuld abzutragen." Wir wollen — wie gesagt — an dem guten Herzen des Prinzen und seiner Schillerbegeisterung nicht zweifeln. Aber diese schließt nicht aus, daß die unbekannten Oberen des Illuminatenordens ihre Hand dabei im Spiel gehabt haben. Auch der Illuminat Karl Theodor von Dalberg, der politisch immer mehr in den Vordergrund trat, nahm jetzt nähere Verbindung mit Schiller auf und machte ihm Versprechungen für die Zukunft. Wir brauchen nur Goethes „Wilhelm Meister" zu

[120]) Hans Schulz: „Friedrich Christian, Herzog zu Schleswig-Holstein", Stuttgart und Leipzig 1910, Seite 72 und 154; „Timoleon und Immanuel. Dokumente einer Freundschaft. Briefwechsel zwischen Friedrich Christian zu Schleswig-Holstein und Jens Baggesen." Herausgegeben von Hans Schulz, Leipzig 1910, Seite 181.

lesen und finden das, was er theoretisch behandelte und idealisierte — die geheime Leitung des Schicksals und der geistigen Entwicklung Wilhelms durch die Männer im Turm — praktisch durchgeführt. Der Prinz war als Illuminat eidlich verpflichtet, alles, was er von Schiller erfuhr, an die unbekannten Oberen weiterzuleiten. Denn — so hat der Exilluminat Joseph v. Utzschneider, der Geheimschreiber der Herzogin Maria Anna von Bayern, unter Eid ausgesagt: „Der Novize sowohl als auch seine Aufnehmer und jedes Glied des Ordens, es mag in einem Grade sein, in dem es immer will, muß alle Monate an seine Oberen, die er nicht kennt, schreiben und anzeigen, was er an seinen ihm bekannten Mitbrüdern beobachtet habe. Er muß anzeigen, was er bei den Menschen, mit denen er umgeht, sieht und hört." Die Illuminaten wurden — so sagte er weiter — „wie die Spürhunde abgerichtet. Es empfängt da jeder eine auf genaue Beobachtung und Erfahrungen sich gründende Instruktion, wodurch er in Stand gesetzt wird, die Gesinnungen und Neigungen eines jeden zu erforschen, selbe zu benützen, Geheimnisse abzulocken etc.[121])."

Doch lassen wir das hier auf sich beruhen. Wir verdanken diesem Umstand Schillers umfangreiche Briefe an den Prinzen, die seine politischen Anschauungen enthalten und später teilweise verändert und gekürzt in die „Briefe zur ästhetischen Erziehung des Menschen" übernommen worden sind. Diese Briefe hat Schiller zuerst in der Zeitschrift „Die Horen" und im Jahre 1801 in der Sammlung „Kleinere prosaische Schriften" herausgegeben. Die politi-

---

[121]) „Drey merkwürdige Aussagen, die innere Einrichtung des Illuminatenordens in Baiern betreffend", München 1786, Seite 39 f. und Seite 24 f.

schen Betrachtungen zeigen die neuen Wege, die Schiller zur Erlangung der Freiheit nach der für ihn mißglückten und unmöglichen französischen Revolution einzuschlagen gedenkt. Er schreibt am 13. 7. 1793 an den Prinzen:

„Der Lauf der Begebenheiten im Politischen und der Gang des menschlichen Geistes im Literarischen hat dem Genius der Zeit eine solche Richtung gegeben, die ihn mehr und mehr von der idealisierenden Kunst entfernt...

Besonders aber ist es jetzt das politische Schöpfungswerk, was beinahe alle Geister beschäftigt. Die Ereignisse in diesem letzten Dezenium des achtzehnten Jahrhunderts sind für die Philosophen nicht weniger auffordernd und wichtig, als sie es sonst nur für den mithandelnden Weltmann sind...

Ein Gesetz des weisen Solon verdammt den Bürger, der bei einem Aufstande keine Partei nimmt. Wenn es je einen Fall gegeben hat, auf den dieses Gesetz könnte angewendet werden, so scheint es der gegenwärtige zu sein, wo das große Schicksal der Menschheit zur Frage gebracht ist und wo man also, wie es scheint, nicht neutral bleiben kann, ohne sich der strafbarsten Gleichgültigkeit gegen das, was dem Menschen das Heiligste sein muß, schuldig zu machen. Eine geistreiche, mutvolle, lange Zeit als Muster betrachtete Nation hat angefangen, ihren positiven Gesellschaftszustand gewaltsam zu verlassen und sich in den Naturstand zurückzuversetzen, für den die Vernunft die alleinige und absolute Gesetzgeberin ist. So sehr dieser große Rechtshandel, seines Inhalts und seiner Folgen wegen, jeden, der sich Mensch nennt, interessieren muß, so sehr muß er, seiner Verhandlungsart wegen, jeden Selbstdenker insbesondere interessieren."

Schiller vertritt hier die Meinung, gegenüber der französischen Revolution könne es keine Neutralität, keinen „Ohne-mich"-Standpunkt geben. Weder für den Dichter noch für den Philosophen. Er schreibt weiter von dieser Staatsveränderung:

„Wäre das Faktum wahr, — wäre der außerordentliche Fall wirklich eingetreten, daß die politische Gesetzgebung der Vernunft übertragen, der Mensch als Selbstzweck respektiert und behandelt, das Gesetz auf den Thron erhoben und wahre Freiheit zur Grundlage des Staatsgebäudes gemacht worden, — so wollte ich auf ewig von den Musen Abschied nehmen und dem herrlichsten aller Kunstwerke, der Monarchie der Vernunft, alle meine Tätigkeit widmen. Aber dieses Faktum ist es eben, was ich zu bezweifeln wage. Ja, ich bin soweit entfernt, an den Anfang einer Regeneration im Politischen zu glauben, daß mir die Ereignisse der Zeit vielmehr alle Hoffnungen dazu auf Jahrhunderte benehmen ..."

Schiller erstrebte also den freien Rechtsstaat. Einen Staat, wo das Gesetz, das durch Vernunft — nicht durch Gewalt — gerechtfertigte Gesetz, das Recht, herrscht, und die wahre Freiheit die Grundlage des Staates ist. Das war eine klare Absage gegen alle diejenigen, die jene französische Revolution priesen: die Freimaurer und Illuminaten, wie wir bereits an den wenigen ihrer Äußerungen zeigen konnten. Schiller fährt in dem gleichen Schreiben fort:

„Der Versuch des französischen Volks, sich in seine heiligen Menschenrechte einzusetzen und eine politische Freiheit zu erringen, hat bloß das Unvermögen und die Unwürdigkeit desselben an den Tag gebracht, und nicht nur dieses unglückliche Volk, sondern mit ihm auch einen be-

trächtlichen Teil Europens, um ein ganzes Jahrhundert, in Barbarei und Knechtschaft zurückgeschleudert. Der Moment war der günstigste, aber er fand eine verderbte Generation, die ihn nicht wert war und weder zu würdigen noch zu benutzen wußte. Der Gebrauch, den sie von diesem großen Geschenk des Zufalls macht und gemacht hat, beweist unwidersprechlich, daß das Menschengeschlecht der vormundschaftlichen Gewalt noch nicht entwachsen ist, daß das liberale Regiment der Vernunft da noch zu früh kommt, wo man kaum damit fertig wird, sich der brutalen Gewalt der Tierheit zu erwehren, und daß derjenige noch nicht reif ist zur bürgerlichen Freiheit, dem noch so vieles zur menschlichen fehlt.

In seinen Taten malt sich der Mensch — und was für ein Bild ist das, das sich im Spiegel der jetzigen Zeit uns darstellt? . . ."

Wir haben — soweit in diesem Rahmen möglich und für das Verständnis von Schillers Absage an die Revolution erforderlich — ein Bild jener Zustände in Frankreich gegeben. Schiller dachte viel zu wirklichkeitsnah, um der von Illuminaten und Freimaurern betriebenen revolutionären Propaganda zu verfallen. Ja, der unwissend oder böswillig als „Idealist" im abträglichen Sinne verschriene Schiller hat jene politischen Phantasten und Schwärmer prachtvoll verspottet. Der Baron von Clootz (1755—1794) büßte seine Revolutionsbegeisterung zu Paris auf der Guillotine. Er war zuvor unter dem Namen „Anarcharsis" in Italien, Frankreich und England umhergereist, um seine revolutionären Gedanken zu verbreiten. Als sich nun der ebenso begeisterte Kieler Professor Karl Friedrich Kramer nach Paris begab, dichtete Schiller folgende Epigramme:

Anarcharsis der Zweite

Anarcharsis dem Ersten nahmt ihr den Kopf weg; der Zweite
Wandert nun ohne Kopf klüglich, Pariser, zu euch.

Deutschlands Revanche an Frankreich

Manchen Lakai schon verkauftet ihr uns als Mann von Bedeutung.
Gut! Wir spedieren euch hier Kramer als Mann von Verdienst.

Der arme Kramer machte nun in Paris — von seinen Freunden verlassen — eine Buchhandlung auf. Daher sagte Schiller zu dieser Entwicklung seiner „politischen Tätigkeit" in Paris:

Der Hausierer

Ja, das fehlte nun noch zu der Entwicklung der Sache,
Daß als Krämer sich nun Kramer nach Frankreich begibt.

Aber auch die revolutionäre Propaganda griff Schiller mit seinen Epigrammen an. Die von Reichardt in Altona von 1795—1797 herausgegebene Zeitschrift „Frankreich" trug das stolze Motto: „Vérité! Rien que la vérité! Toute la vérité" (Wahrheit! Nichts als die Wahrheit! Die ganze Wahrheit!) Schiller spottete:

Das Motto

Wahrheit sag' ich euch, Wahrheit und immer Wahrheit, versteht sich:
Meine Wahrheit! Denn sonst ist mir auch keine bekannt.

B a a l s p f a f f e n

Heilige Freiheit! Erhabener Trieb der Menschen
zum Bessern!
Wahrlich! Du konntest dich nicht schlechter
mit Priestern versehn!

D i e M i t a r b e i t e r

Wie sie die Glieder verrenken, die Armen!
Aber nach d i e s e r
Pfeife zu tanzen, es ist auch, beim Apollo, kein Spaß.

V e r f e h l t e r B e r u f

Schreckensmänner wären sie gerne, doch lacht man
in Deutschland
Ihres Grimmes, der nur mäßige Schriften zerfleischt.

H i s t o r i s c h e Q u e l l e n

Augen leiht dir der Blinde zu dem, was in Frank-
reich geschiehet,
Ohren der Taube; du bist, Deutschland, vortrefflich
bedient.

Reichardt gab nun aber neben seiner Zeitschrift „Frankreich" noch eine andere mit dem Titel „Deutschland" heraus. In beiden machte er Propaganda für die französische Revolution und Demokratie. Daher bedachte ihn Schiller mit weiteren Epigrammen, von denen — vermutlich des Raumes wegen — nicht alle in dem „Musenalmanach für das Jahr 1797" veröffentlicht worden sind. Sie lassen aber Schillers Meinung klar erkennen. Das Epigramm auf Reichardts Zeitschrift lautet:

Die Journale „Deutschland" und „Frankreich"

Zwei Journale gibt er heraus, wohl dreie; verwahret
Nur die Papiere, denn ihn treibet der Hunger auf Raub.

Jenen Schriftstellern, die diese Propaganda betrieben, sagt er:

Schmeichelt der Menge nur immer! Der Paroxismus verschwindet,
Und sie lacht euch zuletzt, wie nun wir einzelnen, aus.

Daher wettet er, jene Schriftsteller würden sich bald umstellen und wieder etwas anderes propagieren. Das Epigramm „Der Zeitschriftsteller" lautet:

Bald ist die Menge gesättigt von demokratischem Futter,
Und ich wette, du steckst irgendein anderes auf.

Nun, Schiller hat mit dieser Behauptung nicht nur derartige Schriftsteller für alle Zeiten gekennzeichnet, er hat auch jene Wette für alle Zeiten gewonnen. Also nicht nur als Dichter sondern auch als politischer Beobachter erweist Schiller seine Klassizität!

Aus diesen paar Epigrammen, die Schiller im „Musenalmanach für das Jahr 1797" erscheinen ließ, erkennt man die scharfe politische Satire des Dichters. Er erzielte eine außerordentliche Wirkung. Die Äußerungen seiner politischen Gegner zeigen dies. Aus Altona — jener Stadt, wo Reichardts Zeitschrift erschien — antwortete man besonders heftig. Eins dieser Epigramme — wir haben bereits darauf hingewiesen — lautet:

„Stürbe doch Schiller! Mich lüstet's so sehr nach seinem Kadaver;
Halte, Prosektor, indes immer dein Messer bereit!"

Dieses recht merkwürdige und bedrohende Epigramm erschien im Jahre 1797 in der Zeitschrift „Neues Archiv der Schwärmerei und Aufklärung". Es beweist die Wut der politischen Gegner des Dichters.

In dem Brief an den Prinzen Friedrich Christian vom 13. 7. 1793 entwirft Schiller ein Bild von der damaligen Gesellschaft und ihrer Geistesverfassung. Er schreibt:

„In den niederen Klassen sehen wir nichts als rohe gesetzlose Triebe, die sich nach aufgehobenem Band der bürgerlichen Ordnung entfesseln und mit unlenksamer Wut ihrer tierischen Befriedigung zueilen. Es war also *nicht* der moralische Widerstand von innen, bloß die Zwangsgewalt von außen, was bisher ihren Ausbruch zurückhielt. Es waren also *nicht* freie Menschen, die der Staat unterdrückt hatte, nein, es waren bloß wilde Tiere, die er an heilsame Ketten legte. Hätte der Staat die Menschheit wirklich unterdrückt, wie man ihm Schuld gibt, so müßte man Menschheit sehen, nachdem er zertrümmert worden ist. Aber der Nachlaß der *äußeren* Unterdrückung macht nur die *innere* sichtbar, und der wilde Despotismus der Triebe heckt alle jene Untaten aus, die uns in gleichem Grade anekeln und schaudern machen.

Auf der anderen Seite geben uns die zivilisierten Klassen den *noch* widrigeren Anblick der Erschlaffung, der Geistesschwäche und einer Versunkenheit des Charakters, der um so empörender ist, je mehr die Kultur selbst daran Teil hat. Ich erinnere mich nicht mehr, welcher alte oder neue Philosoph die Bemerkung machte, daß das Edlere in seiner *Verderbnis* das Abscheulichere sei, aber die Erfahrung bestätigt sie auch hier. Wenn die Kultur ausartet, so geht sie in eine weit bösartigere Verderbnis über, als die Barbarei je erfahren kann. Der sinn-

liche Mensch kann nicht tiefer als zum Tier herabstürzen; fällt aber der aufgeklärte, so fällt er bis zum Teuflischen herab und treibt ein ruchloses Spiel mit dem Heiligsten der Menschheit."

Dieses „was dem Menschen das Heiligste sein muß" ist jedoch die Freiheit, wie Schiller vorher sagt. „Das große Schicksal der Menschheit", dem gegenüber niemand gleichgültig oder neutral bleiben darf. Wir konnten im „Fiesko" bereits sehen, wie dieser Gedanke auftaucht und wie Verrina Fieskos Handlungsweise verurteilt. Für diesen Absturz ins Teuflische boten die Machthaber in Frankreich genug Beispiele — und nicht nur in Frankreich. Wir können das heute noch genau so bei den entsprechenden politischen Ereignissen beobachten. Daher fährt Schiller für seine wie für unsere Zeit fort:

„Die Aufklärung, deren sich die höheren Stände unseres Zeitalters nicht mit Unrecht rühmen, ist bloß theoretische Kultur und zeigt, im ganzen genommen, so wenig einen veredelnden Einfluß auf die Gesinnung, daß sie vielmehr bloß dazu hilft, die Verderbnis in ein System zu bringen und unheilbarer zu machen . . . Und so sehen wir den Geist der Zeit zwischen Barbarei und Schlaffheit, Freigeisterei und Aberglauben, Roheit und Verzärtelung schwanken, und es ist bloß das Gleichgewicht der Laster, was das Ganze noch zusammenhält."

Grundsätzlich stellt Schiller für jede politische Erneuerung — ganz gleich, für welches Volk und für welche Zeit — fest:

„Alle Reform, die Bestand haben soll, muß von der Denkungsart ausgehen, und wo eine Verderbnis der Prinzipien herrscht, da kann nichts gesundes, nichts gutartiges aufkeimen. Nur der Charakter der Bürger

erschafft und erhält den Staat und macht politische und bürgerliche Freiheit möglich. Denn wenn die Weisheit selbst in Person vom Olymp herabstiege und die vollkommenste Verfassung einführte, so müßte sie ja doch Menschen die Ausführung übergeben.

Wenn *ich* also — gnädigster Prinz — über die gegenwärtigen politischen Bedürfnisse und Erwartungen meine Meinung sagen darf, so gestehe ich, daß ich jeden Versuch einer Staatsverbesserung aus Prinzipien — denn jede andere ist bloß Not- und Flickwerk — so lange für unzeitig und jede darauf gegründete Hoffnung so lange für schwärmerisch halte, bis der Charakter der Menschheit von seinem tiefen Verfall wieder emporgehoben worden ist — eine Arbeit *für mehr als ein Jahrhundert!* — Man wird zwar unterdessen von manchem abgestellten Mißbrauch, von mancher glücklich versuchten Reform im einzelnen, von manchem Sieg der Vernunft über das Vorurteil hören, — aber was hier zehn große Menschen aufbauten, werden dort fünfzig Schwachköpfe wieder niederreißen. Man wird in anderen Weltteilen den Negern die Ketten abnehmen und in Europa — den Geistern anlegen! — So lange aber der oberste Grundsatz der Staaten von einem empörenden Egoismus zeugt, und so lange die Tendenz der Staatsbürger nur auf das physische Wohlsein beschränkt ist, so lange — fürchte ich — wird die politische Regeneration, die man so nahe glaubte, nichts als ein schöner philosophischer Traum bleiben."

Aus diesen Erklärungen Schillers erkennt man, wie klar und wirklichkeitsnah er die politische Lage und die politischen Erfordernisse beurteilte. Nicht er ist der „weltfremde Schwärmer", sondern die anderen — seine politi-

schen Gegner, deren Epigonen heute noch das große Wort in der Politik führen, sind politische Phantasten oder — Betrüger. Der Unterschied hat zwar moralische, aber keine praktische Bedeutung. Wir sehen aber, daß man noch heute jenen Trugbildern in der Politik nachjagt bzw. huldigt, die Schiller bereits als politische Irrtümer erkannte und kennzeichnete. Erleben wir heute etwa nicht, daß man „die Ketten, die man den Negern in andern Weltteilen abnahm, in Europa den Geistern anlegt"? — Sehen wir nicht täglich, daß „der oberste Grundsatz der Staaten von einem empörenden Egoismus zeugt"? — Will vielleicht jemand bestreiten, daß „die Tendenz der Staatsbürger nur auf das physische Wohlsein beschränkt ist"? — Damit meint Schiller nicht etwa den Kampf der Arbeiter und aller Minderbemittelten um bessere, menschenwürdigere soziale Verhältnisse. Im Gegenteil! — Der große Politiker Schiller verkennt keineswegs die Gefahren der wirtschaftlichen Not eines Volkes. Wie sollte er auch! Er hat diese Not wie kaum jemand durchgekostet. Ja, er hat sogar den größten Teil seines kurzen Lebens mit literarischer Fronarbeit verbringen müssen, hat Zeitschriften herausgegeben und Dramen geschrieben, obgleich er viel lieber seiner Neigung nachgegeben und geschichtliche Forschungen betrieben hätte. Man muß Schillers Briefe in dieser Beziehung kennen, um zu wissen, wie scharf er mit seiner Zeit und seiner Begabung rechnen mußte, um seinen Lebensunterhalt bestreiten zu können. In dem Brief vom 11. 11. 1793 schreibt er an den Prinzen:

„Der zahlreichere Teil der Menschen wird durch den harten Kampf mit dem physischen Bedürfnis viel zu sehr ermüdet und abgespannt, als daß er sich zu einem neuen und inneren Kampf mit Wahnbegriffen und Vorurteilen

aufraffen sollte. Das ganze Maß seiner Kraft erschöpft die Sorge für das Notwendigste, und hat er dieses mühsam errungen, so ist Ruhe und nicht neue Geistesarbeit sein Bedürfnis. Zufrieden, daß er selbst nur nicht denken darf, läßt er andere gern über seine Begriffe die Vormundschaft führen und erspart sich durch eine blinde Resignation in fremde Weisheit die saure Notwendigkeit der eigenen Prüfung. Geschieht es, daß in seinem Kopf und Herzen sich höhere Bedürfnisse regen, so ergreift er mit hungrigem Glauben die Formeln, welche der Staat und das Priestertum für diesen Fall in Bereitschaft halten und womit es ihnen von jeher gelungen ist, das erwachte Freiheitsgefühl ihrer Mündel abzufinden.

Man wird daher immer finden, daß die gedrücktesten Völker auch die borniertesten sind; daher muß man das Aufklärungswerk bei einer Nation mit Verbesserung ihres physischen Zustandes beginnen. Erst muß der Geist vom Joch der Notwendigkeit losgespannt werden, ehe man ihn zur Vernunftfreiheit führen kann ... Der Mensch ist noch sehr wenig, wenn er warm wohnt und sich satt gegessen hat, aber er muß warm wohnen und satt zu essen haben, wenn sich die bessere Natur in ihm regen soll!"

Auch hier bekundet Schiller seinen Scharfblick für die Wirklichkeit und die Bedeutung der sozialen Zustände und Verhältnisse zur Erlangung der Freiheit und des wahren Menschentums. Er hat diesen Gedanken auch in einem Epigramm „Die Würde des Menschen" ausgedrückt:

„Nichts mehr davon, ich bitt' euch! Zu essen gebt ihm, zu wohnen;
Habt ihr die Blöße bedeckt, gibt sich die Würde von selbst."

Der gleiche soziale Gedanke kommt auch in der berühmten, oft zitierten Stelle aus dem „Demetrius" zum Ausdruck. Wenn Schiller dort die Stimmenmehrheit eines Parlaments für einen Unsinn erklärt, so entspricht das — wie wir bereits gesehen haben — seiner grundsätzlichen Auffassung. Aber im „Demetrius" weist er in diesem Zusammenhang gerade auf die sozialen Mißverhältnisse hin, die eine Stimmenmehrheit noch unsinniger machen. Das wird bei dieser Stelle oft übersehen:

„Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn,
Verstand ist stets bei wen'gen nur gewesen.
Bekümmert sich ums Ganze, wer nichts hat?
Hat der Bettler eine Freiheit, eine Wahl?
Er muß dem Mächtigen, der ihn bezahlt,
Um Brot und Stiefel seine Stimm' verkaufen.
Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen;
Der Staat muß untergehn, früh oder spät,
Wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet."

In diesem Zusammenhang sieht die Sache etwas anders aus! Schiller berührt hier die verständliche Teilnahmslosigkeit eines besitzlosen Menschen am Staatsleben. Er weist aber auch auf die Verfälschung des eigentlichen Wählerwillens hin. Dabei ist es nebensächlich, ob ein solcher Stimmenfang durch religiösen oder wirtschaftlichen Druck auf den Wähler erfolgt, ob die Kirche oder der Brotgeber die Stimme erkauft. Ein solcher Staat, wo das geschieht, — sagt Schiller — muß früh oder spät untergehen. Daher wird auch in dieser Beziehung die Verbesserung der sozialen Verhältnisse und die Aufklärung über den religiösen Aberglauben notwendig.

Aber noch in anderer Beziehung trifft Schiller unsere

Zeit. Wir konnten diese Zeitnähe schon oft bei unserer Betrachtung feststellen. Die Ursache liegt darin, daß Schiller bei seinen Beobachtungen der Menschen und ihres Handelns nur das Wesentliche erblickt. Und — so sagt Goethe — „der kleine Gott der Welt" — das ist der Mensch — „bleibt stets von gleichem Schlag, und ist so wunderlich als wie am ersten Tag".

Alle diese Worte Schillers muten uns heute so zeitgemäß, ja zeitnah an. Zumal auch seine Kritik der sozialen Verhältnisse.

Gewiß, es wird manches getan, um die sozialen Notstände zu beheben, den „Lebensstandard zu verbessern", wie die heutige Vokabel heißt. Aber auf der anderen Seite wird die Sklavenpeitsche im Erwerbsleben immer erbarmungsloser geschwungen. Die Folge davon ist, daß der übermüdete, abgehetzte, abgerackerte heutige Mensch — er mag eine hohe oder untere Stellung bekleiden — das selbständige Denken nicht nur aufgibt, sondern verlernt, so daß er der Massensuggestion verfällt. Dann „ergreift er mit hungrigem Glauben die Formeln, welche der Staat und das Priestertum für diesen Fall in Bereitschaft halten und womit es ihnen von jeher gelungen ist, das erwachte Freiheitsgefühl" einzuschläfern oder zu unterdrücken. Diese Beeinflussung und Lenkung geschieht so versteckt und hinterrücks, daß es die meisten Menschen nicht für möglich halten. Durch Rundfunk, Bücher, Zeitungen und Zeitschriften, Vorträge und Vorlesungen, Theater und Kino usw. usw. bieten ihm „Staat und Priestertum" das, was er vernehmen soll und den Machthabern nützlich ist. Die Geistesschaffenden, die dabei Handlangerdienste leisten, werden durch klingende Titel, große Honorare und Vergünstigungen aller Art zu jener Fronarbeit verleitet. Ehr-

geizlinge, Titel- und Ruhmsüchtige, Geltungsbedürftige und Eitle haben die Befriedigung ihrer Süchte noch immer höher geachtet als die Wahrheit und Freiheit. Sie fühlen sich sogar sehr wohl in diesem beschämenden Betrieb und erfinden die prachtvollsten Begründungen für ihre freiheitmordende Betätigung. Dennoch ist diese geistige Prostitution noch weit verächtlicher und viel folgenschwerer als die körperliche Preisgabe.

Von jenen im Wirtschaftsleben vernutzten, ausgebeuteten und abgehetzten Menschen sagt Schiller: „Diese unglückliche Menschenklasse, welche ihre besten Kräfte im Ringen mit der physischen Not verzehrt, verdient indessen unser Mitleid." Dagegen „trifft unsere gerechte Verachtung die anderen, die ein besseres Los von dem Joch der Bedürfnisse freimacht, aber eigene Wahl darunter beugt". Von jenen Handlangern der Unterdrücker — der geistlichen wie der weltlichen — sagte er i. J. 1792 zu Conz: „Es ist zu verwundern, daß solche Menschen nicht im Gefühl ihrer Nichtswürdigkeit augenblicklich verwesen."

Aber — auch das trifft die moderne Gesellschaft — „mitten im Schoße der raffiniertesten Geselligkeit hat der Egoismus sein System gegründet, und ohne ein geselliges Herz mit herauszubringen, erfahren wir alle Ansteckungen und alle Drangsale der Gesellschaft. Unser freies Urteil unterwerfen wir ihrer despotischen Meinung, unser Gefühl ihren bizarren Gebräuchen, unseren Willen ihren Verführungen; nur unsere Willkür behaupten wir gegen ihre heiligen Rechte. Stolze Selbstgenügsamkeit zieht das Herz des Weltmanns zusammen ..., und wie aus einer brennenden Stadt sucht jeder nur sein elendes Eigentum aus der Verwüstung zu flüchten. Nur in einer völligen Abschwörung der Empfindsamkeit glaubt man

gegen ihre Verirrungen Schutz zu finden, und der Spott, der den Schwärmer oft heilsam züchtigt, lästert mit gleich wenig Schonung das edelste Gefühl[122]."

„Soll man also aufhören, darnach zu streben?" fragt Schiller in jenem Brief an den Prinzen vom 13. 7. 1793. Und er antwortet: „Nichts weniger, gnädigster Prinz! Politische und bürgerliche Freiheit bleibt immer und ewig das heiligste aller Güter, das würdigste Ziel aller Anstrengungen, und das große Zentrum aller Kultur — aber man wird diesen herrlichen Bau nur auf dem festen Grund eines veredelten Charakters aufführen, man wird damit anfangen müssen, für die Verfassung Bürger zu erschaffen, ehe man den Bürgern eine Verfassung geben kann ... Auf den Charakter wird bekanntlich durch Berichtigung der Begriffe und durch Reinigung der Gefühle gewirkt. Jenes ist das Geschäft der philosophischen, dieses vorzugsweise der ästhetischen Kultur. Aufklärung der Begriffe kann es allein nicht ausrichten, denn von dem Kopf ist noch ein gar weiter Weg zu dem Herzen (der Seele), und bei weitem der größere Teil der Menschen wird durch Empfindungen zum Handeln bestimmt ... Das dringendere Bedürfnis unseres Zeitalters scheint mir die Veredelung der Gefühle und die sittliche Reinigung des Willens zu sein, denn für die Aufklärung des Verstandes ist schon sehr viel getan worden. Es fehlt uns nicht sowohl an der Kenntnis der Wahrheit und des Rechts, als an der Wirksamkeit dieser Erkenntnis zur Bestimmung des Willens, nicht sowohl an Licht als an Wärme ..."

Schiller verwirft jede Staatsverfassung als unvollkommen, die nur durch „Aufhebung der Mannigfaltigkeit Ein-

---

122) „Kleinere prosaische Schriften", Leipzig 1801, 3. Teil, Seite 74/5.

heit" bewirken kann. Er benennt eins seiner Epigramme: „Die beste Staatsverfassung" und sagt:

„Diese nur kann ich dafür erkennen, die jedem erleichtert,
Gut zu denken, doch nie, daß er so denke, bedarf."

Wir beabsichtigen nicht, Schillers positive Auffassung vom Staat und seinen Aufgaben kritisch darzustellen. Er nennt drei Entwicklungsformen und -stufen des Staates und seiner Ziele. Er sagt: „Wenn in dem dynamischen Staat der (Vor)-Rechte (der Gewalt) der Mensch dem Menschen als Kraft begegnet und sein Wirken beschränkt — wenn er sich ihm in dem ethischen Staat der Pflichten mit der Majestät des Gesetzes entgegenstellt und sein Wollen fesselt, so darf er ihm im Kreise des schönen Umgangs, in dem ästhetischen Staat, nur als Gestalt erscheinen, nur als Objekt des freien Spiels gegenüberstehen. Freiheit zu geben durch Freiheit ist das Grundgesetz dieses Reiches."

„Hindert eine Staatsverfassung, daß alle Kräfte, die im Menschen liegen, sich entwickeln" — sagt er — „hindert sie die Fortschreitung des Geistes, so ist sie verwerflich und schädlich, sie mag übrigens noch so durchdacht und in ihrer Art noch so vollkommen sein. Ihre Dauerhaftigkeit selbst gereicht ihr alsdann viel mehr zum Vorwurf als zum Ruhme — sie ist dann nur ein verlängertes Übel; je länger sie Bestand hat, um so schädlicher ist sie. Überhaupt können wir bei Beurteilung politischer Anstalten als eine Regel festsetzen, daß sie nur gut und lobenswürdig sind, insofern sie alle Kräfte, die im Menschen liegen, zur Ausbildung bringen, insofern sie Fortschreitung der Kultur befördern oder wenigstens nicht hemmen. Dieses gilt

von Religions- wie von politischen Gesetzen; beide sind verwerflich, wenn sie eine Kraft des menschlichen Geistes fesseln, wenn sie ihm in irgendetwas einen Stillstand auferlegen. Ein Gesetz, wodurch eine Nation verbunden würde, bei dem Glaubensschema beständig zu verharren, das ihr in einer gewissen Periode als das vortrefflichste erschienen, ein solches Gesetz wäre ein Attentat gegen die Menschheit, und keine noch so scheinbare Absicht würde es rechtfertigen können. Es wäre unmittelbar gegen das höchste Gut, gegen den höchsten Zweck der Gesellschaft gerichtet." Daher empört er sich auch gegen alle Gewaltmaßnahmen des Staates, die dahin zielen, „die Verirrten in den Schafstall der Kirche zurück zu ängstigen", wenn sie sich einmal von den Dogmen und dem „theologischen Geschwätz" losgesagt hatten. Er weiß aber auch, daß es „viele Menschen gibt, deren ganzes Lebensglück auf einem Vorurteil beruht, das bei dem ersten ernsthaften Angriff des Verstandes zusammenfallen muß"! Zu diesen Vorurteilen gehört auch die Religion. Allen diesen ruft Schiller das Wort des Horatius zu: „Sapere aude!" Kant übersetzte dieses Wort sinngemäß: „Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen." Das ist der Leit-, Wahl- und Wahrspruch jeder Aufklärung: „Erkühne dich, weise zu sein."

Schillers politischer und historischer Weitblick

Während seines Aufenthaltes in Ludwigsburg hat sich Schiller i. J. 1794 über die französische Revolution ausgesprochen. In diesem Gespräch mit seinem Jugendfreunde, dem Arzt Friedrich von Hoven, hat er seinen durchdringenden politischen Scharf- und Weitblick bewiesen. Hoven hat darüber berichtet und geschrieben:

„Von dem französischen Freiheitswesen, für welches ich mich so sehr interessierte, war Schiller kein Freund. Die schönen Aussichten in eine glücklichere Zunkunft fand er nicht. Er hielt die französische Revolution lediglich für die natürliche Folge der schlechten französischen Regierung, der Üppigkeit des Hofes und der Großen, der Demoralisation des französischen Volkes und für das Werk unzufriedener, ehrgeiziger und leidenschaftlicher Menschen, welche die Lage der Dinge zur Erreichung ihrer egoistischen Zwecke benutzen, nicht für ein Werk der Weisheit. Er gab zwar zu, daß viele wahre und große Ideen, welche sich zuvor nur in Büchern und in den Köpfen helldenkender Menschen befunden, zur öffentlichen Sprache gekommen; aber um eine wahrhaft beglückende Verfassung einzuführen, sei das bei weitem nicht genug. Erstlich seien die Prinzipien selbst, die einer solchen Verfassung zum Grunde

gelegt werden müssen, noch keineswegs hinlänglich entwickelt, denn bis jetzt, sagte er, indem er auf Kants Kritik der Vernunft, die eben auf dem Tische lag, hinwies, sind sie es bloß noch hier; und zweitens, was die Hauptsache sei, müsse auch das Volk für eine solche Verfassung reif sein, und dazu fehle noch sehr viel, ja alles. Daher sei er fest überzeugt, die französische Republik werde eben so schnell wieder aufhören, als sie entstanden sei, die republikanische Verfassung werde früher oder später in Anarchie übergehen, und das einzige Heil der Nation werde sein, daß ein kräftiger Mann erscheine, er möge herkommen, woher er wolle, der den Sturm beschwöre, wieder Ordnung einführe und den Zügel der Regierung fest in der Hand halte, auch wenn er sich zum unbeschränkten Herrn nicht nur über Frankreich, sondern auch von einem Teil von dem übrigen Europa machen sollte [123]."

Um diese Beurteilung Schillers würdigen zu können, haben wir in den vorangehenden Abschnitten dieses Buches einige Einblicke in die „schlechte französische Regierung, die Üppigkeit des Hofes und der Großen, die Demoralisation des französischen Volkes" getan und tun müssen. Außerdem haben wir uns von dem „Werk unzufriedener, ehrgeiziger und leidenschaftlicher Menschen" überzeugen können, „welche die Lage der Dinge zur Erreichung ihrer egoistischen Zwecke benutzten".

Aber vielleicht noch bedeutender als die richtige Beurteilung der verflossenen Ereignisse war Schillers Voraussage der Zukunft, deren Ablauf er aus diesen Ereig-

---

123) „Biographie des Doktors Friedrich Wilhelm von Hoven. Von ihm selbst geschrieben", Nürnberg 1840; Marbacher Schillerbuch, 4. Band, Seite 78/9, Stuttgart 1919; „Schillers Gespräche", herausgegeben von Julius Petersen, Leipzig 1911, Seite 229/230.

nissen folgerte. Wir wissen heute — was Schiller damals nicht wußte —, daß zu jener Zeit, als der Dichter diese politischen Folgerungen aus den Ereignissen zog, der junge Hauptmann Napoleon Bonaparte vor Toulon seine Kanonen richtete und noch nicht daran dachte, entscheidend in die französische Politik, geschweige denn in die europäische Politik einzugreifen, wie er es dann später tat. Was Schiller hier i. J. 1794 bereits voraussah und -sagte, trat später nach seinem Tode buchstäblich ein.

Den gleichen Scharfblick bewies Schiller bei seinen geschichtlichen Forschungen. Große Geschichtskenner sind denn ja auch oft große Politiker gewesen und umgekehrt. Als Schiller seine „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges" schrieb, waren ihm die entscheidenden archivalischen Forschungen des 19. Jahrhunderts unbekannt. Dennoch hat er eine berichtigte Charakteristik Wallensteins geliefert. Er hat hier schon jesuitische Fälschungen vermutet, die erst im 20. Jahrhundert restlos aufgedeckt werden konnten. Schiller schrieb über Wallenstein:

„Sein freier Sinn und heller Verstand erhoben ihn über die Religionsvorurteile seines Jahrhunderts, und die Jesuiten vergaben es ihm nie, daß er ihr System durchschaute und in dem Papste nichts als einen römischen Bischof sah. Aber wie schon seit Samuels, des Propheten, Tagen keiner, der sich mit der Kirche entzweite, ein glückliches Ende nahm, so vermehrte auch Wallenstein die Zahl ihrer Opfer. Durch Mönchsintrigen verlor er zu Regensburg den Kommandostab und zu Eger das Leben; durch mönchische Künste verlor er vielleicht — was mehr war als beides — seinen ehrlichen Namen und seinen guten Ruf vor der Nachwelt. Denn endlich muß man zur Steuer der Gerechtigkeit gestehen, daß es nicht ganz treue

Federn sind, die uns die Geschichte dieses außerordentlichen Mannes überliefert haben."

Jeder Kenner der Geschichte Wallensteins — vorausgesetzt, daß er unbeeinflußt und unbefangen ist — weiß heute, daß man dessen Geschichte völlig entstellt oder sogar gefälscht hat. Was Schiller, nur auf die ihm erreichbaren, unvollkommenen Quellen angewiesen, ahnte, ist später — und damit auch für heute — durch Leopold v. Ranke, Schebeck, Hallwich, Srbik und viele andere erwiesen worden [124]). Ja, noch mehr! Wenn Schiller in seinem Drama „Wallenstein" — dem besten Drama der deutschen Literatur — Wallenstein sagen läßt:

„ ... Ich hasse
Die Jesuiten — Läg's an mir, sie wären längst
Aus Reiches Grenzen ..."

so ist heute archivalisch nachzuweisen, — was Schiller nicht wußte — daß der geschichtliche Wallenstein in den von ihm i. J. 1633 entworfenen Friedensvorschlägen zur Beendigung des verheerenden 30jährigen Krieges die Ausweisung der Jesuiten, als die Urheber jenes Krieges, vorgesehen und gefordert hat [125]).

Noch zehn Jahre später, als wiederum Friedensbestrebungen auftauchten, die schließlich i. J. 1648 zum Abschluß des Westfälischen Friedens führten, suchten die Jesuiten

---

[124]) Leopold v. Ranke: „Geschichte Wallensteins", Leipzig 1895; Schebeck: „Die Lösung der Wallenstein-Frage", Berlin 1881; Herm. Hallwich: „Fünf Bücher Geschichte Wallensteins", Leipzig 1910 und „Wallensteins Ende", Leipzig 1879; H. Srbik: „Wallensteins Ende", Wien 1920.

[125]) Die Forderung lautete: „Die Jesuiten sind als Störer des allgemeinen Friedens, als Urheber der gegenwärtigen Unruhen, für immer aus dem Reiche verbannt." Nach übereinstimmenden zeitgenössischen Mitteilungen von Chemnitz, Khevenhüller, Richelieu und den Aktenstücken bei Hildebrand: „Aktenstücke aus dem schwed. Reichsarchiv in Stockholm", Frankfurt a. M. 1885.

fortgesetzt den sich anbahnenden Frieden zu verhindern. Papst Innozenz X. verdammte dann diesen von ihm mißbilligten Frieden durch die Bulle „Zelo domus Dei“ vom 20. 11. 1648, nachdem er durch seinen Legaten Chigi — dem späteren Papst Alexander VII. — Einspruch gegen den Friedensschluß erhoben hatte.

Der Geschichtsforscher August Friedrich Gfrörer schrieb über diese Tätigkeit der Jesuiten: „Nachdem die Jesuiten sich unter den beiden kindisch-schwachen Nachfolgern Kaiser Maximilians II. völlig festgesetzt und gewissermaßen Herren im Hause (Österreich) geworden waren, traten sie offen mit ihren großen politischen Plänen hervor. Es galt jetzt nicht mehr bloß einige Provinzen durch Schlauheit zu gewinnen, sondern ganz Deutschland, und durch Deutschland sollte das protestantische Europa durch Waffengewalt unterjocht und die Reformation unterdrückt werden. Eine ungeheure Revolution wollten sie durchsetzen. Der Dreißigjährige Krieg ist, sofern die Jesuiten und ihre Bestrebungen nicht selbst als Kinder der Zeit zu betrachten sind, das Werk dieses Ordens. Die Fürsten und Könige, die in diesem furchtbaren Kampfe für die katholische Sache fochten, spielten die Rolle, welche ihnen die Jesuiten geschrieben hatten [126].“

Wir brauchen hier auf Schillers gewaltiges Drama „Wallenstein“ nicht weiter einzugehen. Es dürfte jedem Deutschen bekannt und vertraut sein. Über die Bedeutung der großartigen „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“ hat der Rat Grüner eine recht bezeichnende Mitteilung gemacht. Er berichtete:

„Als ich abends (i. J. 1822) zu Goethe kam, bemerkte

---

[126]) August Friedrich Gfrörer: „Geschichte Gustav Adolfs, Königs von Schweden und seiner Zeit“, Stuttgart 1835—37; Seite 339.

ich, daß ihm Zähren über die Wangen herabrollten. Ich fragte erstaunt: ‚Exzellenz, was ist Ihnen geschehen?‘

‚Nichts, Freundchen‘, erwiderte er, ‚ich bedaure nur, daß ich mit einem solchen Manne, der so etwas wie den Dreißigjährigen Krieg schreiben konnte, einige Zeit im Mißverständnisse leben konnte.‘ [127])“

Dieses Erlebnis Grüners und das Urteil Goethes über diese „Geschichte des 30jährigen Krieges“ dürfte immerhin etwas schwerer wiegen als die abfälligen Urteile der von Schiller so sehr getroffenen Jesuiten oder deren Gefolgsleute, die heute in Deutschland auf den Kathedern und in den Parlamenten den Ton angeben. Dadurch wird die Bedeutung dieses Werkes nicht geschmälert. Es ist nicht so wichtig, daß die neuere Forschung einige Einzelheiten anders beurteilen muß. Die große Linie, die Schiller vorgezeichnet hat, bleibt unverrückbar bestehen. Man muß sich dabei stets vergegenwärtigen, daß Schiller die erst am Ende des 19. Jahrhunderts zugänglichen Dokumente aus den Archiven nicht zur Verfügung standen. Auch hinsichtlich dieses Geschichtswerkes gilt Schillers Vers aus dem Gedicht „Die Künstler“:

Lang’ eh’ die Weisen ihren Ausspruch wagen,
Löst eine Ilias des Schicksals Rätselfragen ...

In diesem Falle heißt das: lange bevor die archivalische Geschichtsforschung ihren Ausspruch über Wallenstein wagte, hatte die geniale, künstlerische Geschichtsschreibung Schillers die Rätselfragen seines Schicksals bereits gelöst.

Die „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“ erschien im Jahre 1791 in dem von Göschen herausgegebenen

---

[127]) „Briefwechsel und mündl. Verkehr zwischen Goethe und dem Rat Grüner.“ P. Uhle: „Schiller im Urteil Goethes“, Leipzig 1910, Seite 5/6.

„Historischen Kalender für Damen". Heute wird ein Leser vielleicht staunen, daß ein solches Geschichtswerk die Teilnahme des weiblichen Geschlechts finden konnte. Dabei schrieb Schiller erfreut, keine seiner Schriften hätte jemals einen so großen Absatz gefunden. So sehr waren die Frauen jener Zeit bestrebt, sich über geschichtliche Ereignisse zu unterrichten. Dadurch veranlaßt, trat Schiller — auch das war damals ein revolutionärer Gedanke — für gründlichere Unterweisung der Frauen ein. Wie er sich das dachte, geht aus seinem Brief vom 11. 11. 1794 an den Herausgeber der Zeitschrift „Flora", Chr. J. Zahn, hervor. Schiller fand diese Zeitschrift zwar ganz gut, aber — so schrieb er — „ich kann es Ihnen kaum verzeihen, daß Sie sich bisher bloß auf eine angenehme Unterhaltung des schönen Geschlechtes einschränken, das einer ernsthafteren Belehrung und Bildung so sehr empfänglich und würdig ist. Sie scheinen mir also auch die Meinung zu hegen, als ob Schriften, die bei der weiblichen Welt ihr Glück machen sollen, schlechterdings nur Spiel bleiben dürften; eine Verleumdung, deren ich mich nicht schuldig machen mag. Vielmehr ist es diese ungerechte Voraussetzung, welche macht, daß so viele Werke, welche von Messe zu Messe" (die Buchmessen in Leipzig) „an das schöne Geschlecht gerichtet werden, gar nicht an ihre Adresse gelangen; denn der edlere Teil dieses Geschlechtes — und wer möchte auch für den anderen sich verwenden? — will Geistesnahrung, nicht bloß Belustigung. Das Frauenzimmer" (ein damals gebräuchlicher, aber kein herabsetzender Ausdruck wie heute!) „hegt zwar den rühmlichen Trieb zu gefallen, aber es ist auch vermögend, etwas zu schätzen, das ihm zu gefallen strebt.

Wenn Sie also meinem Rate folgen wollen, so erwei-

tern Sie den Plan Ihres Journals und geben auch ernsthafteren Materien einen Platz in demselben. In diesem Falle kann auch ich einigen Anteil daran nehmen, der mir in einer so guten Gesellschaft und für einen so schönen Zweck nicht anders als ehrebringend ist. Einen sehr großen Wert würden Sie diesem Werke verschaffen, wenn Sie die wichtige Materie der Erziehung — derjenigen besonders, welche entweder den weiblichen Teil betrifft, oder durch den weiblichen Teil geschehen muß — in Ihren Kreis ziehen wollten. Doch wünschte ich, daß dies nicht sowohl lehrend als darstellend und in Handlung geschehen möchte, weil nur das letztere lebendige Überzeugung bewirkt. Dem schönen Geschlecht kann kein größeres Geschenk gemacht werden, als wenn man es in den Stand setzt, sich über diese seine edelste Rolle im Staat, durch welche es in das große Ganze der Menschheit handelnd eingreift, und über die schwierigste seiner Pflichten durch Beispiel und Anschauung zu belehren."

Diese Worte Schillers dürften für die Zeitschriftenverleger von gleicher Bedeutung sein, wie die goldenen Worte Shakespeares aus dem „Hamlet" für die Schauspieler.

Wie ernst Schiller diese Aufgabe ansah, zeigen seine Gespräche mit einer Verwandten seiner Frau, der 20jährigen Christina v. Wurmb, die sich im Jahre 1801 ein paar Monate im Hause Schiller aufhielt. Sie hat Schillers Worte in ihrem Tagebuch festgehalten, und Karoline v. Wolzogen hat sie später veröffentlicht. Als Goethe diese Blätter gelesen hatte, schrieb er am 9. 11. 1830 erstaunt an Zelter, „alles Unterhaltung im höheren Sinne, woran mich sein (Schillers) Glaube rührt, dergleichen könne von einem Frauenzimmer aufgenommen und genutzt werden.

Und d o c h ist es aufgenommen worden und h a t genutzt ...“ Allerdings, für fade Unterhaltung mit Frauen und blöde Komplimente hatte Schiller keinen Sinn. Aber er handelte auch in dieser Beziehung nach der Forderung seines Marquis von Posa: „Er lege Hand an!“ Außerdem sagte Goethe einmal zu dem Kanzler v. Müller: „Schiller war ein ganz anderer Geselle als ich und wußte in der Gesellschaft immer bedeutend und anziehend zu sprechen.“ Auch Jean Paul schrieb am 26. 6. 1796 über seinen Besuch bei Schiller an Otto: „Ich trat gestern vor den felsigten Schiller, an dem, wie an einer Klippe, alle Fremden zurückspringen ... Er spricht beinahe so vortrefflich wie er s c h r e i b t.“



Im Jahre 1797 wurde die Stadt Mainz den französischen Revolutionstruppen ausgeliefert. Der Illuminat und Koadjutor von Mainz, Karl Theodor v. Dalberg, hatte seine Hand dabei im Spiel. Er war ja „ein guter Schotte“ (Hochgradfreimaurer) — wie der Herzog Carl August von Weimar von ihm geschrieben hatte — „und trägt sein Schurzfell nicht umsonst“. Wir haben bereits gezeigt, wie die französischen Freimaurer mit den Illuminaten in Deutschland zusammenarbeiteten. Der „deutsche“ Jakobiner Joseph Görres — er ist heute der gefeiertste „Gelehrte“ des Katholizismus — schrieb damals höhnisch triumphierend in seinem „Roten Blatt“:

„Bürger, Mainz ist unser. Auf den Wällen weht die dreifarbige Fahne. Sie ist verloren, diese Sturmschanze des Despotismus, zerschnitten der Saum der berüchtigten

Reichsintegrität. Vernichtet ist also die Hoffnung unserer Despoten, abgeworfen die große Brücke, die sie noch mit dem linken Rheinufer verband. Sie stehen auf den Gebirgen des jenseitigen Deutschlands und blicken mit verbissener Wut ins gelobte Land der Freiheit. Freut euch, Nationen! Eure Sache hat gesiegt! Freut euch, Bewohner des linken Rheinufers. Die Integrität ist zertrümmert. Mainz ist unser. Es lebe die Franken-Republik!"

Weiter heißt es in diesem Blatt: „Die Integrität (der Zusammenhalt) des (deutschen) Reiches ist zertrümmert! Bürger! Mainz ist unser! Es lebe die Frankenrepublik! Am 30. Dezember 1797, am Tage des Überganges von Mainz, starb zu Regensburg in dem blühenden Alter von 955 Jahren, 5 Monaten, 28 Tagen, sanft und selig an einer gänzlichen Entkräftung und hinzugekommenem Schlagfluß, bei völligem Bewußtsein und mit allen Sacramenten versehen, das heilige römische Reich, schwerfälligen Angedenkens."

Im Jahre 1799 begab sich Görres dann als der Führer einer Abordnung nach Paris. Er wollte dort mit der Revolutionsregierung über die Einverleibung der Rheinlande in die französische Republik verhandeln. In einer Schrift „Resultate meiner Sendung nach Paris" schrieb er u. a.: „Die Menschheit ist Gott, die Weltrepublik, die in allen Punkten ihres Umfanges zu gleicher Zeit ihren Mittelpunkt hat, das höchste Ziel des Strebens aller Republikaner; also Krieg allen Despoten."

Auch Görres war Freimaurer und Jakobiner. Er vertrat die Ansicht der Logen wie der Illuminaten. Von Napoleon sagte er dementsprechend: „Frankreich kann sich Glück wünschen, ihn gefunden zu haben." Später — nachdem die politische Lage verändert war — sprach er gegen

Napoleon und verband sich mit der römischen Kirche, die ihn heute noch wie einen Heiligen verehrt.

Görres gehörte zu jener Menschensorte, die Scherr einmal „gemeine Seelen“ nannte und von denen er sagte, ihnen „macht es wenig Sorge, von einem Extrem ins andere hinüberzuspringen. Sie haben ja auch nie einen Anhauch jenes Schamgefühls empfunden, welches edlen Gemütern verwehrt, auch nur die Gedankensünde eines Verrats an ihren Überzeugungen zu begehen.“

Schiller schrieb damals ein „Warnung“ überschriebenes Epigramm:

> „Deutsche, haltet nur fest an eurem Wesen, und daß euch Frankreich diesseits des Mains, jenseits des Rheins nicht betört!“

Die unbekannten Oberen der Geheimorden und die bekannten Führer der Revolution schienen aber, durch die Ereignisse und die Entwicklung in Frankreich belehrt, einzusehen, daß es so nicht weitergehen konnte.

G. Th. Francois Raynal (1713—1796) — ein Jesuit, der sich rechtzeitig der revolutionären Bewegung vor dem Sturz des Königtums angeschlossen hatte — suchte jetzt auf die Revolutionsregierung einzuwirken. Vermutlich war er dazu von den jesuitischen Oberen veranlaßt worden. Jedenfalls richtete er einen Brief an die Nationalversammlung zu Paris, in dem er sich gegen die Maßnahmen der Regierung wandte. Der „Hamburgische Correspondent“ Nr. 93 berichtete vom 3. 6. 1791 aus Paris:

„Die Sitzung der Nationalversammlung vom 31sten (Mai) ward dadurch auch unter anderen merkwürdig, daß der Präsident einen Brief des berühmten Herrn Raynal, der sich hier aufhält, vorlesen ließ. Dieser Brief ist an die Nationalversammlung gerichtet, welche bekanntlich den

Verfasser sehr hochschätzt, ihn von den Banden eines schimpflichen Dekrets befreit hat, und dessen Aussprüche wie Aussprüche eines Orakels von selbiger verehrt worden sind. Desto auffallender ist der Nachdruck, womit er gegen verschiedene Operationen der Nationalversammlung eifert."

Darauf bringt die Hamburger Zeitung den Wortlaut jenes langen Briefes. Eine entscheidende — und hier recht aufschlußreiche — Stelle lautet:

„Ich habe gezittert, als ich gesehen habe, wie dieses Volk, welches frei sein will, die gesellschaftlichen Tugenden, Menschlichkeit und Billigkeit, mißkennt, und neuen Samen zur Verderbtheit und Sklaverei aufnimmt. — Ich leide unendlich, wenn ich sehe, wie dieses betrogene Volk die strafbarsten Vorschläge mit wilder Freude aufnimmt, bei der Erzählung von Mord und Totschlag lacht, seine Verbrechen wie Eroberungen besingt, — und alles Unglück nicht sieht, womit es sich überhäuft. Ich sehe es über die Ruinen seiner eigenen Moralität lachen und tanzen, und diese Freude jammert mich am meisten. Ihre Gleichgültigkeit, meine Herren, über diesen schrecklichen Abweg der öffentlichen Denkungsart (esprit public) ist die erste und vielleicht die einzige Ursache der Veränderung, wodurch bestochene Schmeicheleien oder durch Furcht unterdrücktes Murren die reine Hochachtung ersetzt haben, welche Ihre ersten Arbeiten erhielten.

Als Sie zur Wiedergeburt Frankreichs berufen wurden, hätten Sie gleich überlegen müssen, was Sie mit Nutzen von der alten Ordnung beibehalten, ja, was Sie davon nicht wegnehmen konnten. Frankreich war eine Monarchie. Seine Größe, Bedürfnisse, Sitten, Nationalgeist widersetzten sich auf eine unüberwindliche Art einer republika-

nischen Form des Reiches ... Zur Endigung der Anarchie haben Sie nur ein Mittel. Sie müssen Ihre Dekrete revidieren, die durch ihre Zerstreuung geschwächte Macht wieder zusammenbringen und stärken, und dem Könige die nötige Macht anvertrauen, um die Stärke der Gesetze zu sichern."

Die Zeitung berichtet: „Nachdem die Ablesung des Briefes geendet war, entstand ein großer Tumult in der Nationalversammlung. Endlich sagte Herr Robberts Pierre (Robespierre): Nie hat sich die Nationalversammlung edler gezeigt, als jetzt, da sie ruhig die Beschimpfungen angehört hat, welche ihre Feinde auf eine künstliche Art mit einem berühmten und der Freiheit werten Namen bedeckt haben. Und nun wurde zur Ordnung des Tages geschritten [128])."

Während sonst alle derartigen „Feinde" zur Rechenschaft gezogen und dem Schafott überantwortet wurden, geschah dem Exjesuiten nichts! Ein Beweis dafür, daß — wie der Freimaurer Ludwig Keller im Falle Schillers sagte (siehe Seite 135) — „unsichtbare, aber mächtige Hände hier im Spiele gewesen sind".

In Anbetracht dieser politischen Entwicklung in Frankreich veröffentlichte der Illuminat Chr. Martin Wieland in seiner Zeitschrift „Der neue Teutsche Merkur für 1798" (März 1798) ein ganz offensichtlich inspiriertes „Gespräch" über die Lage und die Zukunft der „Frankenrepublik". In diesem „Gespräch" zwischen einem Franzosen und einem Deutschen wird das Publikum auf den kommenden Diktator als die einzige Rettung Frankreichs vorbereitet. Es heißt dann:

---

[128]) Alfred Kröger: „Ça ira!" „Die französische Revolution in Tatsachenberichten deutscher Zeitungen", Berlin 1939, Seite 142/45.

„Willibald: Das Außerordentliche bei der Sache ist, daß ihr diesen Mann nicht erst zu suchen braucht; denn durch einen Glücksfall, den man wohl in seiner Art einzig nennen kann, ist er schon gefunden.

Heribert: Bonaparte also?

Willibald: Wer anders?

Heribert: Und auf wie lange?

Willibald: Solange er ausdauert. Ich sorge, ihr werdet ihn nur zu bald wieder verlieren. Also, je länger je besser."

Als dieser Aufsatz mit diesem Gespräch von Wieland erschien, befand sich jener zum Diktator empfohlene General Bonaparte — der inzwischen in Italien in einer Feldloge Freimaurer geworden war — in Ägypten. Jetzt ließ er die dort unter großen Schwierigkeiten auf verlorenem Posten kämpfende französische Armee im Stich und erschien — von den sonst so wachsamen englischen Kriegsschiffen unbehelligt — in Paris [129]). Nach geheimen Verhandlungen mit den Machthabern beseitigte er am 9. November 1799 das Parlament, den „Rat der Fünfhundert". Dieser verabredete Staatsstreich klappte so hervorragend, daß nur Narren die geheime Regie dabei verkennen können. Napoleon sagte an jenem Tage in seiner Rede vor diesem „Rat der Fünfhundert": „Wir wollen eine auf der wahren Freiheit, der Bürgerfreiheit, der nationalen Vertretung begründete Republik. Wir werden sie bekommen! Ich schwöre es!" Das war natürlich ein Meineid, wie er

---

[129]) Man erkennt die Lage jener französischen Armee in Ägypten aus den aufgefangenen Briefen der Offiziere und Soldaten. Siehe: „Aufgefangene Originalbriefe von der Armee des Generals Bonaparte in Ägypten", o. O. und Jahr (Hamburg 1799).

in solchen Fällen in der sog. „hohen Politik“ gebräuchlich ist, einerlei, ob es sich dabei um Monarchien oder Republiken handelt. Joseph Bonaparte hat später versichert, sein Bruder Napoleon habe das politische Programm bereits vor seiner Abreise nach Ägypten gekannt. Er habe damals gesagt: „Unsere Träume von einer Republik waren jugendliche Illusionen. Seit dem 9. Thermidor ist die republikanische Stimmung von Tag zu Tag schwächer geworden [130].“

Aber auch von kirchlicher Seite war dem General Bonaparte „ein Licht“ angezündet. Wie der Graf Narbonne berichtete, hat Napoleon i. J. 1812 gesagt, er habe damals den „Discours sur l'histoire universelle“ des Bischofs Bossuet gelesen. „Da schien es mir, als ob der Vorhang des Tempels von oben bis unten zerrisse und ich die Götter wandeln sähe [131].“

Er begriff — was er auf St. Helena sagte —: „mit dem Katholizismus gelangte ich viel sicherer zu meinem Ziel und zu meinen großen Resultaten“. Dennoch hat er sich später gründlich über die Kirche getäuscht. Aber damals konnte ihn die in Frankreich bedrängte Kirche sehr gut gebrauchen. Sein Preis für ihre Unterstützung war das Konkordat von 1801. Er wurde — wie er selbst sagt — deswegen „des Verrats gegen die Republik angeklagt“.

Sehr richtig hat der französische Historiker Adolphe Thiers von jener „Machtergreifung“ Napoleons geschrieben, „daß er eine geheimnisvolle Aufgabe gelöst hatte“. Ganz gewiß! Aber diese „geheimnisvolle Auf-

[130]) Du Casse: „Mémoires et correspondance politique et militaire du roi Joseph“, Paris 1856—58, tome 1, p. 32, 38, 70 u. 131.

[131]) Villemain: „Souvenirs contemporains d'histoire et de littérature“, Bruxelles 1854, tome 1, p. 112.

gabe" birgt für uns kein Geheimnis mehr. — „Nicht die Freiheit wollte er fortsetzen" — sagt Thiers weiter — „denn diese war ja noch gar nicht vorhanden; die Umwälzung wollte er unter monarchischen Formen in der ganzen Welt verbreiten" [132]).

Das wollten die Jakobiner-Illuminaten auch. August Fournier hat sehr richtig geschrieben, daß nach diesem Umschwung in Frankreich Europa nicht aus einem republikanischen Gemeinwesen bestehen würde, sondern aus einem Reich von unterwürfigen Monarchien [133]). Im Grunde war die jakobinisch-illuminatische Konzeption nur in der äußeren Form geändert. Der bereits genannte Illuminat von Rotenhan hat dazu geschrieben: „Napoleon ward in Frankreich der Abgott der Jakobiner, in Bayern der der Illuminaten; sie waren seine treuesten, eifrigsten Anhänger, seine Söldner, seine ehrbaren Spießgesellen [134])."

Dieses überstaatliche Zusammenspiel war nun so offensichtlich, daß es sogar Journalisten merkten — und das will etwas heißen! Daher schrieb die englische Zeitung „St. James Chronicle" vom 25. 1. 1800 — also kurz nach dem Staatsstreich des Generals Bonaparte:

„So merkwürdig es scheinen mag, ein deutscher Schriftsteller hat sich unterstanden, in einer seiner Schriften den Franzosen in Bezug auf Bonaparte, der eben in Ägypten weilte und vollkommen von ihnen vergessen war, einen Rat zu geben, einen Rat, der nun buchstäblich von ihnen befolgt ist. Unmöglich kann man die geheimen Spring-

---

[132]) Adolphe Thiers: „Histoire de la révolution française", Paris 1823/27; deutsche Übers. „Geschichte der französischen Revolution", Tübingen 1848, 2. Auflage, 5. Band, Seite 510.

[133]) August Fournier: „Illuminaten und Patrioten. Historische Studien und Skizzen." N. 1, Prag und Leipzig 1885.

[134]) Rotenhan, a.a.O., Seite 46.

federn und Mittel verkennen, welche jene verabscheuungswürdige Sekte, die unermüdlich die strafwürdigsten Zwecke verfolgt, anzuwenden pflegt. Der Dialog zwischen Willibald und Heribert ist nichts anderes als ein aus Wielands" (im Original steht „Weland", ein Druckfehler) „Feder stammender Wink, vermutlich inspiriert von den Illuminaten, die Europa mit ihrem Plane familisieren" (d. h. in heutigem Sprachgebrauch: „Paneuropa") „wollten, und ihren Helden dem französischen Volk annehmbar zu machen suchten. Die Korruption ist augenfällig. All das kann denn nicht den geringsten Zweifel über die unterirdische Wühlarbeit der zahlreichen und verabscheuungswürdigen Bande aufkommen lassen [135])."

Das englische Blatt war also gut unterrichtet, jedenfalls besser als die heutigen Journalisten, die das noch immer zu bestreiten versuchen. Selbstverständlich war Wieland durch die im benachbarten Gotha sitzenden Oberen des Illuminatenordens zu jenem Dialog inspiriert. Nach dem Scheitern der damaligen illuminatisch-freimaurerischen Pläne und nach der Auflösung des gefährlichen Ordens sind die Freimaurer von diesen Plänen abgerückt. Der Freimaurer Ph. Jak. Cretzschmar schrieb zutreffend, die geheime politische Tätigkeit der Illuminaten „kann überhaupt nicht bezweifelt werden". Jene englische Zeitung schrieb, es könne „nicht der geringste Zweifel über die unterirdische Wühlarbeit" der Illuminaten aufkommen. Die Spatzen pfiffen es also damals bereits von den Dächern, wie man so sagt. Nur die Professoren von heute versuchen diese dokumentarisch nachweisbaren und belegten Tatsachen immer noch zu leugnen. Und die autoritätsgläubi-

---

[135]) Georg Brandes: „Goethe", Berlin 1922.

gen Menschen plappern nach, was ihnen die propagandistisch gelenkten heutigen Zeitungen vorsetzen, um nicht zu sagen vorschwindeln. Aber diesen Leuten kann man mit den spottenden Versen Goethes aus seinen „Politika" sagen: „Du sprichst wie die deutschen Professoren. Wir wissen alles, mach' es kurz!"

Der in den Freimaurerlogen und Geheimorden getarnte Jesuitismus entdeckte bald in den geistigen Strömungen eine weitere Möglichkeit fortzuwirken. Es hatte sich in der sog. Romantik eine neue literarische Richtung herausgebildet, die in einen wachsenden Gegensatz zum deutschen Idealismus — zumal gegen Schiller und Goethe — geriet. Hier fand der Jesuitismus ein neues fruchtbares Wirkungsfeld. Kunst, Dichtung, Musik und Philosophie waren schließlich von einem krankhaften Katholizismus erfüllt. Nur wenige Romantiker — wie z. B. Kleist, Hölderlin, Achim v. Arnim, Beethoven — konnten sich dem katholisierenden Einfluß entziehen. Die Romantik führte die Dichter und Künstler scharenweise zur katholischen Kirche zurück, von den übrigen Menschen ganz zu schweigen. Jesuitismus oder Idealismus — das war hier die Frage. Eine Frage, die für die Zukunft Deutschlands nicht minder bedeutungsvoll war und wurde wie die berühmte Hamlet-Frage: Sein oder Nichtsein. Sehr richtig hat der Literaturhistoriker Richard Benz gesagt: „Wie sehr auch die geistigen Geschicke eines Volkes mitbestimmt werden durch die weltpolitische Situation, dafür ist der Verlauf der romantischen Bewegung ein Beispiel von nicht zu überbietender Deutlichkeit [136])." Und — so könnte man ergänzen — wie „die weltpolitische Situation" und „die geistig-

---

[136]) Richard Benz: „Die deutsche Romantik", 4. Auflage, Seite 209, Leipzig 1940.

sten Geschicke eines Volkes mitbestimmt werden durch" die Geheimorden, dafür bietet „der Verlauf der revolutionären Bewegung" des 18. Jahrhunderts „ein Beispiel von nicht zu überbietender Deutlichkeit".

Der Historiker Th. Flathe hat gesagt — und das ist besonders für die spätere politische Entwicklung in Deutschland verhängnisvoll geworden: „Die Romantik übernahm es, den Samen des Ultramontanismus über alles Land auszustreuen. Auch sie (die Romantiker) trieb der Zerfall ihres mit sich selbst spielenden Ichs in den alleinseligmachenden Hafen und half ihre Begeisterung für die Kunst, die Mystik, die mondbeglänzte Zaubernacht des Mittelalters zur Schwärmerei für die Herrlichkeit des restaurierten Papsttums entwickeln. Nicht von dem Klerus, der Kirche selbst, ging daher die ultramontane Bewegung aus, sondern von den gebildeten Laien. Die Romantiker wurden immer katholischer, statt Shakespeare wurde Calderon ihr Ideal. Die Motive, welche so viele deutsche Romantiker auf den Weg nach Rom führten, waren die nämlichen, welche die Romane W. Scotts für die Conversionsbewegung in England so fruchtbar machten, die nämlichen, welche durch Chateaubriands ‚Génie du Christianisme' in die französische Literatur eingeführt wurden. Der ungeheure Erfolg, den diese tönende und doch jeder Wahrheit religiöser Überzeugung bare Verherrlichung der römischen Papstkirche hatte, wäre unerklärlich, wenn nicht aus dem Zeitpunkt ihres Erscheinens, in welchem sie dem revolutionsmüden, enttäuschten, von der Gegenwart angeekelten Geschlecht wie ein erquickender Labetrunk mundete [137])."

---

[137]) Th. Flathe: „Das Zeitalter der Restauration und Revolution 1815—1851", Berlin 1883, Seite 390/392.

Man sieht also, daß es vollkommen falsch ist, einen bedeutenden Dichter wie Schiller immer nur als Dichter zu würdigen. Ein großer Mensch wird auch von den politischen Ereignissen seiner Zeit betroffen und bewegt. Und das drückt sich dann in seinem Schaffen aus. Zumal Schiller — ein Mensch und Dichter von politischer Leidenschaftlichkeit — stand nicht abseits in dieser bewegten Zeit.

Einer der begabtesten, aber völlig unklaren Dichter der Romantik, einer von denen, die sich — nach Schillers Ausdruck — bemühten, „die Verirrten in den Schafstall der Kirche zurückzuängstigen", war Friedrich v. Hardenberg, genannt Novalis (1772—1801). Er vertrat eine Kunstrichtung, die Goethe einmal spöttisch „altneudeutschchristlichreligiöspatriotisch" genannt hat. Er predigte, „der alte Katholizismus war angewandtes, lebendiggewordenes Christentum, er war die echte Religion, er war es durch seine Allgegenwart im Leben, seine Liebe zur Kunst, seine tiefe Humanität, die Unverbrüchlichkeit seiner Ehen, seine menschenfreundliche Mitteilsamkeit, seine Freude an Armut, Gehorsam und Treue". Wer die Kirchengeschichte kennt, weiß, daß diese Schwärmereien des Novalis völlig unwirklich und phantastisch sind. Er erklärte weiter, „nur die geistliche Macht desselben (Katholizismus) könne den streitenden Völkern den Palmenzweig darreichen". Man sieht hier bereits die Verwendung von Schillers Worten aus dem Gedicht „Die Künstler": „wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige stehst du an des Jahrhunderts Neige in edler, stolzer Männlichkeit". Die Gedanken werden indessen verdreht. Aber noch deutlicher wird der Gegensatz dieser romantischen Schwärmereien zu Schillers wirklichkeitsnaher Dichtung, wenn man folgende Ausführungen des Novalis mit Schillers Nie-

derschriften zu dem Gedicht „Die deutsche Größe" vergleicht. Novalis sagt: Deutschland „geht einen langsamen, aber sicheren Gang von den übrigen europäischen Ländern voraus. Während diese durch Krieg, Spekulation und Parteigeist beschäftigt sind, bildet sich der Deutsche mit allem Fleiß zum Genossen einer höheren Epoche der Kultur, und dieser Vorschritt muß ihm ein großes Übergewicht über die andern im Laufe der Zeiten geben".

Man sieht, Novalis war zunächst ein andächtiger Zuhörer Schillers gewesen. Aber jetzt kommt seine Nutzanwendung. Er sagte und drohte:

„Es wird solange Blut über Europa strömen, bis die Nationen ihren fürchterlichen Wahnsinn gewahr werden, der sie im Kreise herumtreibt, und von heiliger Musik getroffen und besänftigt, zu ehemaligen Altären in bunter Vermischung treten, Werke des Friedens vornehmen und ein großes Liebesmahl als Friedensfest auf den rauchenden Wahlstätten mit heißen Tränen gefeiert wird."

Das ist derselbe Gedanke, den Kardinal Faulhaber am 16. 2. 1930 in seiner Fastenpredigt in der Frauenkirche zu München vertrat:

„Wenn die Welt aus tausend Wunden blutet und die Sprachen der Völker verwirrt sind wie in Babylon, dann schlägt die Stunde der katholischen Kirche."

Und sie blutete! Sie blutete 1804—1815, und sie blutete 1939—1945.

Folgerichtig preist denn auch Novalis den Jesuitismus. Er verwirft die Reformation und jede Aufklärung. Die katholisierende Romantik war die Gegenbewegung gegen den menschen- und völkerbefreienden deutschen Idealismus. „Rom hat nicht nur der Romantik ihren deutschen Stil, es hat einigen ihrer Besten das Leben gekostet, ge-

rade den hoffnungsvollen, die seinen Einfluß wahrscheinlich überwunden hätten", schreibt Richard Benz von den Pilgerfahrten der konvertierten deutschen Dichter und Künstler nach dieser sog. „ewigen" Stadt. Tieck erbot sich in Rom, „für 600 Taler jährlich alle bedeutenden Menschen in Deutschland zum Katholizismus überzuführen[138])."

Ein anderer besonders hochgelobter Romantiker — Friedrich Schlegel — begann seine Fehde gegen Schiller, weil seine Konkubine Dorothea, geb. Mendelssohn, ihrem Manne durchgegangene Veit, Schiller nicht leiden konnte. Sie war sich mit den übrigen Damen ihres Berliner Salons einig. Zumal die moralisch so bedenkliche Karoline Michaelis haßte Schiller. Sie war nach ihrer ersten Ehe zunächst die Frau des August Wilhelm Schlegel, des Bruders von Friedrich geworden. Später beglückte sie den Philosophen Schelling. Bei den Brüdern Schlegel und ihren Freunden — zu denen auch der Theologe Schleiermacher gehörte — ging es nämlich mit den weiblichen Angehörigen dieses Kreises etwas eigenartig zu. Man wußte und weiß nicht so recht, welche wessen Frau und wer welcher Mann eigentlich war. Daher überrascht es durchaus nicht, daß man in diesem Kreis lucindischer Lebensweise und -anschauung Schillers Gedicht „Würde der Frauen" peinlich empfand. Für würdelose Frauen ist Frauenwürde natürlich lächerlich. Deshalb schrieb denn auch jene Karoline — sie war mancher Männer Frau und Konkubine eines französischen Offiziers gewesen — am 14. 10. 1799: „Über ein Gedicht von Schiller ‚Das Lied von der Glocke' sind wir gestern mittag fast von den Stühlen gefallen vor Lachen." Wie sollten Dirnen auch anders

---

[138]) Richard Benz: „Die deutsche Romantik", Leipzig (Reclam) 1940, 4. Auflage, Seite 141/2, 412 und 433.

reagieren?! — Sehr richtig hat der Literaturhistoriker Richard Benz von den Brüdern Schlegel und ihrer Spottkritik über Schiller gesagt, sie „durften sich denn über die literarischen und menschlichen Rückwirkungen nicht beklagen [139])“.

Zweifellos gibt es auch heute Kritiker Schillers, die sich von derartigen Weibern — die ja heute in dem sog. „Kulturleben“ wieder eine große Rolle spielen — beeinflussen lassen. „Wenn Venus regiert, schläft Minerva“, lautet ein altes Sprichwort, das sich noch immer bewährt hat. Aber — damit soll nicht etwa gesagt sein, daß alle diese Sybillen der heutigen Literatur der Venus ähneln oder gar gleichen!

Friedrich Schlegel — der zunächst mit Schiller wirkte — wurde ein Gegner Schillers. Er wurde katholisch und trat in den Dienst der Reaktion. Er heiratete die Jüdin Dorothea, nachdem diese von ihrem Ehemann geschieden war. Als katholischer Propagandist wurde er der Günstling des freiheitmordenden habsburgischen Staatskanzlers Metternich und erhielt vom Papst den Christus-Orden, die höchste päpstliche Auszeichnung. Er beschloß seine Tage in Wien als gut bezahlter und wohlgenährter Professor, von allen Dunklern und Munklern gefeiert und gelobt. Ja, so ein schreckliches Schicksal erfuhr dieser Feind Schillers!

Das widerlichste Exemplar dieser Romantiker ist aber

---

139) Richard Benz: „Die deutsche Romantik“, 4. Auflage, Seite 77 f., 156, Leipzig 1937; Paul Kluckhohn: „Die Auffassung der Liebe in der Literatur des 18. Jahrhunderts und in der deutschen Romantik“, 2. Auflage, S. 343 ff., Halle 1931; „Briefe deutscher Romantiker“, herausgegeben von Willi A. Koch, Wiesbaden, o. J.; Senta Bernecker: „Frauen im Hintergrund“ (Caroline Schlegel), Berlin 1943, Seite 163 ff.; Hans H. Borcherdt: „Schiller u. d. Romantiker“, Stuttgart 1948, S. 497/8.

zweifellos der obszön-religiöse Zacharias Werner gewesen, dem man zwar als mildernden Umstand offensichtlichen Idiotismus zubilligen kann. Das tat seiner katholischen Frömmigkeit natürlich keinen Abbruch. Im Gegenteil. Von diesen katholischen und rekatholisierten deutschen Romantikern gilt, was Scherr von den französischen — zumal von Chateaubriand — sagte: „Er wollte am Lenkseil der Ästhetik, am Gängelbande der Schönseligkeit die Menschen in den christlichen oder vielmehr kirchlichen Schafstall zurückführen." Und Scherr hatte als gewesener Katholik eine sehr feine Empfindung für solchen literarischen Gimpelfang der Kirche. Er besaß aber auch den Willen zur Wahrheit, seine Beobachtungen und Erkenntnisse auszusprechen. Das unterscheidet ihn von den heutigen Literaturhistorikern, die solche literarischen Bestrebungen, die sich uns heute geradezu aufdrängen, mit Stillschweigen übergehen oder sogar noch lobhudeln und nobelpreisen. Aber die kulturpolitischen Hintergründe sind heute schon zu sehr aufgehellt. Jeder nachdenkliche Mensch kann beobachten, wie Kanzel- und Kathederpfaffen, Kirchenpäpste und Parteibonzen einträchtig zusammenarbeiten, um die Geistesfreiheit zu unterdrücken und das Geistesleben in die ihnen politisch nützlichen Bahnen zu lenken.

Schillers Wendung zum nationalen Gedanken

Schillers gewaltiges Drama „Wallenstein" war nicht nur das größte literarische Ereignis der damaligen Zeit, es ist nicht nur die größte Tragödie der deutschen Literatur gewesen und geblieben, es hatte außerdem noch eine zukunftweisende politische Bedeutung. Die Romantiker waren naturgemäß, d. h. ihrer jesuitischen Sendung gemäß, heftige Gegner dieses deutschen Dramas. Sie propagierten den erzkatholischen spanischen Dramatiker, den Priester Calderon, über dessen unverdiente, zeitwidrige Wiederbelebung Friedrich Rückert so erfrischend gespottet hat. Aber i. J. 1809 begriff auch die romantische Sybille Rahel Levien den Dichter des „Wallenstein". „Wie paßt jetzt jedes Wort in der Tragödie", rief sie erstaunt. Sie meinte: in den politischen Rahmen. „Wie versteh' ich jetzt Welthändel und Dichter erst!" Sie erkannte also den politischen Gehalt der Dichtung, den die heutigen Beurteiler nicht begreifen können oder nicht begreifen wollen. Absichtlich hatte Schiller in dem Prolog zum „Wallenstein" gesagt:

„Und jetzt an des Jahrhunderts ernstem Ende,
Wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird,
Wo wir den Kampf gewaltiger Naturen

Und ein bedeutend Ziel vor Augen sehn,
Und um der Menschheit große Gegenstände,
Um Herrschaft und um Freiheit, wird gerungen,
Jetzt darf die Kunst auf ihrer Schattenbühne
Auch höhern Flug versuchen, ja sie muß,
Soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen.
Zerfallen sehen wir in diesen Tagen
Die alte feste Form, die einst vor hundert
Und fünfzig Jahren ein willkommener Friede
Europens Reichen gab, die teure Frucht
Von dreißig jammervollen Kriegesjahren ..."

Und wenn es weiter heißt:

„Der Bürger gilt nichts mehr, der Krieger alles,
Straflose Frechheit spricht den Sitten Hohn,
Und rohe Horden lagern sich, verwildert
Im langen Krieg auf dem verheerten Boden ..."

so boten die von den französischen Truppen durchzogenen Länder ein ähnliches Bild.

In dieser Zeit, wo der Jakobiner Joseph Görres über den Zusammenbruch des alten deutschen Reiches jubelte, entstanden Schillers Entwürfe zu einem Lied auf die deutsche Größe. Die vollendeten Verse dieses Gedichtes sind — nicht unbeabsichtigt — in dem gleichen Versmaß gedichtet, wie das „Lied an die Freude". Bekanntlich hat Schiller dieses von der Freimaurerei beanspruchte Gedicht mit voller Absicht bei der von ihm i. J. 1800 veranstalteten Ausgabe seiner Gedichte ausgeschieden. Denn diese „Freimaurerlieder" schienen ihm „heillos" zu sein, wie er am 18. 2. 1802 an Körner schrieb. Das „Lied auf die deutsche Größe" sollte gewissermaßen jenes „Lied an die Freude" ersetzen. Die folgenden Bruchstücke aus die-

sem leider unvollendeten Werk sind aber äußerst kennzeichnend für Schillers politische Auffassung und seine Wendung zum nationalen Denken. Sie lauten:

„Darf der Deutsche in diesem Augenblicke, wo er ruhmlos aus seinem tränenvollen Kriege geht, wo zwei übermütige Völker ihren Fuß auf seinen Nacken setzen und der Sieger sein Geschick bestimmt — darf er sich fühlen? Darf er sich seines Namens rühmen und freun? Darf er sein Haupt erheben und mit Selbstgefühl auftreten in der Völker Reihe?

Wo der Franke, wo der Britte
Mit dem stolzen Siegerschritte
Über seinen Nacken tritt!
Schweigend in der Ferne stehen
Und die Erde teilen sehen ....

Ja, er darf's. Er geht unglücklich aus dem Kampf, aber das, was seinen Wert ausmacht, hat er nicht verloren. Abgesondert von dem politischen hat der Deutsche sich einen eigenen Wert gegründet, und wenn auch das Imperium unterginge, so bliebe die deutsche Würde unangefochten.

Sie ist eine sittliche Größe, sie wohnt in der Kultur und im Charakter der Nation, der von ihren politischen Schicksalen unabhängig ist. — Dieses Reich blüht in Deutschland, es ist in vollem Wachsen, und mitten unter gotischen Ruinen einer alten barbarischen Verfassung bildet sich das Lebendige aus. Er hat sich längst über seinem politischen Zustand emporgehoben, ein strebendes Geschlecht wohnt in dem alten Gebäude. Der Deutsche wohnt in einem alten sturzdrohenden Haus, aber er selbst ist ein edler Bewohner, und indem das politische Reich wankt, hat sich das geistige immer fester und vollkommener gebildet.

Das ist nicht des Deutschen Größe,
Obzusiegen mit dem Schwert;
Vorurteile zu besiegen,
Männlich mit dem Wahn zu kriegen,
Das ist seines Eifers wert.
Schwere Ketten drückten alle
Völker auf dem Erdenballe,
Als der Deutsche sie zerbrach,
Fehde bot dem Vatikane,
Krieg ankündigte dem Wahne,
Der die ganze Welt bestach.
Höhern Sieg hat der errungen,
Der der Wahrheit Blitz geschwungen,
Der die Geister selbst befreit.
Freiheit der Vernunft erfechten,
Heißt für alle Völker rechten,
Gilt für alle ew'ge Zeit.
Stürzte auch in Kriegesflammen
Deutschlands Kaiserreich zusammen,
Deutsche Größe bleibt bestehn.

Nicht aus dem Schoß der Verderbnis, nicht am feilen Hof der Könige schöpft sich der Deutsche eine trostlose Philosophie des Eigennutzes, einen traurigen Materialismus, nicht da, wo die Meinung Tugend präget, wo der Witz die Wahrheit wäget. Nicht Redner sind seine Weisen. Darum blieb ihm das Heilige heilig.

Ew'ge Schmach dem deutschen Sohne,
Der die angeborne Krone
Seines Menschenadels schmäht,
Der sich beugt vor fremden Götzen,
Der des Briten toten Schätzen
Huldigt und des Franken Glanz.

Das köstliche Gut der deutschen Sprache, die Alles ausdrückt, das Tiefste und das Flüchtigste, den Geist, die Seele, die voll Sinn ist — unsere Sprache wird die Welt beherrschen.

Die Sprache ist der Spiegel einer Nation; wenn wir in diesen Spiegel schauen, so kommt uns ein großes, treffliches Bild von uns selbst entgegen. Wir können das jugendlich Griechische und das modern Ideelle ausdrücken.

Dem, der den Geist bildet, beherrscht, muß zuletzt die Herrschaft werden, denn endlich an dem Ziel der Zeit, wenn anders die Welt einen Plan, wenn des Menschen Leben irgend nur Bedeutung hat, endlich muß die Sitte und die Vernunft siegen, die rohe Gewalt der Form erliegen — und das langsamste Volk wird alle die schnellen, flüchtigen einholen.

Ihm ist das Höchste bestimmt — die Menschheit, die allgemeine, in sich zu vollenden und das Schönste, was bei allen Völkern blüht, in einem Kranze zu vereinen. — Und so wie er in der Mitte von Europens Völkern sich befindet, so ist er der Kern der Menschheit.

Er ist erwählt von dem Weltgeist, während des Zeitkampfs an dem ewigen Bau der Menschenbildung zu arbeiten.

Nicht im Augenblick zu glänzen und seine Rolle zu spielen, sondern den großen Prozeß der Zeit zu gewinnen. Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit [140])."

Natürlich sind diese Sätze ungeordnet und zusammen-

---

[140]) Der vollständige Text bzw. alle die mehr oder weniger zusammenhängenden Aufzeichnungen sind abgedruckt: „Deutsche Größe, ein unvollendetes Gedicht Schillers 1801." Nachbildung der Handschrift i. A. der Goethe-Gesellschaft herausgegeben und erläutert von Bernhard Suphan. Weimar 1902.

hanglos niedergeschrieben. Der Dichter hat hier nur einzelne Gedanken skizziert und diejenigen, die ihn besonders begeisterten, gleich in Versen zusammengefügt. Das erkennt man besonders bei den Strophen, die vom Kampf für die Geistesfreiheit handeln. Man spürt ordentlich an dem vollendeten Vers gegen den Vatikan und den christlichen Wahnglauben, wie ihn gerade dieser Gedanke gepackt hat. Die Worte klirren förmlich vor Kampfesfreudigkeit.

Karl Berger schrieb zu diesem Entwurfe: „Die ganze Energie einer über alle Wechselfälle des Lebens hinausgehenden Willens- und Glaubenskraft weht uns von diesem Entwurfe her an. Die unerschütterliche Überzeugung spricht daraus, daß ein Volk, dessen schöpferische Geister die gesittete Welt fort und fort mit neuen selbständigen Leistungen segneten, nicht der Dämmerung verfallen sein könne. Das ist mehr als bloß literarischer Stolz und nichts weniger als kleinliche Nationaleitelkeit: es ist die mächtigste und zuversichtlichste Verkündigung des Geistes, aus dem die Wiedergeburt des deutschen Volkes erfolgen und in dem des Dichters kühne Hoffnungen und Ahnungen sich erfüllen sollten. Für Schiller selbst ist es ein letzter, entscheidender Schritt auf dem Wege vom schwärmenden Weltbürgertum zu national bestimmter Menschlichkeit."

Wenn man jene Niederschrift Schillers liest, versteht man den Zorn seines ebenso kampfbegeisterten Landsmannes Johannes Scherr, wenn dieser von der „Kunstduselsphäre" spricht, in der Goethe sein Leben dichtend verbrachte. „Höchlich ist auch, meines Erachtens, zu beklagen" — schrieb Scherr — „daß sich Schiller von seinem olympischen Freunde in das Kunstdusellaboratorium hineinziehen und darin zu so unersprießlichen Experimenten

verleiten ließ, wie ‚Die Braut von Messina' eins war. Nachdem er (Schiller) kaum angefangen hatte, sich wieder auf sich selbst zu besinnen und auf sich selbst zu stellen — wie die Rütliszene im Tell und einiges im Demetrius herrlich ankündigten — starb er." Dem kann nur widersprechen, meint Scherr, wer „ein Goethenarr in Großfolio" ist.

Dieses Urteil mag manchen Leuten — zumal den „Goethenarren in Großfolio" — zu hart und — für einen Professor — zu unprofessoral erscheinen. Dennoch ist es so. Goethe hatte weder Verständnis und Neigung für die Geschichte noch für die Politik. „In Weimar", schrieb Karl Ludwig Knebel i. J. 1797 mißmutig — und damit meinte er Goethe — „hat man über politische Sachen gar kein Urteil." Auch Knebel empfand die drückende politische Lage und schrieb das bittere Epigramm:

„Knechtschaft gebietet man nicht, als dem,
der Knechtschaft verdienet:
Welch unwürdiges Los traf dich,
mein mütterlich Land!"

Schiller schrieb am 20. 3. 1804 an Wilhelm v. Wolzogen: „Auch ich verliere hier zuweilen die Geduld, es gefällt mir hier mit jedem Tage schlechter, und bin nicht Willens, in Weimar zu sterben ... Es ist überall besser als hier, und wenn es mir meine Gesundheit erlaubte, so würde ich mit Freuden nach dem Norden ziehn."

Im Jahre 1804—1805 festigte sich bei Schiller die Absicht, Weimar zu verlassen, um eine Staatsstellung in Berlin anzunehmen. Die Königin Luise förderte diesen Plan. Ebenso der geniale Prinz Louis Ferdinand. Bei Schillers Anwesenheit in Berlin wurde er von der Kö-

nigin eingeladen. Seine Söhne Karl und Ernst befreundeten sich mit den Söhnen der Königin, dem künftigen König Friedrich Wilhelm IV. und dem späteren Kaiser Wilhelm I. Th. Birt schreibt: „Gleich da faßt Schiller die Idee, einige Jahre in Berlin zu bleiben, Privatlehrer des Kronprinzen in der Geschichte zu werden (hätte er dies verwirklicht, er hätte mutmaßlich den künftigen König vor der ‚Romantik', die ihn so schädigte, bewahrt). Dann aber kamen Anträge von der preußischen Regierung selbst; man wollte ihn in Berlin reichlich, mit dreitausend Talern jährlich, dotieren, er sollte zum Ausfahren auch eine Hofequipage erhalten. Nicht Goethe, sondern Schiller rief man... Durch den Kabinettsrat v. Beyme gingen die Verhandlungen.

Uns genügt zu wissen, daß Schiller sich darüber klar war, er würde nicht zeitlebens Dramen schreiben, es werde die Zeit kommen, wo er, statt zu dichten, praktischen Aufgaben im großen Stil sich widmen müsse, entweder als Gelehrter auf dem Gebiet der Geschichtsschreibung oder aber als Staatsmann. So ist es: als Staatsmann. Es klingt wieder kühn genug, wie wir das an ihm gewohnt sind; aber nach allem Voraufgehenden kann das gar nicht mehr verwundern [141])."

Auch uns genügt es, dies zu wissen. Und wir können daraus manche, vielleicht überraschende Schlüsse ziehen. Zumal politische Folgerungen, im Zusammenhang mit dem sich in Deutschland vollziehenden Geschehen. In seinem Buch „Schiller und seine Zeit" hatte Scherr bereits diesen ungünstigen Einfluß Goethes auf Schillers Wesen und Schaffen erwähnt. Er sagte: „... man kann sich des

---

[141]) Theodor Birt: „Schiller der Politiker usw.", Stuttgart 1916, Seite 56/57.

Gedankens nicht erwehren, daß in dieser Richtung sein (Goethes) Einfluß auf Schiller, wenigstens für eine Zeitlang, kein wohltätiger gewesen sei. Schiller war nicht dazu gemacht, sich in die reine, man möchte sagen vornehm-abstrakte Kunstsphäre zu verschließen. Es ist ihm auf die Länge auch gar nicht heimelig darin gewesen. Denn in ihm war neben dem künstlerischen auch das staatsbürgerliche Element mächtig, und er empfand daher das Bedürfnis, unmittelbar auf seine Zeitgenossen zu wirken. Er besaß den Instinkt des Propheten, des Völkerlehrers, und wenn er diesen Drang für eine Weile den reinkünstlerischen Interessen zum Opfer brachte, so hat er denselben doch am Ende seiner Laufbahn wieder vollkräftig walten lassen."

Im Jahre 1800 brachte Goethe den „Mahomet" von Voltaire auf die Bühne. Bei dieser Gelegenheit trat der gerade mit Shakespeare beschäftigte Schiller gegen den „falschen Regelzwang" der französischen Tragödie auf. In dem Gedicht „An Goethe" weist er auf die Zeit Ludwigs XIV. hin und sagt:

„Denn dort, wo Sklaven knien, Despoten walten,
Wo sich die eitle Aftergröße bläht,
Da kann die Kunst das Edle nicht gestalten,
Von keinem Ludwig wird es ausgesät;
Es borget nicht von ird'scher Majestät,
Nur mit der Wahrheit wird es sich vermählen,
Und seine Glut entflammt nur freie Seelen."

Dieser Gedanke war bereits in dem Entwurf zu dem „Lied auf die deutsche Größe" angedeutet. Voltaires „Pucelle", jene zwar geistvolle, aber in Schillers Sinn niedrige Satire über die Jungfrau von Orleans brachte ihn auf

den Gedanken, diese Gestalt in einer Tragödie darzustellen. Am 28. 7. 1800 teilt er Körner mit, daß er daran arbeite. „Mir ist aber Angst vor der Ausführung" — so schreibt er — „eben weil ich sehr viel darauf halte, und in Furcht bin, meine eigene Idee nicht erreichen zu können." Diese Angst war berechtigt. Denn wegen dieser Tragödie wurde er später des Katholizismus bezichtigt. Das war in der Zeit der auflebenden Romantik verständlich. Man griff diese Unterstellung gerne auf. Auf der anderen Seite war die Darstellung Voltaires ein vernichtender Schlag jenes alten Spötters gegen die katholische Mystik gewesen, wie sein „Mahomet" gegen die katholische Intoleranz gerichtet war. Als Schiller seine „Jungfrau" am 17. 10. 1801 an Wieland schickte, schrieb er: „Sie werden mir zugeben, daß Voltaire sein Möglichstes getan, einem dramatischen Nachfolger das Spiel schwer zu machen. Hat er seine Pucelle zu tief in den Schmutz herabgezogen, so habe ich die meinige vielleicht zu hoch gestellt. Aber hier war nicht anders zu helfen, wenn das Brandmal, das er seiner Schönen aufdrückte, sollte ausgelöscht werden." Man war in Weimar sehr erregt, als man vernahm, daß Schiller an dieser Tragödie arbeite. Der Herzog Karl August wandte sich brieflich an Schillers Schwägerin, Karoline von Wolzogen. Er schrieb: „Machen Sie doch, gnädige Frau, daß ich dieses Stück zu Gesicht bekomme, ehe es in die Welt tritt oder ehe es, auf unserem Theater gespielt zu werden, die Einrichtung bekommt. Das Sujet ist äußerst scabrös (d. h gefährlich, heikel) und einem Lächerlichen ausgesetzt, das schwer zu vermeiden sein wird, zumal bei Personen, die das Voltaire'sche Poem fast auswendig wissen." Es ist zu vermuten, daß jene „Personen" das „Voltaire'sche Poem" weniger seiner Verspottung der

katholischen Kirche, sondern der vielen Obszönitäten wegen „fast auswendig" wußten. Außerdem lagen noch andere Gründe vor, bei denen die Schauspielerin Jageman — die stadtbekannte Mätresse des Herzogs — eine gewisse Rolle spielte. Jedenfalls wurde „Die Jungfrau von Orleans" in der „Musenstadt" Weimar zunächst nicht aufgeführt. Denn die Jageman in der Rolle einer „Jungfrau" — das hätte man wohl kaum ohne spöttische Zwischenrufe hingenommen. Das wäre dann allerdings tatsächlich „scabrös" und lächerlich gewesen, wie Serenissimus zu meinen geruhten.

Am 17. September 1801 fand die Aufführung der „Jungfrau von Orleans" in Leipzig statt. Also vor einem Publikum, das durchaus nicht katholisch oder katholisch beeinflußt war. Schiller wohnte der Vorstellung bei. Bereits als der Vorhang nach dem ersten Akt niederging, brachen die Zuschauer in den Ruf aus: „Es lebe Friedrich Schiller!" Nach dem Ende war der Platz vor dem Theater von begeisterten Menschen erfüllt. Als Schiller das Theater verließ, schritt er durch die gebildete Gasse der in ehrerbietigem Schweigen, mit entblößten Köpfen verharrenden Menschen. Eltern hoben ihre Kinder in die Höhe und flüsterten ihnen zu: „Seht, das ist er!"

Wir haben bereits gesagt, welche Antwort Schiller dem neugierigen Professor Gruber erteilte, als dieser von dem Katholizismus sprach, dessen man den Dichter verdächtigte. Trotz Schillers eindeutiger Antwort hat man in katholischen Kreisen nicht aufgehört, diesen Unsinn bis in die neueste Zeit nachzusprechen. Ja, vor etwa 100 Jahren erschienen Schriften, in denen behauptet wurde, der Dichter sei auf seinem Sterbebette katholisch geworden und infolgedessen auf Anordnung des evangelischen Konsisto-

rialrats Günther in dieser empörenden Weise nachts und ohne Gefolge wie ein Verbrecher bestattet worden. Diese schändliche Bestattung hatte jedoch ganz andere Gründe, von denen noch in einem anderen Buche zu sprechen sein wird. Indessen sind sich alle namhaften Schillerforscher — wir nannten bereits Eugen Kühnemann — darüber einig, daß es die reine Liebe zum Vaterland ist, die sich in der Jungfrau verkörpert. Freilich wollte Schiller sein Drama bewußt Voltaires Satire entgegenstellen, d. h. den Atheismus mit dem Idealismus überwinden. „Aber dies genügt noch nicht" — wie Robert Boxberger sehr richtig sagt — „um den Zauber dieser wunderbaren Dichtung zu erklären. Noch ein weit anderer Zauber als in allen Wundergeschichten des Alten und Neuen Testamentes liegt in den wenigen Worten: Kampf für das Vaterland! Nicht umsonst darf der Dichter die himmlischen und die höllischen Mächte in Bewegung setzen; der Erhabenheit der Maschinerie muß die Erhabenheit des Zweckes entsprechen, und dieser ist — zum Glück kein religiöser, ... es ist der höchste menschliche Zweck: der Kampf für die heimischen Altäre!" Deshalb sagt Schiller:

„Was ist unschuldig, heilig, menschlich gut,
Wenn es der Kampf nicht ist fürs Vaterland?"

Hier ist nicht das „Vaterland" gemeint, das man einstmals mit Zylinderhutprozessionen zu „Kaisersgeburtstag" und ähnlichen Anlässen feierte und verkitschte, es ist auch nicht des „Maurers Vaterland, wo man sich kennt am Druck der Hand", gemeint — es ist die Heimat gemeint, die urangestammte Heimat des Volkes, die von Angreifern und Unterdrückern bedroht ist. Darum redet Schiller jene gewaltige, zu Herzen dringende Sprache. Darum

läßt er den kriegerischen Dunois dem unkriegerischen König zurufen:

„ Es setzt
Der Schlecht'ste deines Volkes Gut und Blut
An seine Meinung, seinen Haß und Liebe;
Partei wird alles, wenn das blut'ge Zeichen
Des Bürgerkrieges ausgehangen ist.
Der Ackersmann verläßt den Pflug, das Weib
Den Rocken, Kinder, Greise waffnen sich,
Der Bürger zündet seine Stadt, der Landmann
Mit eignen Händen seine Saaten an,
Um dir zu schaden oder wohlzutun
Und seines Herzens Wollen zu behaupten.
Nichts schont er selber und erwartet sich
Nicht Schonung, wenn die Ehre ruft, wenn er
Für seine Götter oder Götzen kämpft ...
Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr alles freudig setzt an ihre Ehre."

Elf Jahre nach dieser Aufführung zu Leipzig wurde diese Dichtung zur Wirklichkeit. Die Russen zündeten ihre Hauptstadt Moskau an, „um ihres Herzens Wollen zu behaupten", um die in ihr Land eingefallenen französischen Truppen zu vertreiben. Wieder ein Jahr später wurde Leipzig der Schauplatz jener großen Völkerschlacht, in der sich der Geist offenbarte, den Schiller beschworen hatte, „wo um der Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft und um Freiheit ward gerungen".

Es soll nicht geleugnet werden, daß der opernhafte Schluß von Schillers romantischer Tragödie — wie manches andere — offensichtliche Mängel enthält. Aber diese Mängel werden wohl heute, bei der wieder so rekatholi-

sierenden Richtung in der modernen Literatur eher Vorzüge genannt werden. Schiller sind diese Mängel indessen sehr wohl bewußt gewesen. Aus einigen brieflichen Bemerkungen des Dichters ist zu entnehmen, daß er an eine zweite Fassung der „Jungfrau von Orleans" gedacht hat. Er hat zu diesem Zweck Bücher aus der Bibliothek entliehen, die Hexenprozesse betrafen. Daraus ist zu folgern, daß er auch den Prozeß gegen Johanna d'Arc behandeln wollte. Nach dem „Don Carlos" und den Schilderungen der Inquisitionsgerichte in der Geschichte der niederländischen Revolution zu urteilen, wäre eine solche dramatische Darstellung zweifellos ein Schlag gegen die Kirche geworden. Man darf indessen nie vergessen, daß Schiller zeitlebens in bedrängten wirtschaftlichen Verhältnissen lebte. Zumal bei seiner angewachsenen Familie mußte er darauf bedacht sein, Dramen zu schreiben, die auch aufgeführt und verlegt wurden. Wer seine Briefe kennt, weiß, welche literarische Fronarbeit er zu leisten hatte. Man wird darum in desto größerer Ehrfurcht vor den geschaffenen Werken stehen. Man wird aber ebenso beklagen, daß so viele Pläne — z. B. die Reformationsgeschichte — nicht ausgeführt worden sind. Vor allem darf man nicht vergessen, daß Schiller — nach Goethes Behauptung — „noch unendlich höher gestiegen wäre", hätte er länger gelebt. „Seine Fortschritte" — sagte Goethe zu v. Conta — „seien so außerordentlich gewesen, daß man ihn nach vier Tagen nicht mehr gekannt habe."

Wer indessen meint, Schiller habe sich für katholische „Heilige" begeistert oder sich auch nur beeindrucken lassen, den können wir durch den Brief vom 17. 3. 1802 an Goethe aufklären. Schiller schreibt:

„Ich habe mich dieser Tage mit dem heiligen Bernhard

beschäftigt und mich sehr über diese Bekanntschaft gefreut; es möchte schwer sein, in der Geschichte einen zweiten so weltklugen geistlichen Schuft aufzutreiben, der zugleich in einem so trefflichen Elemente sich befände, um eine würdige Rolle zu spielen. Er war das Orakel seiner Zeit und beherrschte sie, ob er gleich und eben darum weil er bloß ein Privatmann blieb und andere auf dem ersten Posten stehen ließ. Päpste waren seine Schüler und Könige seine Kreaturen. Er haßte und unterdrückte nach Vermögen alles Strebende und beförderte die dickste Mönchsdummheit, auch war er selbst nur ein Mönchskopf und besaß nichts als Klugheit und Heuchelei; aber es ist eine Freude, ihn verherrlicht zu sehen. Wenn Sie Griesbach oder Paulus sprechen, so lassen Sie sich doch von ihm erzählen; vielleicht können uns diese einige Schriften über ihn verschaffen."

Bekanntlich war dieser Bernhard von Clairvaux der Gegner des genialen Arnold von Brescia, der die Freiheit der Schweizer Eidgenossen begründete und zu Rom auf dem Scheiterhaufen endete.

Immer wieder versuchten und versuchen die „Kirchenmänner" — und dazu muß man nicht nur Theologen und Priester sondern auch manche Schillerforscher zählen — den Dichter zu verchristlichen. Man begann mit der sattsam bekannten theologischen Ausdeutungs- und Auslegungskunst, seine Worte zu verdrehen und christlich zu deuten. Schließlich wurde Schiller sozusagen der „musterhafte Christ", zu dem ihn Julius Burggraf zurechtzupredigen versucht hat. Dagegen beantworteten Schillers Werk und Persönlichkeit die Frage Friedrich Nietzsches: „Muß ein Deutscher erst Genie, erst Freigeist sein, um anständig zu empfinden? — Ich begreife nicht, wie ein Deut-

scher je c h r i s t l i c h empfinden konnte." Nun, Schiller w a r ein Deutscher — folglich konnte er nicht christlich empfinden, wie manche Deutsche vor und nach ihm.

Am 17. 9. 1800 schrieb Schiller nach der Lektüre eines Buches über die Reformation, daß ihn diese kirchliche Reformation an die damalige philosophische Umwälzung durch Kant erinnere. „Aber" — so schreibt er — „bei beiden Revolutionen sieht man die alte Unart der menschlichen Natur, sich gleich wieder zu setzen, zu befangen und dogmatisch zu werden." An den in Berlin weilenden Musiker Friedrich Zelter schreibt er am 16. 7. 1804, „daß es mit der Religion so nicht bleiben kann, wie es ist, läßt sich allen begreiflich machen ... da man selbst sich schämt, Religion zu haben, und für aufgeklärt passieren will ... ja, der Geist der Zeit verlangt es, da sich der Katholizismus in Frankreich neu konstituiert". Also auch diese Gefahr hatte Schiller erkannt. Daher — so schrieb er mit Anspielung auf Friedrich den Großen — „Berlin hat in den dunklen Zeiten des Aberglaubens zuerst die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit angezündet; dies war damals ein Ruhm und ein Bedürfnis. Jetzt, in den Zeiten des Unglaubens, ist ein anderer Ruhm zu erlangen, ohne den ersten einzubüßen, es gebe nun auch die Wärme zu dem Lichte und veredele den Protestantismus ... Kann ich selbst auf irgendeine Art dabei zu brauchen sein, so zählen Sie auf meine Bereitwilligkeit". Er dachte also auch an eine Revolution auf dem Gebiet der Religion. Schiller hätte aber niemals seine Mitwirkung in Aussicht gestellt, wenn es sich um die Befestigung der von ihm längst überwundenen christlichen Dogmen und Lehren gehandelt hätte, wie dies heute in einer Weise geschieht, deren sich denkende Menschen zu schämen haben. Denn

Schiller war fest davon überzeugt, daß jeder Mensch Bewußtsein Gottes werden kann — wohlgemerkt: werden kann, wie er sich — entgegengesetzt — auch zum vollkommenen Teufel zu entwickeln vermag. Er schreibt in den „Briefen zur ästhetischen Erziehung des Menschen": „Ob nun gleich ein unendliches Wesen, eine Gottheit, nicht werden kann, so muß man doch eine Tendenz göttlich nennen, die das eigentliche Merkmal der Gottheit, absolute Verkündigung des Vermögens (Wirklichkeit alles Möglichen) und absolute Einheit des Erscheinens (Notwendigkeit alles Wirklichen), zu ihrer unendlichen Aufgabe hat. Die Anlage zu der Gottheit trägt der Mensch unwidersprechlich in seiner Persönlichkeit in sich."

Diese Gotterkenntnis steht jedoch in einem unvereinbaren Widerspruch zum Christentum und dessen Lehre von der einmaligen Menschwerdung Gottes in Christus. Napoleon erkannte in dieser Lehre „nicht das Geheimnis der Menschwerdung Christi (Gottes), wohl aber das Geheimnis der gesellschaftlichen Ordnung, welche verhindert, daß der Arme den Reichen niedermacht". Folgerichtig ist aus dieser Lehre heute — wie Heinrich Heine voraussagte — „die Geldwerdung Gottes" bzw. „die Gottwerdung des Geldes" entstanden.

Schiller hätte sich niemals von dem heute empfohlenen, ebenso charakterlosen wie nivellierenden Schlagwort von der „Zurückstellung der Gegensätze" bei „Betonung des Gemeinsamen" verleiten lassen, seine gewonnene Erkenntnis und Überzeugung zu verleugnen.

Die Vorhersage wurde Wirklichkeit

Napoleons Ernennung zum ersten Consul und seine politische Doppelrolle wirkten sich aus. „Robespierre à cheval“ (Robespierre zu Pferde) hat ihn die geniale Französin Germaine de Staël einmal genannt. Sein Haß gegen diese Frau beweist, daß sie ihn und seine politische Aufgabe völlig durchschaut hatte. Aber noch treffender hat sich der damalige russische Gesandte zu Paris, Graf Markoff, über den ersten Consul, den General Bonaparte, ausgesprochen. Er sagte nämlich: „C'est tout le jacobinisme renfermé dans un seul homme et armé de tous les instruments révolutionaires.“ (Das ist der Jakobinismus ganz und gar, konzentriert in e i n e m Menschen und bewaffnet mit allen Werkzeugen der Revolution [142]).)

Freilich, die Jakobiner-Illuminaten erwarteten von Napoleon die Förderung ihrer Ziele, die Errichtung eines europäischen Staatenbundes, als Vorstufe der „Weltrepublik“. Aber auch die Jesuiten meinten, ihn gebrauchen zu können. Die katholische Kirche verlangte ihre Wiederherstellung in Frankreich und damit ihre Festigung in der übrigen Welt. Robespierre hatte dem durch den von ihm errichteten Kultus des „Être suprême“ (des höchsten Wesens) bereits vorgearbeitet. Am 15. 7. 1801 war das Kon-

[142]) Bodenstedt: „Neue Beiträge zur Geschichte der russischen Diplomatie“, Westermanns Monatshefte 1862, Nr. 64, Seite 391.

kordat von dem Kardinal Consalvi unterzeichnet, und am 15. 8. 1801 wurde es von Papst Pius VII. genehmigt. Jetzt wurden in Frankreich wieder Messen gelesen. Am 18. 4. 1802 fand in der Nôtre-Dame-Kirche zu Paris ein feierliches Tedeum statt. Der erste Consul, die hohen Staatsbeamten und Generale waren in großer Uniform anwesend. Nach der Frage Napoleons, wie die Feierlichkeit gefallen habe, erwiderte der General Augereau trocken: „Hm, nicht übel. Eine recht hübsche Kapuzinade! Es fehlte nichts dabei außer etwa eine Million Menschen, welche sich's das Leben kosten ließen, um das zu zerstören, was Sie wiederherstellen, Bürger Consul." Man murrte bei den Truppen allgemein über die „Pfaffenkomödie". Napoleon sagte selbst: „Niemand verstand die Interessen der Kirche besser als ich ... alles, was die katholische Kirche seit vierzig Jahren an Macht in Frankreich wiedergewonnen hat, verdankt sie mir. Das Konkordat von 1801 hat die Leidenschaft gegen mich aufgebracht, selbst berühmte Feldherren erhoben ihre Stimme, um mich des Verrats gegen die Republik anzuklagen. Einer von ihnen, der General Lannes, der die Grenadiere meiner Garde kommandierte, wagte sogar, mir in meinem Kabinett Vorwürfe zu machen ..." (Montholon.)

Aber Napoleon beachtete diese Warnungen nicht. Auch der redliche Bischof Grégoire wurde abgewiesen. Dieser beschwor ihn, sich nicht wieder mit dem Papst einzulassen, dafür aber die Reformation in Frankreich durchzuführen. Der katholisierende Chateaubriand empfahl ihm: „Allez, montez sur la montagne sainte de Jérusalem et rebâtissez le temple de Jéhovah!" (Auf, besteigen Sie den heiligen Berg von Jerusalem und bauen Sie den Tempel Jehovas wieder auf!) Das war so doppelsinnig, wie es Napoleon

brauchte. Denn bekanntlich „bauten" auch die Freimaurer an diesem Tempel Salomons. Das heißt — so erklärte es 100 Jahre später der Bischof Monsignore Meurin in seinem Buche „Die Freimaurerei, die Synagoge des Satans" — sie wollten „die Stirn des Juden mit dem königlichen Diadem schmücken und ihm die Weltherrschaft zu Füßen legen, das ist das wahre Ziel der Freimaurerei". Und diese Weltherrschaft erstrebte bekanntlich auch die Kirche bzw. der Jesuitenorden. Man sieht jedenfalls, Napoleon sollte das Werkzeug verschiedener weltherrschaftsstrebiger Gruppen sein. Nur der Bibelglaube war allen gemeinsam. Während alle diese Gruppen den Diktator förderten und unterstützten, wollte er ihren Einfluß auf die Völker benutzen, um selbst diese Weltherrschaft zu erringen. Das wurde ihm zum Verderben. Nicht grundlos ist das französische Sprichwort entstanden: „Qui mange du Pape en meurt" (wer beim Papst speist, stirbt daran), d. h. wer sich mit Rom einläßt, wer die Unterstützung des Papstes in Anspruch nimmt, begibt sich seiner Herrschaft. Das hat der Fall Napoleon klar erwiesen. Persönlich war er völlig ungläubig. Er hat dem Grafen Roederer die Bedeutung der von ihm betriebenen Wiederherstellung der Religion folgendermaßen erklärt:

„Die Gesellschaft kann nicht existieren ohne Ungleichheit der Vermögen, und die Ungleichheit der Vermögen kann nicht existieren ohne die Religion. Wenn ein Mensch vor Hunger an der Seite eines anderen stirbt, der im Überfluß erstickt, so ist es ihm unmöglich, diesen Unterschied zu dulden, wenn es nicht eine Autorität gibt, die ihm sagt: Gott will es so, es muß Arme und Reiche in der Welt geben; aber später in der Ewigkeit wird die Teilung anders ausfallen."

Wahrscheinlich ist dies auch heute die Meinung derjenigen Politiker, die überall „christlich-demokratische“ Parteien in Europa gegründet haben. Aber weiter meinte Napoleon:

„Die Religion hat den Wert einer Kuhpockenimpfung, welche, indem sie unsere Liebe zum Wunder befriedigt, uns vor den Charlatans und Zauberkünstlern schützt; die Priester sind mehr wert als die Cagliostro, die Kant und alle deutschen Träumer [143].“

Auch diese Auffassung von dem „Wert der Priester“ ist heute Allgemeingut der Politiker geworden. Das ist ebenso verständlich, wie es für den Diktator Napoleon erwünscht war, Kant und die „deutschen Träumer“, zu denen auch Schiller und Fichte gehörten, durch die Priester bekämpfen zu lassen. Denn einer dieser „deutschen Träumer“, der Philosoph Joh. Gottl. Fichte, sagte sehr wirklichkeitsnah, aber für Napoleon sehr unbequem:

„Dem Tyrannen steht es wohl an, religiöse Ergebung zu predigen und die, denen er auf Erden kein Plätzchen verstatten will, an den Himmel zu verweisen; wir andern müssen verhindern, daß man die Erde zur Hölle mache, um eine desto größere Sehnsucht nach dem Himmel zu erregen.“ („Reden an die deutsche Nation“) Diese Auffassung von der politisch-soziologischen Notwendigkeit des Christentums ist heute wie damals anzutreffen. Man vergleiche aber Schillers hohen Gottglauben mit diesem Christenglauben! Hier erkennt man, warum sich Staat und Kirche wechselseitig unterstützen. Mag es sich um eine Republik, Monarchie oder sonst eine Staatsform handeln oder gehandelt haben: das ist der

---

[143]) Vergl. Max Lenz: „Napoleon“, Bielefeld und Leipzig 1908, Seite 105.

Sinn der Phrase „dem Volk muß die Religion erhalten bleiben"! Diese politische Religion hat mit einer Gotterkenntnis, mit einem Gotterleben nichts mehr zu tun. Daher haben sich Schiller und der deutsche Idealismus auch vom Christentum abgewandt.

Napoleon hat die Folgen erlebt. Das französische Volk wurde papst- und kirchenhörig. Als dann der unvermeidliche Streit mit dem Vatikan ausbrach, konnten die Priester das Volk leicht gegen ihn beeinflussen. Die Kriege bewirkten dann sein Ende.

Goethe hat dies in seinem Festspiel „Epimenides Erwachen", nach den napoleonischen Kriegen, sehr gut zum Ausdruck gebracht. Natürlich — wie immer nur für Leute, die zu lesen verstehen. Dieses im übrigen dichterisch ziemlich frostige Stück enthält eine Stelle, die — auch heute — recht nachdenklich stimmen sollte. Es ist jene Stelle, wo Goethe den „Pfaffen" und den „Krieg" auftreten läßt. „Der Pfaffe" sagt zum „Krieg":

„Erkenn ich doch, daß du unsterblich bist;
Doch *auch* unsterblich ist die *Pfaffenlist*...
Den Völkern wollen wir versprechen,
Sie reizen zu der kühnsten Tat;
Wenn Worte fallen, Worte brechen,
Nennt man uns weise, klug im Rat."

Man kann die Kriege und die Politik der Kirche zur Zeit Napoleons — und nicht nur zur Zeit Napoleons — kaum besser und kürzer kennzeichnen, als Goethe es hier getan hat. Und Goethe wußte als Freimaurer sehr gut, daß die „moralische und politische Welt mit unterirdischen Gängen, Kellern und Kloaken miniert" war, wie er am 22. 6. 1781 bereits an Lavater geschrieben hatte.

Jedenfalls hatte die „unsterbliche Pfaffenlist" die Völker wieder einmal mit schönen Worten hintergangen, die später von den Fürsten gebrochen wurden. Der Jesuitenorden wurde i. J. 1815 wiederhergestellt und i. J. 1819 die „heilige Allianz" gebildet. Die katholische Reaktion unter Metternichscher Leitung konnte ihr freiheitmordendes Werk in Europa beginnen. „Unsterblich ist die Pfaffenlist!" sagte Goethe am Schluß dieses großen politischen und völkermordenden Dramas. Was aber unsterblich ist, lebt auch heute noch. Wir brauchen uns nur mit offenen Augen umzusehen.

Die in Deutschland damals betriebene Napoleon-Propaganda erhielt durch diese Ereignisse in Frankreich neuen Auftrieb. Jetzt konnte man die Besorgnisse und Beunruhigungen in der katholischen Bevölkerung zerstreuen. Die katholischen Franzosen waren den deutschen Katholiken lieber als die protestantischen Preußen. Gerne schlossen sich die katholischen Fürsten Napoleon an, als dieser den Rheinbund gründete und damit das deutsche Reich zerschlug. Wie sich diese illuminatisch-freimaurerische Beeinflussung der intellektuellen Kreise, ja des preußischen Offizierkorps auswirkte, erlebte man i. J. 1806 in und nach der Schlacht von Jena. Die Professoren der Universität Leipzig ließen i. J. 1807 zum Einzug Napoleons eine neue Sternenkarte entwerfen, auf der ein „Napoleonsgestirn" eingetragen war. In der Anatomie brachte man an der Kadaverkammer die Inschrift an: „Auch die Toten rufen: Lebe!" Die Überschrift des Kreuzes Christi „INRI" wurde auf Napoleon, der ja Kaiser von Frankreich und König von Italien geworden war, folgendermaßen umgedeutet: „Imperator Napoleon Rex Italiae". Hier wird man an das Meisterwort der Illuminaten erinnert: „Dein

Augenmerk sei die große, von Jesu bewirkte, aber noch nicht vollendete Revolution." Napoleon sollte das Werkzeug sein, um diese Revolution zu vollenden.

Solche widerlichen Beweihräucherungen erlebte man in dieser Stadt, deren Bevölkerung dem anwesenden Schiller am 17. 9. 1801 so begeistert gehuldigt hatte, als dessen Worte von der Bühne erklangen: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre!"

Schillers Schwägerin, Karoline von Wolzogen, hat in ihrem Buch nur kurz auf die politische Lage hingewiesen. Sie hat dabei aber doch die allgemeine Stimmung und Schillers Meinung geschildert. Sie schreibt:

„Zu dem Eroberer (Napoleon) hatte Schiller nie Neigung und Vertrauen, nie hoffte er, daß irgendetwas Gutes der Menschheit durch ihn werden könne. Seiner freien Seele war der Hauch der Tyrannei durchaus zuwider. Als alle Welt voll war von dem Ruhme Napoleons und des Feldherrn Genie und die ungeheure Wirkung desselben auch manchen guten Kopf und manches edlere Gemüt mit Zauberkraft magisch umspann, da sein Name die allgemeine Losung war, stimmte Schiller in den allgemeinen Beifall und Jubel nicht ein; er war des ewigen Redens über den Helden der Zeit müde, und wir hörten ihn sagen: ‚Wenn ich mich nur für ihn interessieren könnte! Alles ist ja sonst tot — aber ich vermag's nicht; dieser Charakter ist mir durchaus zuwider — keine einzige heitere Äußerung, kein einziges Bonmot vernimmt man von ihm.'

Die Freiheit, Schillers Lebenselement, scheint auch, insofern man damals seine Werke in Frankreich kannte, auf den Despoten einen unheimlichen Eindruck gemacht zu haben. Ich erinnere mich keines Zeichens des Anteils, das

je von ihm vernommen wäre. Vielleicht ahnte er schon die begeisternde Flamme, die sich im Vaterlande entzündete, wie den von fern sich nähernden Rachegeist. Noch erfuhr unsere heimatliche Gegend keinen Druck; man lebte still bei dem herannahenden Sturme, und die Hoffnung lebte in den Bessern, er werde sich beschwören lassen."

Napoleons Bruder, Lucien Bonaparte, hat uns durch dessen Kennzeichnung Schillers Abneigung verständlich gemacht. Lucien sagte: „Ich habe in Napoleon stets einen durchaus egoistischen Ehrgeiz erkannt, der bei ihm stärker ist als alle Liebe für das öffentliche Wohl. Ich glaube wohl, daß er in einem freien Staate ein gefährlicher Mensch wäre." Diese Charakterisierung erinnert in manchen Zügen an Schillers Urteil über Goethe nach seinem ersten Zusammentreffen mit ihm. Er schrieb am 2. 2. 1789 an Körner: „Öfters um Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen: er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der Tat, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade... Er macht seine Existenz wohltätig kund, aber immer nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben — dies scheint mir eine konsequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe kalkuliert ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen." Ähnlich schrieb er am 5. 2. 1789 an Karoline von Beulwitz (geb. von Lengefeld), die sich bemühte, Schiller mit Goethe zusammenzuführen. „Dieser Charakter gefällt mir nicht" — schreibt er — „ich würde mir ihn nicht wünschen, und in der Nähe eines solchen Menschen wäre mir nicht wohl." Was Schiller bei Goethe unsympathisch war, fand er bei Napoleon in noch höherem Maße ausgeprägt. Obgleich er

damals selbst den „starken Mann“ in Frankreich vorausverkündet hatte, lehnte er diesen ab. Der Dichter spürte den Cäsar, den Imperator in ihm. Auch seine Empfindung Goethe gegenüber erklärte Schiller mit dem Verhältnis zwischen Brutus und Cäsar. Im Wechselgesang zwischen Brutus und Cäsar in den „Räubern“ lautet der Schluß:

Nur ein Cäsar mochte Rom verderben,
Nur nicht Brutus mochte Cäsar steh'n.
Wo ein Brutus lebt, muß Cäsar sterben,
Geh' du linkswärts, laß mich rechtswärts geh'n.

Wir stehen hier vor dem Gegensatz zweier Menschenarten, den Shakespeare in seinem Drama „Julius Cäsar“ dargestellt hat. „Das schönste, was von Shakespeare als Mensch zu sagen ist“, — hat Nietzsche einmal gesagt — „er hat an Brutus geglaubt.“ Denn die Namengebung dieses Dramas ist irreführend. Es müßte „Brutus“ heißen. Brutus ist der Held dieser Tragödie. Alle Reden und Handlungen Napoleons stehen im Gegensatz zu Schillers Denken und Streben. Für Napoleon ist das Volk nur Mittel zu seinen Zwecken gewesen. In dem „Discours de Lyon“ schreibt der junge Bonaparte, der Mensch sei um des Staates willen da, er soll die Freiheit gründen, die Macht des Staates fördern, denn Macht und Freiheit fallen zusammen. Schiller sagt dagegen, „alles darf dem Besten des Staates zum Opfer gebracht werden, nur dasjenige nicht, dem der Staat selbst nur als ein Mittel dient. Der Staat selbst ist niemals Zweck, er ist nur wichtig als eine Bedingung, unter welcher der Zweck der Menschheit erfüllt werden kann, und dieser Zweck ist kein anderer als Ausbildung aller Kräfte des Menschen, Fortschreitung“.

Der Literaturhistoriker Theodor Birt schrieb dazu: „Im Jahre 1806 schlug Napoleon Preußen bei Jena, auf dem Boden Schillers. Schiller war schon 1805 gestorben. Hätte Schiller die Schlacht bei Jena erlebt und überlebt, Napoleon würde ihn erschossen haben; es wäre ihm wie dem Buchhändler Palm in Nürnberg ergangen. Denn Schillers Freimut war unbezähmbar, und sein Trieb hätte sich ohne Frage in Mißachtung gegen den Sieger aufgelehnt. Des Korsen Erfolge blendeten ihn nicht... Alle rühmten Napoleons Genie; Schiller aber stimmte nicht ein... Hier stehen also die zwei großen Politiker gegeneinander, der Eroberer und der Ethiker, und der Eroberer ist rasch erledigt. In Schillers Sinne leistet er zum Wohl der Menschheit nichts... Unsere Historiker, die Napoleon schildern, sollten sich dies nicht entgehen lassen."

Ganz anders verhielt sich Napoleon gegenüber Goethe, und Goethe gegenüber Napoleon. Bekanntlich hatten beide am 2. 10. 1808 eine lange Unterredung. Bei dieser Gelegenheit sagte Napoleon sehr bedeutungsvoll: „Was will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal [144])!"

Theodor Birt wies darauf hin, daß „Engländer sowohl wie Franzosen uns so gern ‚das Volk Goethes' und nie das Volk Schillers" nannten. „Warum?" — so fragte er — „Liegt darin ein Urteil? Ein Unterschied der Wertschätzung? Man mag dafür auf den imponierenden Umfang des allumfassenden Goethischen Wirkens hinweisen . . . Aber das ist es nicht. Wieviele Ausländer sind es denn, die in Wirklichkeit den ganzen Goethe durchlesen? Wieviele tun dies bei uns? Der Grund ist ein anderer. Goethe ist

---

[144]) „Goethe im Gespräch", herausgegeben von Franz Deibel und Fr. Gundelfinger, 3. Auflage, Seite 106/9, Leipz. 1907.

unpolitisch. Es ist unseren Feinden bequem, es ist ihre Sehnsucht, sich ein solches Deutschland, wie Goethe es voraussetzt, zu denken, das ohne Ehrgeiz ist und nach der eigenen politischen Neugestaltung, nach politisch-völkischen Gegensätzen nicht fragt. Schiller ist lästig, weil er w i l l und nicht bloß b e t r a c h t e t. ‚Zeitgenosse aller Zeiten' wollte er sein. So ist er auch Zeitgenosse der zukünftigen Zeiten [145])."

Aber außer Goethes persönlicher Einstellung hat seine Zugehörigkeit zur Freimaurerei den Ruhm in jenen Kreisen des Auslandes begründet. Wie sehr Goethe indessen von Napoleon beeindruckt worden war, lassen seine Worte erkennen, mit denen er diesen Eindruck nach der Unterredung schilderte. Außerdem erklärte er noch n a c h der Niederlage Napoleons in Rußland und während der deutschen Erhebung i. J. 1813 spöttisch: „Schüttelt nur an euren Ketten; der Mann (Napoleon) ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht zerbrechen [146])."

In demselben Jahr, als Napoleon durch Papst Pius VII. zum Kaiser gekrönt wurde, um den autoritären Staat zu vollenden und das „Empire de Charlemagne" — das „Reich Karls des Großen" — neu zu errichten, vollendete Schiller sein Schauspiel „Wilhelm Tell".

Auch dieses Schauspiel, diese Darstellung einer völkischen Revolution, die Erhebung eines bedrückten Volkes, hat Schiller bewußt und absichtlich im Gegensatz zu der französischen Revolution geschaffen. Er sagt in dem Gedicht „Wilhelm Tell":

---

[145]) Theodor Birt: „Schiller, der Politiker im Licht unserer Gegenwart", Stuttgart 1916, Seite 54/5 und 67.

[146]) Ernst Moritz Arndt: „Erinnerungen aus dem äußeren Leben", Leipzig 1840, Seite 195.

„Wenn rohe Kräfte feindlich sich entzweien
Und blinde Wut die Kriegesflamme schürt,
Wenn sich im Kampfe tobender Parteien
Die Stimme der Gerechtigkeit verliert,
Wenn alle Laster schamlos sich befreien,
Wenn freche Willkür an das Heil'ge rührt,
Den Anker löst, an dem die Staaten hängen:
— Da ist kein Stoff zu freudigen Gesängen.

Doch wenn ein Volk, das fromm die Herden weidet,
Sich selbst genug, nicht fremden Guts begehrt,
Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet,
Doch selbst im Zorn die Menschlichkeit noch ehrt,
Im Glücke selbst, im Siege sich bescheidet:
— Das ist unsterblich und des Liedes wert."

Dieses Gedicht hatte Schiller gemacht, als er den „Tell" an den Illuminaten und Freimaurer Karl Theodor von Dalberg, den Koadjutor von Mainz, schickte. Schiller wußte nicht, daß sich Dalberg infolge seiner engen Beziehungen zur französischen Revolution und seiner politischen Machenschaften der hohen Gunst Napoleons erfreute. Schiller hat es nicht mehr erlebt, wie Dalberg von Napoleon zum „Großherzog von Frankfurt" erhoben wurde. Deswegen soll seine Verehrung für Schiller ebensowenig bestritten werden wie jene des Illuminaten Prinz Friedrich Christian von Schleswig-Holstein. Das schließt aber Dalbergs politisches Wirken nicht aus. Karoline von Wolzogen hat Dalberg in ihrem i. J. 1830 erschienenen Buch „Schillers Leben" zu entlasten gesucht. Sie schreibt: „Er (Dalberg) lieh dem starren Egoismus des Eroberers sein eigenes zartes Gefühl für fremdes Wohl und glaubte, die Löwenklaue mit Zauberbanden der Anmut und des Geistes

umstricken zu können. Aber alle kleinen und mittleren Staaten fielen, wie er, in das Netz des Unterdrückers." Das ist zwar sehr bilderreich ausgedrückt, besagt aber auch nichts anderes als das, was wir etwas rauher und politisch klarer ausdrücken. Das war ja gerade das verhängnisvolle Wirken der Geheimorden — und das ist es auch heute noch, daß die darin verstrickten und eidlich gebundenen Menschen glaubten, das Gute und Edle dadurch befördern zu können, während sie von den unbekannten Oberen zu ganz anderen Zwecken mißbraucht wurden. Immerhin mag gerade dieses Gedicht den Koadjutor besonders getroffen haben, wenn er an die Übergabe von Mainz dachte.

Wenn Schiller in diesem Gedicht von dem „Heiligen" spricht, an das die „freche Willkür" rührt, so ist damit nicht etwa die Kirche gemeint, wie man das auszulegen beliebte. Wir lasen in seinem Brief vom 13. 7. 1793 an den Prinzen Friedrich Christian: „Politische und bürgerliche Freiheit bleibt immer und ewig das heiligste aller Güter, das würdigste Ziel aller Anstrengungen und das große Zentrum aller Kultur." An dieses Heilige rührte jedoch die Parteiwillkür der französischen Revolution wie die imperatorische Willkür Napoleons. Das ist hier gemeint. Was für Schiller heilig ist, ist noch lange nicht christlich, und umgekehrt!

Literaturhistoriker haben einst geglaubt und gesagt, Schiller habe die Anregung zum „Tell" Goethe zu verdanken. Sie haben bedauert, daß Goethe sein geplantes Tellepos deswegen nicht geschrieben habe. Diese Auffassungen stützten sich hauptsächlich auf die falschen Angaben Eckermanns, die meistens blind geglaubt wurden. Aber nach dem, was Goethe selbst über den Plan seines

Epos geschrieben hat, wäre es ein ziemlich langweiliges, geheimrätlich-steifes Ding geworden, das neben Schillers herrlichem Schauspiel nur schwach gewirkt haben würde. Die erste Anregung zum „Tell" ging indessen nicht von Goethe, sie ging von Lotte v. Lengefeld, Schillers Braut und späterer Gattin, aus. Lotte hatte ihre Mutter auf den Reisen in die Schweiz begleitet. Sie war nicht nur von der Bergwelt, sie war auch von der Geschichte der Schweiz und dem Freiheitswillen der Schweizer begeistert. Am 25. 3. 1789 — also bevor Goethe auf seiner Schweizer Reise an ein Tell-Epos dachte — schrieb sie an Schiller:

„Nun habe ich ein Buch, das mich erstaunend anzieht .. es ist Müllers Geschichte der Schweiz.

Die Geschichte freier Menschen ist gewiß doppelt interessant, weil sie mit mehr Wärme für ihre Verfassung streiten ... Es ist gewiß kein Volk, das so tapfer war, solchen Mut gezeigt hat als die Schweizer; ihre unerschütterlichen Berge gaben ihnen solchen Mut; mein Liebling in der Geschichte ist Winkelried, der sich gegen die Österreicher stellte und die feindlichen Spieße von seinem Heere dadurch abhalten wollte, daß er sie in seiner Brust auffing und sich für das Wohl seines Vaterlandes durchbohren ließ; es ist eine so edle Tat, sie rührt mich, so oft ich daran denke ... Ich möchte, Sie läsen die Geschichte, denn ich möchte wissen, wie Ihnen dabei würde, mich überfällt so ein heiliges ehrfurchtsvolles Gefühl, wenn ich darin lese, der Ton, mit dem er oft erzählt, grenzt an das Wunderbare und die Eindrücke, die mir das Land gab! Alles vereinigt sich, um diese Empfindungen zu erwecken ..."

Aber der verehrte Schiller teilte ihre Begeisterung damals noch nicht. Er antwortete am 26. 3. 1789:

„Bei Ihrer Bewunderung der Schweizerischen Helden — gestehen Sie es nur — mag wohl eine kleine Vorliebe für das Land, das Sie in einer sehr empfänglichen Epoche Ihres Geistes kennenlernten, mit unterlaufen. Ich mache den Schweizern den Heldenmut und die Tapferkeit nicht streitig — nichts weniger. Aber ich danke dem Himmel, daß ich unter Menschen lebe, die einer so großen Handlung, wie die Tat des Winkelried ist, nicht fähig sind. Ohne das, was die Franzosen férocité nennen, kann man einen solchen Heldenmut nicht äußern; die Heftigkeiten, deren der Mensch in einem Zustand roher Begeisterung fähig ist, kann man der Gattung bloß als Kraft, aber dem Individuum nicht wohl als Größe anrechnen. Wenn ich Ihnen Beispiele ähnlicher Stärke des Muts aus den Religionskriegen anführen wollte, so würden Sie diese und ähnliche Taten vielleicht nur noch anstaunen, aber weit weniger bewundern ..."

Aber jetzt fuhr Lotte auf. Wie konnte Schiller auch den Fanatismus der Religionskriege mit dieser Tat Winkelrieds vergleichen, der sein Land und Volk retten wollte. Am 31. 3. 1789 schrieb sie zurück:

„Ich möchte Ihnen den Krieg ankündigen, lieber Freund, daß Sie meinen Schweizerhelden nicht so groß finden, wie er uns vorkommt. Es war kein Anfall von wilder Wut, in dem er sich aufopferte, sondern eine ganz reiflich überwogene Tat, er sah nur dies Mittel, um seine Nation zu retten, um die feindlichen Speere abzuwenden und seinen Kameraden Luft zu machen; daß er es nicht unüberlegter Weise tat, sieht man daraus, daß er in dem letzten Moment ihnen noch zurufte: Sorget für mein Weib und für meine Kinder, treue, liebe Eidgenossen, gedenket meines Geschlechts. Nennen Sie es nicht Férocité — bitte.

Ich möchte rechte Beredsamkeit haben, und die Dinge so schön darstellen können wie Sie, um Sie zu überzeugen."

In ihrem Brief vom 8. 4. 1789 schreibt Lotte dann noch von dem Rütlischwur und der Ermordung des Kaisers Albrecht, die Schiller in der Parricidaszene und der Erzählung des Stauffachers im 5. Akt des „Tell" verwandt hat. Die Tat Tells — die Tellsage — kannte Lotte bereits von ihrer Schweizer Reise. Sie hatte mit Mutter und Schwester den Vierwaldstätter-See, das Rütli und die Tellsplatte besucht.

Schiller hat diese Erörterungen damals nicht fortgesetzt. Er mochte noch ein gewisses Vorurteil gegen die Schweiz haben, weil die Graubündener mit ihrer Beschwerde wegen der Äußerung Spiegelbergs in den „Räubern" den Herzog von Württemberg gegen ihn gehetzt hatten. Schillers Akademiekamerad Petersen hat darüber in seinen Erinnerungen gesagt: „Dem Herzog lag mehr an der Erhaltung seines Schweizer Viehs für seine Hohenheimer Ställe als an der Erhaltung des Dichters in seinem Herzogtum." Freilich — meinte Voltaire — „ein Witzwort beweist nichts — aber es hindert nicht, daß man recht haben kann!" Das trifft auch hier zu.

Auf jeden Fall wird Schiller diese tapfere, kämpferische Haltung seiner „kleinen Lollo" gefallen haben. Ein paar Monate später verlobten sich die beiden. Wir sehen, daß es Lotte und nicht Goethe gewesen ist, die Schiller zu dem „Tell" veranlaßt hat. Es ist daher — entweder von Eckermann oder von Goethe selbst — übertrieben berichtet, wenn Goethe gesagt hat, „was in seinem (Schillers) Tell von Schweizer Lokalität ist, habe i ch ihm erzählt". Weiter — so sagt Eckermann — habe Goethe abfällige Bemerkungen über das Auftreten des Parricida und den Schluß

des „Tell" gemacht. Er hat diese Fehler auf den Einfluß der „Schiller'schen Frauen" — das wären Lotte und ihre Schwester — zurückgeführt. Es ist schwer vorstellbar, daß die „Schiller'schen Frauen" den Dichter mit ihren Schilderungen der Schweiz nur schlecht — Goethe dagegen nur gut beraten haben. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß die begeisterte Lotte ihrem Schiller öfter und mehr über die Schweiz und den Tell erzählt hat als Goethe.

Goethe schreibt in seinen Annalen aus dem Jahre 1806: „Der epische Tell kam wieder zur Sprache, wie ich ihn 1797 in der Schweiz concipiert, und nachher dem dramatischen Tell Schillers zu Liebe bei Seite gelegt. Beide konnten recht gut nebeneinander bestehen. Schiller war mein Plan gar wohl bekannt und ich war zufrieden, daß er den Hauptbegriff eines selbständigen, von den übrigen Verschworenen unabhängigen Tell benutzte; in der Ausführung aber mußte er, der Richtung seines Talentes zufolge, so wie nach den deutschen Theaterbedürfnissen, einen ganz anderen Weg nehmen, und mir blieb das Episch-Ruhig-Grandiose noch immer zu Gebot..." Goethe wollte aus dem Tell „eine Art Demos machen, einen kolossal kräftigen Lastträger, die rohen Tierfelle und sonstige Waren durchs Gebirg herüber und hinüber zu tragen, sein Leben lang beschäftigt und, ohne sich weiter um Herrschaft und Knechtschaft zu bekümmern, sein Gewerbe treibend und die unmittelbarsten persönlichen Übel abzuwehren fähig und entschlossen".

Geßler erschien Goethe als „einer von den behaglichen Tyrannen, welche herz- und rücksichtslos auf ihre Zwecke hindringen, übrigens aber sich gern bequem finden, deshalb auch leben und leben lassen, dabei auch humoristisch gelegentlich dies oder jenes verüben, was entweder gleich-

gültig wirken oder wohl auch Nutzen und Schaden zur Folge haben kann".

Man braucht wirklich nicht viel Phantasie zu besitzen, um zu erkennen, was für eine entsetzlich langweilige und alberne Dichtung dieser Goethesche Tell nach diesen Andeutungen geworden wäre! Freuen wir uns, daß Schillers Werk statt dessen geschaffen wurde. Goethe hat wohl selbst geahnt, wie sein langweiliges Tell-Epos dagegen abgefallen wäre. Er gab den Plan auf.

Sehr richtig sagte Johannes Proelß über Lottes Anteil am „Tell": „Goethes Anteil an der Entstehung des „Tell" ... blieb bis in die neueste Zeit im Vordergrunde der Forschung, zum Nachteil von Schillers Frau, obgleich durch deren Tochter Emilie von Gleichen-Rußwurm (geb. Schiller) ihre ganz besondere Anteilnahme für das Fortschreiten gerade dieser Dichtung bezeugt ist: als er ihr den ersten Akt mit seiner glänzenden Veranschaulichung der Alpennatur, der hinreißend mit Melchthals Flucht einsetzenden Handlung vorgelesen hatte, weinte sie Tränen des Entzückens und der Rührung.

Der Zufall hat es nun einmal gefügt, daß in den drei Bänden des Briefwechsels zwischen Schiller und Lotte nie vom Tell, weder dem Helden der Sage noch von dem Drama des Dichters, die Rede ist. Das beweist aber gar nichts gegen die mündliche Überlieferung [147])."

Es war Lottes Lieblingswunsch gewesen, mit Schiller eine Reise in die Schweiz zu unternehmen, um ihm die Schönheiten der Bergwelt zu zeigen. Wie gerne hätte Schiller diese Reise mit seiner „lieben Maus" — so nennt er seine Frau in den Briefen — gemacht. Lottes schwere

---

[147]) Johannes Proelß: „Lotte Schiller und Schillers Tell", Marbacher Schillerbuch, Stuttgart 1909, 3. Band, Seite 149.

Erkrankung im Herbst 1799 verhinderte die Ausführung dieses Planes. Aber man kann sich leicht vorstellen, wie oft und wie lebhaft sie ihm die Schweiz geschildert hat. Da Lotte selbst dichtete — sie hat einige schöne Gedichte hinterlassen — wird sie auch jene „rechte Beredsamkeit" gefunden haben, die sie sich als junges Mädchen gewünscht hatte, um Schiller überzeugen zu können. Es ist darum durchaus richtig, wenn man im „Tell" Lottes Züge in der Bertha von Bruneck sowohl als auch in der Stauffacherin erkennt. Johannes Proelß bemerkte schon:

„‚Modell gestanden' hat Lotte ihm weder zur Stauffacherin noch zur Bruneckerin. Aber mit ihrem tapferen Selbstvertrauen, das ihm zu einer unentbehrlichen Quelle der Kraft geworden war, auch in Bezug auf die Zukunft des deutschen Vaterlandes, beseelte er Stauffachers Weib — ‚Sieh vorwärts, Werner!' Und die enthusiastische Liebe, mit der einst Lotte als Fräulein von Lengefeld für die Schweiz geschwärmt hatte, teilte sich seiner Berta von Bruneck, dieser ganz frei erfundenen Gestalt, mit. Durch sein Weib Lotte und mit ihr hatte er selbst empfinden gelernt, was er nun dieses tapfere Edelfräulein zu Ulrich von Rudenz sagen läßt."

Es ist gewiß kein Zufall, daß Schiller gerade in dieser Szene zwischen Bertha und Rudenz (3. Akt, 2) die reimlosen Jamben in gereimte übergehen läßt. Er wollte dadurch eine lyrische Stimmung andeuten und hervorrufen. Das läßt vermuten, daß in diesem Zwiegespräch eigene seelische Erlebnisse zwar nicht gestaltet sind, aber mitschwingen. Wenn man sich noch erinnert, daß Schiller in jener Zeit, als er sich den ersten Anregungen Lottes, den Freiheitskampf der Schweizer ernst zu nehmen, versagte, von dem Illuminaten Bode in diesen Geheimorden gezo-

gen werden sollte, erhält die Mahnung der Bertha sogar noch einen ganz besonderen Nebensinn:

Kämpfe
Fürs Vaterland, du kämpfst für deine Liebe;
Es ist e i n Feind, vor dem wir alle zittern,
Und e i n e Freiheit macht uns alle frei!

Aber in dem Rudenz ist eine Gestalt zu entdecken, die für Schillers politische Erkenntnisse und für seine Teilnahme an dem Geschick der Schweiz wichtig geworden ist. Es ist der Schweizer Gaudenz von Salis. Salis war Offizier in der „Schweizergarde" des französischen Königs Ludwig XVI. gewesen. Wie Schiller war er von Rousseau begeistert. Nach der Revolution wurde er Hauptmann in der republikanischen Armee. Bereits in der Jugend war er mit Lotte bekannt geworden und der Freund von ihrem späteren Schwager Wilhelm v. Wolzogen. Im Jahre 1790 unternahm Salis eine Reise nach Weimar und besuchte Lotte Schiller in Jena. Dort lernte er den Dichter kennen. „Schiller hat sich seiner Bekanntschaft sehr gefreut", schrieb Lotte an Wilhelm v. Wolzogen.

Am 1. 3. 1794 teilte Salis seinem Freund Wilhelm von Wolzogen mit, daß er die französische Armee verlassen habe. Er schrieb:

„Die Revolution hatte einen blutgierigen Lauf genommen, und die neue Sonne, welche über das Menschengeschlecht aufgehen sollte, hatte sich schrecklich verfinstert. Ich war in einem Ländchen, das freier ist, als Frankreich nach dreißigjährigem Blutvergießen jemals werden kann, ich hatte Pflichten gegen meine Familie und süße Bande — ich schickte meine Demission ein, und sie wurde mir bewilligt... Nunmehr habe ich das häusliche Glück durch

die Verbindung mit meiner Erwählten gefunden und lebe recht zufrieden in meinem eingeschränkten Kreise."

Aus diesem Schreiben ist ersichtlich, daß sich dieser schweizerische Offizier ebenso enttäuscht von der französischen Revolution abwandte wie Schiller selbst. Seine Handlungsweise begegnet uns in der Gestalt des Rudenz im „Tell". Schiller läßt diesen sagen:

Mein Volk verließ ich, meinen Blutsverwandten
Entsagt' ich, alle Bande der Natur
Zerriß ich, um an Euch mich anzuschließen —
Das beste aller glaubt' ich zu befördern,
Da ich des Kaisers Macht befestigte —
Die Binde fällt von meinen Augen — Schaudernd
Seh' ich an einen Abgrund mich geführt —
Mein freies Urteil habt Ihr irr' geleitet,
Mein redlich Herz verführt — Ich war daran,
Mein Volk in bester Meinung zu verderben.

Diese Worte waren aber auch eine Mahnung an jene Deutschen, die schon zu Schillers Lebzeiten die Macht des gekaiserten Napoleon zu befestigen strebten. Es war eine seherische Mahnung an die Rheinbundfürsten, ein Jahr bevor dieser Bund gegründet wurde.

Die Bekanntschaft mit Salis lenkte Schillers Aufmerksamkeit auf die politischen Ereignisse in der Schweiz.

Die Revolutionstruppen hatten mit ihrem Einmarsch in die Schweiz begonnen. Am 6. 3. 1798 war der französische General Brune in Bern eingerückt. Die Truppen plünderten und verübten scheußliche Gewalttaten. Das französische Oberkommando bedrückte die Schweizer mit unerträglichen Kriegssteuern. Man errichtete die „Helvetische Republik" nach dem Vorbild der französischen Direk-

torialverfassung. Die Urkantone — zumal die Schwyzer — begannen einen verzweifelten Kampf gegen die französische Übermacht. Ihr Führer war Alois Reding, den Schiller in seinem „Tell" als Landsmann auftreten läßt. Am 13. 3. 1798 schreibt Schiller an Goethe: „Man sagt hier (in Jena), daß die Franzosen bei Murten eine Schlappe bekommen. Es sollte mich herzlich freuen, denn auch ein kleines Glück, und gerade an diesem Ort, würde, am Anfang besonders, sehr gute Folgen für die Schweizer haben." In der Schlacht bei Murten (1476) wurde einst Herzog Karl von Burgund vernichtend geschlagen, als er in die Schweiz eindrang. Man sieht, wie Schiller bereits i. J. 1798 von dem Schweizer Freiheitskampf beeindruckt war.

In jener Zeit, als die Franzosen in die Schweiz einfielen, gab es auch viele Schweizer, die — als Freimaurer — mit den Franzosen und der französischen Revolution sympathisierten, wie die Deutschen auch. Allen diesen sagt Schiller im „Tell":

Sie werden kommen, unsere Schaf' und Rinder
Zu zählen — ihren Schlagbaum
An unsre Brücken, unsre Tore setzen,
Mit unsrer Armut ihre Länderkäufe,
Mit unserm Blute ihre Kriege zahlen —
— Nein, wenn wir unser Blut dran setzen sollen,
So sei's für uns — wohlfeiler kaufen wir
Die Freiheit als die Knechtschaft ein!

Das erfuhren die Schweizer, als man ihnen i. J. 1798 jene ungeheuren Kontributionen abforderte. Das erfuhren später die Deutschen — zumal die Bayern — als sie im Rahmen der „Großen Armee" Napoleons nach Rußland

zogen und in den Schneewüsten elend umkamen. „Sie werden mit unserm Blute ihre Kriege zahlen“, hatte Schiller gesagt. Sieben Jahre später herrschte der kaiserwahnsinnige Napoleon die gegen den Einmarsch protestierenden russischen Gesandten an: „Ihr könnt mir keinen Widerstand leisten. Ich gebe monatlich 30 000 Menschen aus [148].“ Das hieß, es konnten monatlich so viele im Kriege umkommen.

Eine beachtliche Erklärung, die angesichts der heutigen politischen Weltlage zum Nachdenken und zur Besinnung zwingt! Sonst könnte es kommen, daß Schiller eines Tages zu unserem „aktuellsten“ Dichter wird.

Wenn man alle diese Einzelheiten kennt und berücksichtigt — es gibt deren noch mehr — so wirft man gewissermaßen einen Blick in die — sit venia verbo — „Werkstatt“ des Dichters. Man erkennt nämlich, wie Schiller die politischen Begebenheiten, den damaligen Kampf der Schweizer, mit der Tellsage verbindet und ins Weltbedeutende erhebt. Das Weltbedeutende ist aber der völkische Freiheitskampf, der Kampf für die Erhaltung des Volkes in seiner Arteigenheit gegen tyrannische Willkür, der Kampf für die Freiheit im reinsten, höchsten Sinne, welche die Voraussetzung für das Erleben des Göttlichen ist. Das Einzelne, das Individuelle wird ins Allgemeine, ins Universelle erhoben. Das ist die Aufgabe jeder großen Dichtung. Das ist die Ursache der gewaltigen, unvergänglichen Wirkung dieses Schauspiels. Denn bei dieser Revolution sind weder berechnende Ehrgeizige, nichtswürdige Geschäftemacher, widerliche Genußjäger

---

148) Herzog Eugen von Württemberg: „Memoiren“ o. O. 1862, I. 311.

noch machtgierige Politiker und anderes Geziefer am Werk. Es ist die Volksseele, die sich in diesen Menschen regt und lebendig wird. Das ganze Volk ist der einzige Held dieses unsterblichen Dramas.

Diese klare Einsicht in die Wirklichkeit der Volksseele und die gotterhaltende Bedeutung der Freiheit verlieh Schiller die Sicherheit und Kraft, das gewaltige Werk in etwa sechs Wochen zu vollenden. Wie er dies tat, hat Goethe i. J. 1820 C. F. A. Conta erzählt. Conta berichtet darüber:

„Schiller stellte sich die Aufgabe, den „Tell" zu schreiben. Er fing damit an, alle Wände seines Zimmers mit so viel Spezialkarten der Schweiz zu bekleben, als er auftreiben konnte. Nun las er Schweizer Reisebeschreibungen, bis er mit Weg und Stegen des Schauplatzes des Schweizer Aufstandes auf das genaueste bekannt war. Dabei studierte er die Geschichte der Schweiz, und nachdem er alles Material zusammengebracht hatte, setzte er sich über die Arbeit und — hier erhob sich Goethe und schlug mit geballter Faust auf den Tisch — buchstäblich genommen, stand er nicht eher vom Platze auf, bis der Tell fertig war. Überfiel ihn die Müdigkeit, so legte er den Kopf auf den Arm und schlief. Sobald er wieder erwachte, ließ er sich — nicht, wie ihm fälschlich nachgesagt worden, Champagner — sondern starken schwarzen Kaffee bringen, um sich munter zu erhalten. So wurde der Tell in sechs Wochen fertig, er ist aber auch wie aus einem Guß [149])."

Wenn Goethe also später von Schiller sagte: „Seine durchwachten Nächte haben unsern Tag erhellt", so war

---

[149]) „Goethes Unterhaltungen mit Conta 1820", herausgegeben von Suphan, Die Rundschau 1901; Dr. P. Uhle: „Schiller im Urteil Goethes", Leipzig 1910, Seite 150.

das buchstäbliche Wahrheit gewesen und ist Wahrheit geworden. „Zum Neujahrsgeschenk auf 1805" hat Schiller eigens auf das Titelblatt der ersten Buchausgabe des „Wilhem Tell" setzen lassen. Das hat eine besondere Bedeutung für das deutsche Volk, dem dieses große Geschenk gemacht worden ist. Es war das letzte Neujahr des großen Dichters. „Am Morgen des letzten Neujahrstages, den Schiller erlebte, schreibt Goethe ihm ein Gratulationsbillet", berichtete der bei Goethe vertraulich verkehrende Heinrich Voß am 12. 8. 1806 an Christian Niemeyer. „Als er es aber durchliest, findet er zu seinem Schrecken, daß er darin unwillkürlich geschrieben hatte: ‚der letzte Neujahrstag', statt ‚erneute' oder ‚wiedergekehrte' oder dergleichen. Voll Schrecken zerreißt er's und beginnt ein neues. Als er an die ominöse Zeile kommt, kann er sich wiederum nur mit Mühe zurückhalten, etwas vom ‚letzten' Neujahrstage zu schreiben. So drängte ihn die Ahnung! [150]"

Woher hatte Goethe solche merkwürdigen „Ahnungen"?! — Denn am 18. 1. 1825 zeigte er — nach Eckermanns Bericht — diesem und Riemer den letzten Brief Schillers und sagte: „Sie sehen, wie sein Urteil treffend und beisammen ist, und wie die Handschrift durchaus keine Spur irgendeiner Schwäche verrät. Er war ein prächtiger Mensch, und bei völligen Kräften ist er von uns gegangen. Dieser Brief ist vom 24. April 1805. Schiller starb am 9. Mai." Und er starb völlig unerwartet, wie andere Zeitgenossen aus Weimar berichtet haben. Er wurde aber dann so eilig und unwürdig be-

[150]) Gerhard Gräf: „Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß", Leipzig o. J., Seite 68.

stattet, daß sein Mitarbeiter an den „Horen", der Historiker Johann Wilhelm von Archenholz (1743—1812), in der Zeitschrift „Minerva" (Jahrgang 1805, S. 548) empört schrieb: „Wahrlich, hier ist eine Aufklärung nötig!" Wir können diese Aufklärung — wie bereits gesagt — in diesem Rahmen nicht geben und müssen auf ein späteres Buch verweisen.

Mit dem „Tell" — so sagte Johannes Scherr — „kehrte Schiller mit gereifter Kraft, mit geläutertem Enthusiasmus zu dem großen Problem zurück, von welchem all sein Denken und Dichten ausgegangen, — zu dem Problem sittlicher Menschenwürde und staatsbürgerlicher Freiheit. Mit dem Instinkt des Genius hatte er im „Wallenstein" seine Nation auf ein ungeheures Kriegsspiel vorbereitet; jetzt schuf er den „Tell", um ihr zu zeigen, daß und wie ein unterjochtes Volk sich befreien muß und kann. Sein Erstling — die Räubertragödie — war ein weltbürgerlicher Notschrei gegen die Unfreiheit und Verkrüppelung des deutschen Lebens gewesen; sein letztes großes Gedicht war ein glorreiches Lied vom Vaterland. Das ist mehr als Zufall. Es ist der vorschauende Blick des Propheten, welcher die Stadien der geschichtlichen Entwicklung zum Voraus durchläuft und hinter dem blutigen Wirrsal heranziehender Niederlagen schon die Siegesfahnen wehen sieht [151])."

Kein Dichter — vor und nach Schiller — hat die Verbundenheit mit Volk und Heimat so tief empfunden und daran gemahnt wie er:

---

[151]) Johannes Scherr: „Schiller und seine Zeit", Leipzig 1859, 3. Buch, Seite 205.

Sie sollen kommen, uns ein Joch aufzwingen,
Das wir entschlossen sind nicht zu ertragen!
— O, lerne fühlen, welches Stamms du bist!
Wirf nicht für eitlen Glanz und Flitterschein
Die echte Perle deines Wertes hin —
Das Haupt zu heißen eines freien Volks,
Das dir aus Liebe nur sich herzlich weiht,
Das treulich zu dir steht in Kampf und Tod —
Das sei dein Stolz, des Adels rühme dich —
Die angebornen Bande knüpfe fest,
Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

Das ist eine Mahnung zur Besinnung für Regierende und Regierte, für die Führer eines Volkes wie für die einzelnen Volksgenossen. Im „Tell" weht auch demokratischer, republikanischer Geist. Es ist aber der Geist einer wahren Demokratie, einer wirklichen Republik, eines Rechtsstaates, der nur auf einer völkischen Grundlage entstehen und bestehen kann. „Da ist auch ein Stück Revolution" — sagt der Demokrat Scherr — „aber man beachte, romanisch-blinder Wüterei gegenüber, den durch und durch germanischen Charakter derselben. Die Männer vom Rütli, sie stehen auf dem Boden des Rechts, des Gesetzes. Diesen wollen sie behaupten, im Notfall auch mit dem Schwert, gegen List wie gegen Gewalt." Das drücken jene herrlichen Worte aus, jene berühmten Verse, in die Schiller seine Gedanken gegossen hat. Sie sind nicht nur die höchste Offenbarung der deutschen Sprache, sie

sind — wie Scherr treffend sagte — „die deutsche Verkündigung der Menschenrechte"!

Denn herrenlos ist auch der Frei'ste nicht.
Ein Oberhaupt muß sein, ein höchster Richter,
Wo man das Recht mag schöpfen in dem Streit.
Dem Kaiser selbst versagten wir Gehorsam,
Als er das Recht zu Gunst der Pfaffen bog! . . .
Sollen wir
Des neuen Joches Schändlichkeit erdulden,
Erleiden von dem fremden Knecht, was uns
In seiner Macht kein Kaiser durfte bieten? . . .

Unser ist durch tausendjährigen Besitz
Der Boden — und der fremde Herrenknecht
Soll kommen dürfen und uns Ketten schmieden
Und Schmach antun auf unsrer eignen Erde?
Ist keine Hülfe gegen solchen Drang?
Nein! Eine Grenze hat Tyrannenmacht.

Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Mutes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst —
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht —
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben —
Der Güter höchstes dürfen wir verteid'gen
Gegen Gewalt — Wir stehn für unser Land,
Wir stehn für unsre Weiber, unsre Kinder!
Laßt uns den Eid des neuen Bundes schwören.

— Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr.
— Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.

Das war — wie Scherr meint — „die deutsche Verkündigung der Menschenrechte", im Gegensatz zu der freimaurerischen Verkündigung in der französischen Revolution. Dieser „neue Bund" wird nicht in dunklen Logen geschlossen, wie in der Freimaurerei, sondern unter freiem Himmel. Dieser Eid wird nicht durch Morddrohungen gesichert, wie in den Geheimorden, sondern durch heilige Freiwilligkeit. Seine Erfüllung bewirkt das Erleben und das Raunen der Volksseele in diesen Menschen. Es sind keine „unbekannten" Ziele, zu denen die Vereidigten von „unbekannten Oberen" geführt werden; das Ziel ist die Freiheit des Volkes, um die gekämpft wird. Es sind keine lächerlich anmutenden Rituale, keine verblödenden Mysterien, mit denen dieser „neue Bund" geschlossen und erhalten wird. Es ist die klare Erkenntnis der Tatsächlichkeit: es ist das Volk, „das mit dem Schwerte in der Faust sich mäßigt" und weiß, „schrecklich immer, auch in gerechter Sache, ist Gewalt". Zu der Stiftung dieses Bundes sagt Schiller:

Es hebt die Freiheit siegend ihre Fahne.
Drum haltet fest zusammen — fest und ewig —
Kein Ort der Freiheit sei dem andern fremd —
Hochwachten stellet aus auf euren Bergen,
Daß sich der Bund zum Bunde rasch versammle —
Seid einig — einig — einig —

In diesem Sinne verstand es Gneisenau, der Feldherr der Befreiungskriege, wenn er — obgleich er Freimaurer

war — allen Parteien und Bünden gegenüber sagte: „Mein Bund ist ein anderer — ohne Zeichen und Mysterien: Gleichgesinntheit mit Männern, die einer fremden Herrschaft nicht unterworfen sein wollen."

Aus diesem Bunde erwächst eine Volksgemeinschaft, aus dem Freimaurerbunde erwuchs eine Interessengemeinschaft. Diese mußte in der französischen Revolution mit Blut und Schrecken und der Militärdiktatur erhalten werden. Alle aus solchem blutgedüngten Boden entsprossenen Staatsauffassungen konnten und können, bei allem guten Willen ihrer Vertreter, ihre Herkunft und Abstammung niemals auf die Dauer verleugnen. Um sich zu erhalten, griffen sie zur Gewalt. Allen, die sich heute über solche verwandtschaftlichen Auswirkungen der französischen Revolution von 1789 in Europa entsetzen, hat Schiller gesagt: „Ihr sätet Blut, und steht bestürzt, das Blut ist aufgegangen. Ich wußte immer, was ich tat, und so erschreckt und überrascht mich kein Erfolg."

Heute erinnert man oft besorgt an Schillers Mahnung: „Seid einig — einig — einig." Da müssen wir sehr ernst darauf hinweisen, daß sich Schillers Mahnung auf eine Volksgemeinschaft bezieht, wie er sie in seinem „Tell" dargestellt hat und wie er sie verwirklicht sehen möchte. Das ist die Voraussetzung für diese Worte. Besteht aber in Deutschland heute diese Volksgemeinschaft, dieser Volksstaat? — Das ist eine Frage! Leider eine Hamlet-Zweifelfrage.

Das deutsche Volk ist jeweils so groß oder klein, wie Menschen vorhanden sind, in denen die deutsche Volksseele lebendig ist, in denen das deutsche Rasseerbgut wirkt und die Handlungsweise bestimmt. Deutsche Staats-

angehörige — oder auch Staatshörige — werden behördlich registriert. Sie können allen Völkern und Rassen entstammen, ohne daß sie deutsch zu fühlen, deutsch zu empfinden und deutsch zu handeln vermögen. Damit soll durchaus kein Werturteil über diese Staatsangehörigen gefällt werden. Im Gegenteil, es hat viele unter ihnen gegeben, die sehr viel Gutes für das deutsche Volk getan haben. Auf der anderen Seite hat es infolge der gefährlichen Rasseschwächen der deutschen Menschen viele Deutsche gegeben, die ihr Volk unsagbar schädigten. Dazu gehörten die germanischen Söldner zur Römerzeit, dazu gehörten gewisse Priester und jene deutschen Fürsten und Menschen, die — zu Schillers Zeit und später — Napoleon unterstützten. Unter solchen Staatsangehörigen wäre die von Schiller gewollte Einigkeit nicht nur nicht herzustellen, sondern sie wäre sogar gefährlich. Denn niemand kann voraussagen, von welchen persönlichen, undeutschen und gar volksfeindlichen Interessen sich solche Menschen leiten lassen oder geleitet werden, weil das Raunen der Volksseele ihrer Seele keinen Rat zu geben, keinen Ausgleich zu schaffen vermag. Wir erleben solche Fälle ja fast täglich in allen europäischen Staaten.

Die Volksangehörigen bei Schiller sagen:

„Dem Kaiser selbst versagten wir Gehorsam,
Als er das Recht zu Gunst der Pfaffen bog!"

Von den Staatsangehörigen ist das nicht zu erwarten. Wir erleben heute so oft, z. B. bei den so wichtigen Schul- und Lehrerbildungsfragen, daß nur wenige deutsche Menschen ihrer Regierung den „Gehorsam versagten", als man „das Recht zu Gunst der Pfaffen bog".

Die Volksangehörigen bei Schiller sagen:

Kein Kaiser kann was unser ist verschenken;
Wir haben diesen Boden uns erschaffen
Durch unsrer Hände Fleiß....
Unser ist durch tausendjährigen Besitz
Der Boden — und der fremde Herrenknecht
Soll kommen dürfen und uns Ketten schmieden
Und Schmach antun auf unsrer eignen Erde?

Von den Staatsangehörigen ist das nicht zu erwarten. Nur die Minderheit der Deutschen sagte im Sinne von Schillers „Tell": „Unser ist durch tausendjährigen Besitz der Boden" —; keine Regierung „kann was unser ist verschenken". Allerdings — man wendet ein, die Deutschen hätten einen großen Krieg verloren. Das ist zwar richtig. Aber in diesem Falle verlangt Schiller von einer Regierung — und das würde für alle alliierten Regierungen, wie für die deutsche, gelten —

„Doch sie gestehe dann, daß sie die Macht
Allein, nicht die Gerechtigkeit geübt...
Und kleide nicht in heiliges Gewand
Der rohen Stärke blutiges Erkühnen.
Solch Gaukelspiel betrüge nicht die Welt!
Sie geb' es auf, mit des Verbrechens Früchten
Den heil'gen Schein der Tugend zu vereinen.
Und was sie ist, das wage sie zu scheinen!"

Außerdem sagt Schiller — und das gilt für alle Staaten —

Der Unterdrückte hat
Ein heilig Recht an jede edle Brust.
Wer aber soll gerecht sein auf der Erde,

Wenn es ein großes tapfres Volk nicht ist,
Das frei in höchster Machtvollkommenheit
Nur sich allein braucht Rechenschaft zu geben. —
Es ist die große Sache aller Staaten
Und Thronen, daß gescheh', was Rechtens ist,
Und jedem auf der Welt das Seine werde;
Denn da, wo die Gerechtigkeit regiert,
Da freut sich jeder, sicher seines Erb's,
Gerechtigkeit
Heißt der kunstreiche Bau des Weltgebäudes,
Wo alles eines, eines alles hält,
Wo mit dem einen alles stürzt und fällt.

Hier verlangt Schiller den freien Rechtsstaat, in dem für die Regierung der Grundsatz gilt: „Des Volkes Wohlfahrt ist die höchste Pflicht."

Aber in einem Staate, „wo sich im Kampfe tobender Parteien die Stimme der Gerechtigkeit verliert" — wie Schiller den Parlamentarismus kennzeichnet — ist weder eine solche Einigkeit, wie er sie für den Volksstaat im „Tell" fordert, herzustellen noch wünschenswert. Denn diese würde nur die Diktatur einer Partei oder die ihres Leiters bewirken. Deshalb können wir manchen Leuten, die heute Schiller preisen, mit den Worten des Dichters sagen: „Da rufen sie den Geist an in der Not, und grauet ihnen gleich, wenn er sich zeigt." Ja, man könnte in Versuchung geraten, gerade auf die heutigen Regierungen die Worte des Marquis von Posa aus dem „Don Carlos" anzuwenden:

In ihren Münzen läßt sie Wahrheit schlagen,
Die Wahrheit, die sie dulden kann. Verworfen
Sind alle Stempel, die nicht diesem gleichen.

Doch was der Krone frommen kann — ist das
Auch mir genug? Darf meine Bruderliebe
Sich zur Verkürzung meines Bruders borgen?
Weiß ich ihn glücklich — eh er denken darf?
Mich wählen Sie nicht, Sire, Glückseligkeit,
Die Sie uns prägen, auszustreu'n. Ich muß
Mich weigern, diese Stempel auszugeben. —

Denn — so warnt Schiller in dem gleichen dramatischen Gedicht —

Es ist nicht gut, bei Gott! Nicht alles gut,
Nicht alles, was ein Priester sagt, nicht alles,
Was eines Priesters Kreaturen sagen.

Aber das gerade wird heute in dem „christlich-demokratisch" regierten Europa und Amerika nicht nur für gut befunden, sondern blindlings befolgt. Solange man das aber noch glaubt, so lange die Alba und Domingo — als Symbole weltlicher und geistlicher Gewalt gedacht — in West- oder Osteuropa umgehen, solange wird ein Rechtsstaat im Sinne Schillers weder entstehen noch bestehen können. Oder — wie Schiller es selbst ausdrückt —: „so lange der oberste Grundsatz der Staaten von einem empörenden Egoismus zeugt ..., so lange, fürchte ich, wird die politische Regeneration, die man so nahe glaubte, nichts als ein Traum bleiben ... Man wird in anderen Weltteilen den Negern die Ketten abnehmen, und in Europa den Geistern anlegen."

Nur von einem Volk, wie er es im „Tell" dargestellt hat, gelten Schillers Worte:

Ja, wir sind eines Herzens, eines Bluts!
Wir sind ein Volk, und einig woll'n wir handeln.

Ein solches Volk ist jedoch eine lebendige Einheit in Blut (Rasseerbgut), Kultur, Glauben und Wirtschaft. Dieses Volk konnte die französische Revolution nicht schaffen. Aber, so rief die Französin Manon Roland ihren Landsleuten in jener Revolution zu — und da ist sie mit Schiller einig —: „Solange ihr nicht ein solches Volk werdet, o meine Mitbürger, werdet ihr vergebens von Freiheit reden! Ihr werdet bloß die Frechheit haben, die Willkür, welcher ihr — jeder zu seiner Zeit — zum Opfer fallen werdet. Ihr werdet Brot verlangen, aber man wird euch Leichen geben, und schließlich werdet ihr immer wieder Sklaven sein!"

Ist das nicht in allen diesen Staaten, die sich auf Grund jenes freimaurerischen Manifestes von 1789 gebildet haben, immer so gewesen?

Ist es etwa in jenen Staaten, die sich später auf Grund jenes kommunistischen Manifestes gebildet haben, besser geworden?

Hat nicht der jesuitische Staat in Paraguay schreckliche Ergebnisse gezeitigt? —

Allerdings versuchen die Vertreter aller jener Ideologien, sich stets mit schönen und schönsten Worten zu rechtfertigen. Schiller sagte indessen — und hier zeigt er sich wieder als der wirklichkeitsnahe Politiker — „wo die Tat nicht spricht, da wird das Wort nicht viel helfen". Aber „daß feste Grundsätze und Tugend unter den Menschen wirklich und kein Traum sind" — sagte er am 5. 4. 1802 — „beweist der Umstand, daß so viele alle Kräfte aufbieten, uns, wenn auch nur durch den Schein derselben, zu blenden". Es gilt also, diesen blendenden Schein zu durchschauen. Es ist Schillers Auftrag und Ver-

mächtnis für jeden Deutschen, ja für jeden Menschen, das er durch den Marquis von Posa zum Ausdruck bringt:

Er mache —
O, sagen Sie es ihm! Das Traumbild wahr,
Das kühne Traumbild eines neuen Staates...
Ob er vollende oder unterliege —
Ihm einerlei! Er lege Hand an!...
Und sagen Sie ihm, daß
Ich Menschenglück auf seine Seele lege,
Daß ich es sterbend von ihm fordre — fordre!
Und sehr dazu berechtigt war.

Welcher Deutsche wäre so seelenlos, so verkommen, diese Mahnung des großen deutschen Dichters zu überhören? —



Quellen- und Literaturangaben

Schillers sämtl. Werke, Neue Ausgabe, München 1958/59
Bernhard Zeller: „Schiller, eine Bildbiographie", München 1958
„Friedrich Schiller in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten", Hamburg 1958
Schillers sämtl. Werke. Jubiläumsausgabe in 16 Bänden. Stuttgart (Cotta) 1905
Robert Boxberger: „Schillers Werke und Leben", 6 Bände. Berlin 1904
Karl Hoffmeister: „Supplemente zu Schillers Werken. Aus seinem Nachlaß im Einverständnis und unter Mitwirkung der Familie Schillers." 4 Bände. Stuttgart 1858
Karl Hoffmeister: „Schillers Leben, Geistesentwicklung und Werke." Stuttgart 1842
Friedrich Schiller: „Kleinere prosaische Schriften. Aus mehreren Zeitschriften vom Verfasser selbst gesammelt und verbessert." 4 Teile. Leipzig (Crusius) 1801/2
Andreas Streicher: „Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim 1782—1785." Stuttgart 1836; Neudruck, Berlin 1905
Fritz Jonas: „Schillers Briefe", Kritische Gesamtausgabe in 7 Bänden. Stuttgart 1892
Julius Hartmann: „Schillers Jugendfreunde." Stuttgart 1904
Heinrich Voß: „Goethe und Schiller in Briefen". Herausg. von Dr. Hans Gerhard Gräf. Leipzig 1896
Speidel und Wittmann: „Bilder aus der Schillerzeit". Stuttgart 1885
Karl Berger: „Vom Weltbürgertum zum Nationalgedanken". Zwölf Bilder aus Schillers Lebenskreis und Wirkungsbereich. München 1918
Karl Berger: „Schiller, sein Leben und seine Werke". 2 Bände. München 1920
Karl Berger: „Die Entwicklung von Schillers Ästhetik", Weimar 1894
Arnold E. Berger: „Ein Schillerdenkmal". 3 Vorträge. Berlin 1909
Richard Weltrich: „Friedrich Schiller". Stuttgart 1899
Richard Weltrich: „Schiller auf der Flucht". Stuttgart 1923
Kuno Fischer: „Die Selbstbekenntnisse Schillers". Frankfurt a. Main 1858
Kuno Fischer: „Schiller als Philosoph", Heidelberg 1891
Kuno Fischer: „Schillers Jugend- und Wanderjahre", Heidelberg 1891
Friedrich Ueberweg: „Schiller als Historiker und Philosoph", Leipzig 1884
Julian Schmidt: „Schiller und seine Zeitgenossen", Leipzig 1863
Wilhelm Iffert: „Der junge Schiller und das geistige Ringen seiner Zeit", Halle 1926
K. Goedecke: „Schillers Geschäftsbriefe", Leipzig 1875
H. Düntzer: „Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund", Leipzig 1856
Eduard Boas: „Schillers Jugendjahre". Stuttgart 1856

Eugen Kühnemann: „Schiller". München 1927
P. Uhle: „Schiller im Urteil Goethes". Die Zeugnisse Goethes in Wort und Schrift, ges. und erg. durch die Zeugnisse Mitlebender. Leipzig 1910
Karoline von Wolzogen: „Schillers Leben". Stuttgart (Cotta) o. J.
Wilh. Fielitz: „Schiller und Lotte. 1788—1805." 3., den ganzen Briefwechsel umfassende Ausgabe. Stuttgart 1879
L. Geiger: „Briefwechsel zwischen Schiller und Körner". Stuttgart (Cotta) o.J.
Gustav Schwab: „Schillers Leben". Stuttgart 1840
Emil Palleske: „Schillers Leben und Werke". Berlin 1872
Gruber: „Friedrich Schiller". Leipzig 1805
Julius Petersen: „Schillers Gespräche". Leipzig 1911
Albert Ludwig: „Schiller und die deutsche Nachwelt". Berlin 1909
L. Urlichs: „Charlotte Schiller und ihre Freunde". Stuttgart 1860
G. Könnecke: „Schiller". Eine Biographie in Bildern. Marburg 1905
Eduard Boas: „Goethe und Schiller im Xenienkampf". Stuttgart 1851
Jakob Wychgram: „Schiller". Berlin 1905
Robert Seidel: „Schillers politisches Vermächtnis". München 1890
Karl Kautsky: „Die Rebellionen in Schillers Dramen". Die „Neue Zeit", 23. J. 1905. 2. Bd. S. 133 ff.
Konrad Haenisch: „Schiller und die Arbeiter". Dresden 1912
Ludwig Fulda: „Schiller und die neue Generation", Stuttgart 1904
Werner Deubel: „Schillers Kampf um die Tragödie", Berlin 1935
Otto Brahm: „Schiller", Berlin 1888
T. M. Eberwein: „Schillers Liebe und Verhältnis i. Rudolstadt", Rudolstadt 1855
A. Portig: „Schiller und die Freundschaft", Hamburg 1894
Th. Birt: „Schiller der Politiker im Licht unserer Gegenwart", Stuttgart (Cotta) 1916
Ludwig Keller: „Schillers Stellung in der Entwicklungsgeschichte des Humanismus", Berlin 1905
Th. Kappstein: „Schillers Weltanschauung", München 1921
Albert Leitzmann: „Die Quellen von Schillers und Goethes Balladen", Bonn 1923. — „Die Quellen von Schillers Wilhelm Tell", Bonn 1923
W. Stammler: „Schillers Anthologie-Gedichte", Bonn 1923. — „Anthologie auf das Jahr 1782", Gedr. i. Tobolsko, Neudruck, Berlin 1905
Arnold Littmann: „Schillers Geschichtsphilosophie". Langensalza 1926
Johannes Scherr: „Schiller und seine Zeit". In drei Büchern. Leipzig 1859. — „Blücher, seine Zeit und sein Leben". Drei Bände. Leipzig 1862. — „Allg. Geschichte der Literatur". Leipzig 1875. — „Geschichte der engl. Literatur". Leipzig 1874. — „Bildersaal der Weltliteratur". Stuttgart 1855
Julius Burggraf: „Schillerpredigten". Gießen 1909
Otto Güntter: „Veröffentlichungen des Schwäb. Schillervereins": Marbacher Schillerbuch I. Stuttgart 1905. — Marbacher Schillerbuch II. Stuttgart 1907. — Marbacher Schillerbuch III. Stuttgart 1909. — Marbacher Schillerbuch IV. Stuttgart 1919 (Schiller über Volk, Staat u. Gesellschaft). — Marbacher Schillerbuch V. Stuttgart 1922 (Die Religion Friedrich Schillers)

Schwäb. Schillerverein Marbach-Stuttgart: „35. Rechenschaftsbericht 1930/31". Stuttgart 1931. — „40. Rechenschaftsbericht 1935/36". Stuttgart 1936
Friedrich Sell: „Die Religion unserer Klassiker". Tübingen 1904
Helmut Groos: „Der deutsche Idealismus und das Christentum". München 1927
Richard Benz: „Die Deutsche Romantik". Geschichte einer geistigen Bewegung. 4. Aufl. Leipzig 1940
Hans H. Borcherdt: „Schiller und die Romantiker", Briefe u. Dokumente, Stuttgart 1948
Heinrich Bulthaupt: „Dramaturgie des Schauspiels". 1. Bd. (Goethe, Schiller). Oldenburg 1902
Eduard Genast: „Tagebuch eines alten Schauspielers". Leipzig 1862
Pichler: „Chronik d. Großherzogl. Hof- und Nationaltheaters in Mannheim", Mannheim 1879
Armbruster: „Schwäb. Museum", Kempten 1875
Franz Schnorr v. Carolsfeld: „Archiv für Literaturgeschichte"
Paul Kluckhohn: „Die Auffassung der Liebe i. d. Literatur des 18. Jahrh. und in der deutschen Romantik", Halle 1931
Herbert Nette: „Wilhelm u. Caroline v. Humboldt", Düsseldorf 1956
Rudolf Freese: „Wilhelm v. Humboldt, Sein Leben und Wirken, dargestellt in Briefen, Tagebüchern u. Dokumenten seiner Zeit", Darmstadt o. J.
A. v. Sydow: „Wilhelm und Karoline v. Humboldt in ihren Briefen". Berlin 1905
Albert Haueis: „Briefe deutscher Klassiker". Wiesbaden o. J.
Willi A. Koch: „Briefe deutscher Romantiker". Wiesbaden o. J.
Werner Langer: „Briefe des alten Frankreich". Wiesbaden 1949
„Briefe der Marquise de Pompadour", München 1927
Hans Reisiger: „Johann Gottfried Herder". Sein Leben in Selbstzeugnissen, Briefen und Berichten. Berlin 1942
Goethes sämtl. Werke, Jubiläumsausgabe in 40 Bänden. Stuttgart (Cotta)
Joh. Peter Eckermann: „Gespräche mit Goethe". Herausg. von Prof. Dr. H. H. Houben. Leipzig 1918
Deibel und Gundelfinger: „Goethe im Gespräch" Leipzig 1907
Chr. Martin Wieland: „Neuer Teutscher Merkur". „Würdigung der Neufränkischen Republik". Sämtl. Werke. Leipzig 1839
Georg Brandes: „Goethe". Berlin 1922
Heinrich Döring: „Goethes Leben", Weimar 1828
Ph. Stein: „Goethes Briefe", 4 Bde. Berlin 1913
„Unbekannte Briefe und Urkunden aus dem Goethekreis", Bremen 1932
Goethe, neue Gesamtausgabe des Cottaverlages
Hugo Wernekke: „Goethe und die königliche Kunst". Berlin 1923
Hans Schulz: „Timoleon und Immanuel". Dokumente einer Freundschaft. Briefwechsel zwischen Friedr. Christian zu Schleswig-Holstein und Jens Baggesen. Leipzig 1910
F. Max Müller: „Schillers Briefwechsel mit dem Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg". Berlin 1875
Hans Schulz: „Friedrich Christian, Herzog zu Schleswig-Holstein. Ein Lebensbild." Stuttgart und Leipzig 1910

Hermann Hettner: „Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert". (Neudruck.) Leipzig 1928
Karl Biedermann: „Deutschland im 18. Jahrhundert". Leipzig 1880
Max v. Boehn: „Deutschland im 18. Jahrhundert", 2 Bde. Berlin 1921/22. — „England im 18. Jahrhundert". Berlin 1920. — „Frankreich im 18. Jahrhundert". Berlin 1923
A. v. Gleichen-Rußwurm: „Das Galante Europa 1600—1789", Stuttgart 1911. — „Geselligkeit". 1789—1900. Stuttgart 1910
Eberhard Buchner: „Das Neueste von Gestern". Kulturgesch. interessante Dokumente aus alten deutschen Zeitungen. München 1912, Band 3 u. 4
Leopold v. Ranke: „Französische Geschichte — Ursprung und Beginn der Revolutionskriege 1791/92". München 1925
Wilh. Wachsmuth: „Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter". Vier Bände. Hamburg 1840/44.
Adolphe Thiers: „Histoire de la révolution française", Paris 1823/27
A. Thiers: „Geschichte der französischen Revolution". Tübingen 1848
Adolf Roßberg: „Freimaurerei und Politik im Zeitalter der französischen Revolution". Berlin 1942
Léon Poncin: „Hinter den Kulissen der Revolution". Berlin 1929
Barth. Georg Niebuhr: „Geschichte des Zeitalters der Revolution". Hamburg 1845
Joseph Hansen: „Quellen zur Geschichte des Rheinlandes im Zeitalter der franz. Revolution 1780—1801". Bonn 1931/35
Louis Blanc: „Histoire de la révolution française". Paris 1847
Leopold v. Ranke: „Historisch-biographische Studien". Berlin 1877
Alexis de Tocqueville: „Das Zeitalter der Gleichheit" (Das Ancien Regime u. d. Revolution), Stuttgart 1954
Wilhelm Oncken: Das Zeitalter d. Revolution, des Kaiserreiches u. d. Befreiungskriege, 2 Bde., Berlin 1884/86
Th. Flathe: „Das Zeitalter der Restauration und Revolution", Berlin 1883
Bernard Fay: „Ludwig XVI.", München 1956
Bernard Fay: „Louis XVI. ou la fin d'un monde", Paris 1955
Alfred Kröger: „Ca ira! Die franz. Revolution in Tatsachenberichten deutscher Zeitungen", Berlin 1939
Du Casse: „Mémoires et correspondance politique et militaire du roi Joseph", Paris 1856/58
Fr. Villemain: „Souvenirs contemporains d'histoire et de littérature", Bruxelles 1853; Deutsch: Leipzig 1854
„Mémoires de la Réveillière-Lepaux", Paris 1895
A. Thibaudeau: „Mémoires sur le Consulat et l'Empire", Paris 1835
„Mémoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon etc.", 2. Edit. Paris 1830
A. v. Arneth: „Marie Antoinette, Josef II. u. Leopold II. ihr Briefwechsel" Wien 1866
„Mitteilungen d. Salzburger Hochschulvereins", 1909, Nr. 4
Wilh. v. Dorow: „Denkschriften u. Briefe z. Charakteristik der Welt und Literatur", Berlin 1840
St. Martin: „Des erreurs et de la vérité", Lyon 1775

Condorcet: „Esquisse d'un tableau historique etc.", Paris 1794
Grégoire: „Geschichte d. Beichtväter", Leipz. 1825
S. Bernecker: „Frauen im Hintergrund", Berlin 1943
H. Welschinger: „Mirabeau in Berlin als geheimer Agent der franz. Regierung 1766—1787", Leipzig 1900
B. Erdmannsdörffer: „Mirabeau", Bielefeld 1900
Johannes Scherr: „Eine Blutzeugin wider die Pöbelherrschaft". (Manon Roland) in der Sammlung „Hammerschläge und Historien". 2. Bd. Zürich 1878
Fedor v. Zobeltitz: „Die Memoiren des Grafen von Tilly. (Mémoires du comte Alexandre de Tilly, pour servir à l'histoire des moeurs de la fin du XVIIIe siècle", Paris 1828, 3 vols.). Berlin 1908
F. Ch. Laukhard: „Magister F. Ch. Laukhards Leben und Schicksale von ihm selbst beschrieben". Deutsche und französische Kultur- und Sittenbilder aus dem 18. Jahrhundert. 2 Bde. Stuttgart 1908
Kaspar Riesbeck: „Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland". 2 Bde. o. O. 1783
„Memoiren der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth", Nach der eigenhändigen französischen Niederschrift, 2 Bde. Leipzig 1927
„Die Erinnerungen des Giacomo Casanova", Vollständige Ausgabe u. Übersetzung von Heinrich Conrad, Leipzig 1911
Karl Viktor v. Bonstetten: „Briefe, Jugenderinnerungen". Hsg. von Willibald Klinke. Bern 1945
L. P. Roederer: „Tagebuch des Grafen L. P. Roederer". Berlin 1908
Friedr. v. Raumer: „Europa vom Ende des Siebenjährigen bis zum Beginn des amerikanischen Krieges (1763—1769)". Nach den Quellen im britischen und französischen Reichsarchiv. 3 Bde. Leipzig 1839
Bert. Ad. Haase-Faulenorth: „Gräfin Lichtenau". Nach bisher unveröffentlichten Archivakten. Berlin 1934
Johannes Scherr: „Deutsche Kultur- und Sittengeschichte". Leipzig 1887. — „Beaumarchais"; „Mirabeau u. Marie Antoinette"; „Gefängnisleben z. Schreckenszeit"; „Die Göttin d. Vernunft"; „Weimar und Paris"; „Für Thron und Altar" in der Sammlung „Menschliche Tragikomödie". Leipzig o. J.
Otto Henne am Rhyn: „Kulturgeschichte des deutschen Volkes". Berlin 1893
Ernst Moritz Arndt: „Germanien und Europa". Altona 1803
Ernst Moritz Arndt: „Erinnerungen aus dem äußeren Leben", Leipzig 1840
Herzog Eugen v. Württemberg: „Memoiren", o. O. 1862
Just. Kerner: „Das Bilderbuch meiner Knabenzeit", Frankf. a/O. 1893
Max Lenz: „Napoleon I." Bielefeld 1908
Friedr. M. Kircheisen: „Napoleon, der Feldherr, Staatsmann und Mensch in seinen Werken". Stuttgart 1907. — „Napoleon I., sein Leben und seine Zeit". 1. Band. München 1911
Miot de Melito: „Memoiren des Grafen Miot de Melito". Stuttgart 1868
Joseph Turquan: „Die Bürgerin Tallien". Leipzig 1899.
„Die geheimen Denkwürdigkeiten der Gräfin Dubarry." Herausg. u. übers. von Paul Frischauer. Wien 1924
Hermann Eßwein: „Nicolas Chamfort". München und Leipzig o. J.

David Friedr. Strauß: „Voltaire". Bonn 1877
Joh. Georg Stakemann: „Voltaire, Wegbereiter der französischen Revolution". Berlin 1936
De Thiébault: „Memoiren aus der Zeit d. Franz. Revolution", Stuttg. 1902
Ch. Borgeaud: „J. J. Rousseaus Religionsphilosophie", Dissertation, Leipzig 1883
Eduard Spranger: „Jean Jacques Rousseau". Eine Zusammenstellung aus seinen Werken. Jena 1922
Jean Jacques Rousseau: „Der Gesellschaftsvertrag" (Contrat social). Leipzig o. J. — „Emil oder über die Erziehung" (Emile ou de l'éducation). Leipzig o. J. — „Bekenntnisse" (Confessions). 2 Bände, Leipzig o. J.
Friedrich Sieburg: „Robespierre". Frankfurt a. M. 1936
Friedrich der Große: „Dreihundert Briefe Friedrichs des Großen". Übers. von Dr. A. Kannengießer. Leipzig o. J.
Johannes Scherr: „Jesuiten und Freimaurer". Drei Bücher Kulturgeschichte. In der Sammlung „Letzte Gänge". Berlin und Stuttgart 1887
„Allgemeines Handbuch der Freimaurerei". Leipzig 1900/1
Karl Didler: „Freimaurer-Denkschrift über die politische Wirksamkeit des Freimaurerbundes". Berlin 1864/67
Koch S. J.: „Jesuiten-Lexikon". Paderborn 1934
Graf Hoensbroech: „Der Jesuitenorden". Eine Enzyklopädie. 2 Bände. Bern und Leipzig 1926
Ad. Bartels: „Freimaurerei u. deutsche Literatur". München 1929
Peter Ph. Wolf: „Allgemeine Geschichte der Jesuiten". 3. und 4. Band. Zürich 1791/92
Leopold Engel: „Geschichte des Illuminatenordens". Berlin 1906
Ph. Jak. Cretzschmar: „Religionssysteme und Freimaurerei" (Manuskript f. Brüder). Frankfurt a. M. 5844 (1844 u. Ztr.)
Friedr. v. Sydow: „Astraea", Taschenbuch für Freimaurer. Ilmenau 1824. — „Minerva", Taschenbuch für Freimaurer 1828
Ferd. Runkel: „Geschichte der Freimaurerei in Deutschland", Berlin 1932
Arnold Marx: „Die Gold- und Rosenkreuzer. Ein Mysterienbund des ausgehenden 18. Jahrhunderts"
Joseph Popp: „Die Weltanschauung des Frhrn. Adolph v. Knigge" (Das Freimaurer-Museum, Handschr. f. Brr Meister), Leipzig 1930 u. 1931
Joseph de Maistre: „Mémoire inédit au Duc de Brunswick", La Franc-Maçonnerie, Paris 1925
Jacques Crétineau-Joly S. J.: „Histoire religieuse, politique et littéraire de la Compagnie de Jésus, composée sur les documents inédits et authentiques", Paris 1844/46
Landgraf Karl von Hessen: „Mémoires de mon temps dictés par le landgrave Charles". Kopenhagen 1861
Karl Bernhardi: „Denkwürdigkeiten des Landgrafen Karl von Hessen von ihm selbst diktiert." Aus dem französischen als Manuskript gedruckten Original übersetzt. Kassel 1866
Joh. v. Guenther: „Der Erzzauberer Cagliostro". Die Dokumente über ihn. München 1919
Archivrat Dr. Herm. Granier: „Eine Denkschrift Friedrich Nicolais über die

kath. Kirche in Preußen". Jahrb. f. brandenb. Kirchengesch. 31. Jahrgang, S. 125/138
Friedrich Nicolai: „Nachricht von der wahren Beschaffenheit des Instituts der Jesuiten", Berlin 1785
Eduard Vehse: „Geschichte des preuß. Hofs und Adels und der preuß. Diplomatie". Hamburg 1851
Ernst Aug. Ant. v. Göchhausen: „Enthüllung des Systems der Weltbürger-Republik. In Briefen aus der Verlassenschaft eines Freymaurers." Rom (Leipzig) 1786
Joh. Joachim Chr. Bode: „Starke Erweise aus den eigenen Schriften des Hochheiligen Ordens, Gold- und Rosenkreutzer". Wien, Regensburg und Berlin 1788. — „Journal einer Reise von Weimar nach Frankreich 1787", (Sächs. Landesbibliothek Dresden. Msc. Dresd. h 37, Folioband 3. Böttigers handschriftl. Nachlaß).
J. G. Zimmermann: „Denkschrift von J. G. Zimmermann an Kaiser Leopold II. über die Illuminaten". Wiener Haus-, Hof- u. Staatsarchiv. Vertrauliche Akten, Fasz. 63.
Jean Pierre Louis de la Roche du Maine, Marquis de Luchet: „Essai sur la secte des illuminés". Paris 1789
Johann Michael Heinrich: „Versuch über die Sekte der Illuminaten". Freiburg und Annaberg 1790
August Kluckhohn: „Die Illuminaten und die Aufklärung in Bayern unter Karl Theodor". München u. Leipzig 1895. — „Einige Originalschriften des Illuminatenordens usw." Herausg. v. d. kurbayer. Regierung 1787. — „Nachtrag von weiteren Originalschriften usw." Herausg. v. d. kurbayer. Regierung. München 1787
Siegmund Johann v. Rotenhan: „Freimüthig-patriotische Beobachtungen und Bemerkungen über die gegenwärtigen öffentlichen Angelegenheiten in Deutschland". Leipzig 1818
Augustin Barruel: „Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Jacobinismus". Aus dem Französischen. 4 Bände Hannover 1800/1
August Fournier: „Illuminaten und Patrioten". Historische Studien und Skizzen. R. 1. Prag und Leipzig 1912
Albert Mathiez: „Annales révolutionaires. Organe des études Robespierristes". T. 6. Paris 1913
Adam Weishaupt: „Über die geheime Welt- und Regierungskunst". Frankfurt 1795
Joh. Alois Mayer (Frh. v. Knigge): „Über Jesuiten, Freymaurer und deutsche Rosenkreuzer". Leipzig 1781
G. M. Pachtler S. J.: „Der stille Krieg gegen Thron und Altar oder das Negative der Freimaurerei". Amberg 1876
Ludw. Ad. Chr. v. Grolmann: „Die neuesten Arbeiten des Spartacus und Philo in den Illuminatenorden; jetzt zum erstenmal gedruckt, und zur Beherzigung bey gegenwärtigen Zeitläuften herausgegeben." München 1794
Staatsarchiv Marburg: „Politische Akten. Religionssachen 1717 bis 1790. Illuminaten und geheime Orden."
Cosandey, v. Sulpitius, Veit Renner, Jos. v. Utzschneider: „Drey merkwür-

dige Aussagen, die innere Einrichtung des Illuminatenordens in Baiern betreffend". München 1786
Br Decius: „Die Hebräischen Mysterien oder die älteste religiöse Freymaurerei", Leipzig 1788
William Hirsch: „Religion und Civilisation", München 1910
Carl Ernst Jarcke: „Vermischte Schriften", 2. Band, München 1839
Wilhelm Wald: „Die Landes-Großmeister der Großen Landesloge der Freimaurer von Deutschland". T. 2: „Bruder Ernst II., Herzog zu Sachsen-Gotha u. Altenburg". (Schriften der wissenschaftl. Kommission d. Gr. Landesloge d. Freimaurer von Deutschland. H. 6). Berlin 1918
C. van Dahlen: „Kalender für Freimaurer 1930". Johann Wolfgang von Goethe. Ein Gedenkblatt zur 150. Wiederkehr seiner Aufnahme am 23. 6. 1780. — „Taschenbuch des Vereins deutscher Freimaurer". 1925/26
Anonym: „Die Schottische Maurerei verglichen mit den drei Ordensgelübden und dem Geheimnis der Tempelherren aus dem 14. Jahrhundert". Aus dem Französischen mit Anmerkungen des Übersetzers. Leipzig (G. J. Göschen) 1788
Anonym: „Die Jesuiten vertrieben aus der Freymaurerei und ihr Dolch zerbrochen durch die Freymaurer". Leipzig 1788
Anonym: „Einerley der vier Gelübde bey der Gesellschaft des Heil. Ignaz, und der vier Grade in der Freymaurerei des Heil. Johannes". Leipzig 1788
Anonym: „Jesuitengift, wie es unter Clemens XIII. entdeckt, unter Clemens XIV. unterdrückt, und unter Pius VI. noch fortschleicht, oder der Jesuit in fünferley Gestalten, allen Christen zur Warnung vorgestellt als Probabilist, Beichtvater, Kezermacher, Fürstenhasser und päpstlicher Soldat." o. O. 1784
Ludw. v. Hammerstein S. J.: „Das preuß. Schulmonopol", Freiburg i. Br. 1893
Friedrich Nietzsche: „Unzeitgemäße Betrachtungen"
M. Philippson: „Westeuropa i. Zeitalter Philipps II., Elisabeth u. Heinrich IV.", Berlin o. J.
Henry Ch. Lea: „Geschichte d. span. Inquisition", Leipzig 1911/12
Th. B. Macaulay: ,,History of England", London 1852